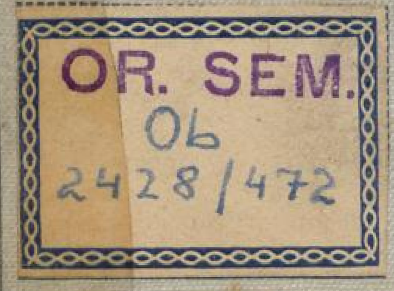
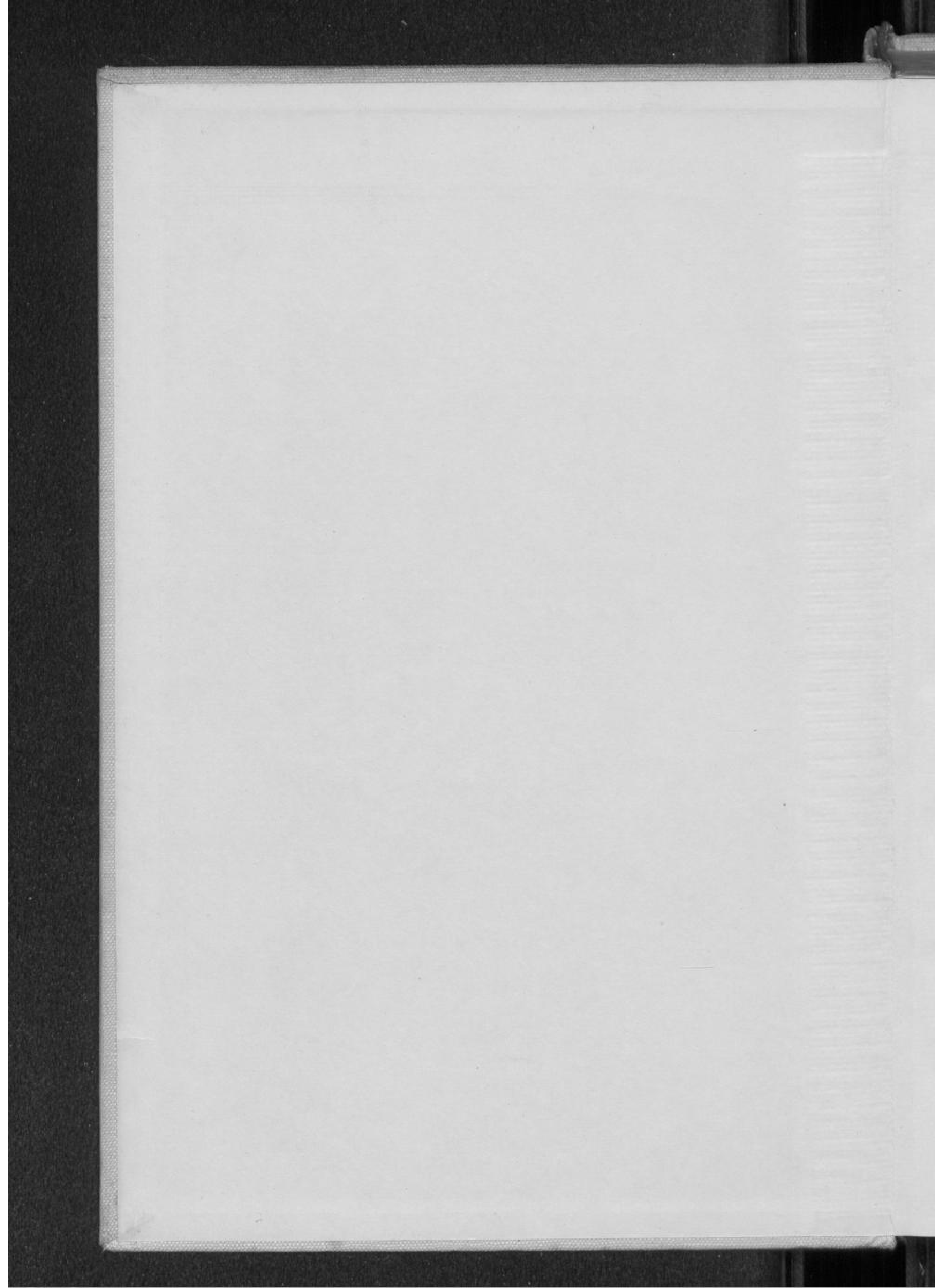
A. VON LE COQ

VON LAND UND LEUTEN IN OSTTURKISTAN





ALBERT VON LE COQ
DR. PHIL., PROFESSOR UND DIREKTOR AM STAATLICHEN MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE IN BERLIN

VON LAND UND LEUTEN IN OSTTURKISTAN

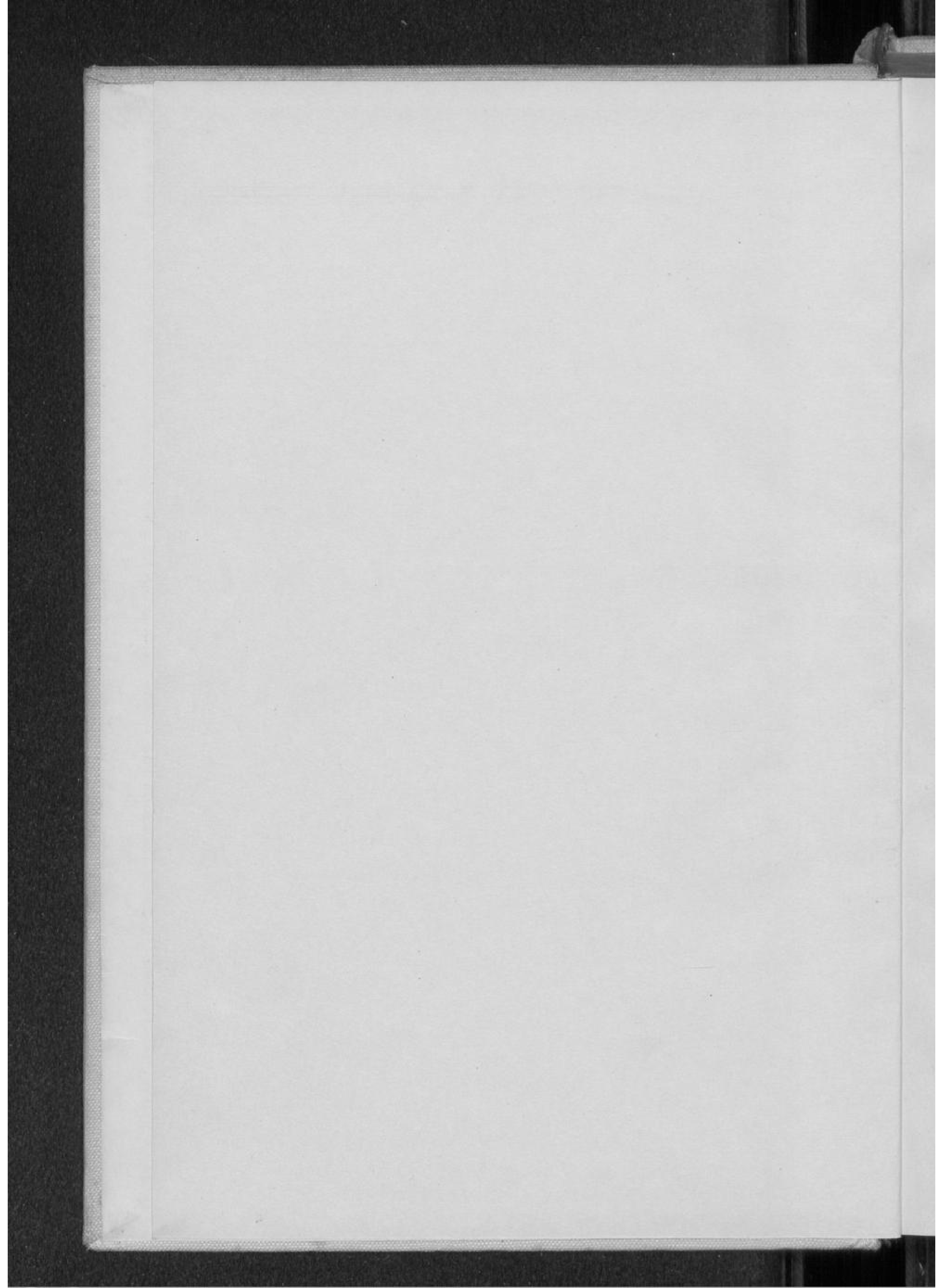
BERICHTE UND ABENTEUER DER 4. DEUTSCHEN TURFANEXPEDITION

DRITTE / UNVERÄNDERTE AUFLAGE

MIT 156 ABBILDUNGEN IM TEXT UND AUF 48 TAFELN SOWIE 3 KARTEN

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG / LEIPZIG 1928



ALBERT VON LE COQ
DR. PHIL./PROFESSOR UND DIREKTOR AM STAATLICHEN MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE IN BERLIN

VON LAND UND LEUTEN IN OSTTURKISTAN

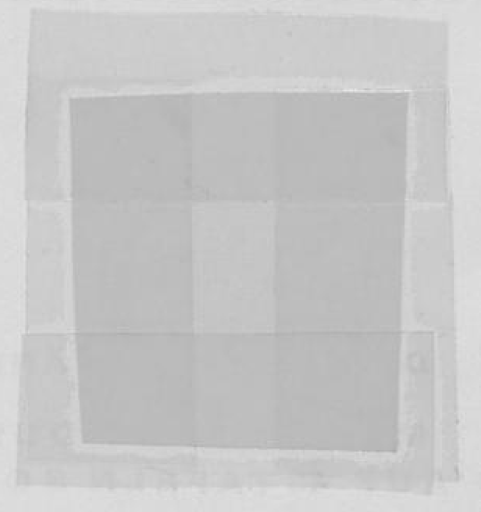
BERICHTE UND ABENTEUER DER 4. DEUTSCHEN TURFANEXPEDITION

DRITTE / UNVERÄNDERTE AUFLAGE

MIT 156 ABBILDUNGEN IM TEXT UND AUF 48 TAFELN SOWIE 5 KARTEN

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG / LEIPZIG / 1928



Druck von August Pries in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Erklärung der Umschriftzeichen

γ = rauh in der Kehle gesprochenes *g*
χ = *ch* in lachen
q = rauhes gutturales *k*
ǧ = italien. *g* in giorno
ĉ = *tsch* in quetschen
š = *sch* in scheinen

Erklärung der Abkürzungen

corr. ar. = corruptes Arab.
þ. = persisch
t. = türkisch

Vorwort

Die vierte „Turfan"-Reise (sie hat Turfan nie berührt) — März 1913 bis März 1914 — hat von Anfang an unter allerhand Mißgeschick gelitten.

Es hatte den Chinesen gefallen, ihre Regierungsform zu wechseln. Die Mandschu (ich habe nie finden können, daß sie in Charakter und Kultur irgendwie von den „Chinesen" abgewichen wären!) waren verjagt worden. Ihr nicht besonders starkes Regime war aber keineswegs durch ein besseres ersetzt worden; im Gegenteil, höchst verächtliche Menschen, oft gemeine Verbrecher, hatten sich in wichtige Verwaltungstellen gewaltsam eingesetzt und im ganzen Lande — ich meine Ostturkistan, nicht das eigentliche China — war die frühere unbedingte Ruhe, Sicherheit und vor allem das Vertrauen, in bedauerlicher Weise zerstört worden. Alle Dinge waren zwei oder dreimal so teuer als unter den Mandschu-Kaisern, und einheimische Kaufleute, wenn sie nicht in Karawanen reisten, durften sich nicht mehr wie früher allein auf den Landstraßen sehen lassen.

Außer diesen für uns bedauerlichen Änderungen und der sich aus ihnen ergebenden Weigerung der chinesischen Regierung, uns mit Regierungspässen zu versehen, war die schleppende Erledigung unserer Paßangelegenheiten durch Herrn Radloff in St. Petersburg ein weiteres Mißgeschick.

Letztere Sache wurde nach vielem Zeitverlust geregelt; die chinesischen Regierungspässe wußte Sir G. Macartney in einer unvergessenen Weise freundschaftlichst durch die Erlangung von Pässen durch die Lokalbehörden zu ersetzen. Ohne diese Unterstützung wäre es uns nicht möglich gewesen, die Reise auszuführen, und die äußerst wertvollen Bilder, die wir gerettet haben, wären wahrscheinlich zum Teil oder ganz den heftigen Erdbeben des Jahres 1916 oder der Bilderstürmerei der Türken zum Opfer gefallen.

Unsere Erlebnisse mit den einheimischen Behörden ergeben sich aus der Lektüre dieses Buches. Es war immer ein gewisses Unbehagen vorhanden, ein Gefühl der Unsicherheit, das gegen die frühere Sicherheit und Ruhe recht unangenehm abstach.

Zu all diesen Widerwärtigkeiten kam dann noch meine schwere und Herrn Bartus' leichtere Erkrankung, sowie das, in früheren Zeiten undenkbare, mörderische Attentat auf meinen getreuen Helfer.

Und als wir das Land verließen, war die Stimmung gewitterschwül; unter meinen türkischen Bekannten, den Aksakals und den ihnen untergebenen Kaufleuten, hörte man immer wieder die Worte sōkusch (t.), muhārab (für ar. muhāraba), dschäng (p.), — alles Worte für „Krieg" — aber wo dieser Krieg entstehen und wer ihn führen würde, vermochte niemand zu sagen.

Später sah ich, wie diese unsicheren Gerüchte der Bazare Ostturkistans begründet waren.

Ich komme jetzt dazu, hier in dem letzten Werk, das ich diesen persönlichen Erlebnissen zu widmen gedenke, einer Anzahl von Gönnern und Freunden meinen Dank auszusprechen.

Der erste Dank gebührt den Herren vom Turfan-Komitee, das die 4. Reise organisierte, d. i. dem Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Lüders, den Herren Geheimrat Ed. Meyer, W. Schulze und Professor F. W. K. Müller und den Geldgebern, unseren verehrten Gönnern, den Herren J. Simon, Arnholdt, DD. v. Schwabach und Exzellenz Bode, die mit Herrn Krupp v. Bohlen die eine Hälfte der nötigen Summe aufbrachten, und S. M. dem Kaiser, der die andere Hälfte gab.

War durch diese Mittel die Möglichkeit der Ausreise sichergestellt, so verdanke ich die glücklichen Erfolge doch einzig und allein der freundschaftlichen Anteilnahme an unseren Arbeiten, die Sir G. Macartney mir entgegenbrachte. Ihm gebührt unser herzlicher Dank, den hier öffentlich abzustatten mir eine teure Pflicht ist.

Als nach all den Übeln und Gefahren dieser schwierigsten unserer vier Expeditionen in dies gelobte Land der westöstlichen Beziehungen unsere Ausbeute sicher in den Räumen unseres Museums geborgen war, brach der Krieg aus. Die Arbeit mußte größtenteils ruhen, weil weder Mittel, noch die nötigen Hilfskräfte in genügender Zahl vorhanden waren. Bartus arbeitete wie stets mit gewohnter Hingabe, aber selbst sein Fleiß und Geschick machten nur geringen Eindruck auf die Riesenmenge des zu verarbeitenden Materials.

Wohl dem, der treue Freunde hat. Als es aussah, als ob die interessanten Bildwerke, die so deutlich die Zusammenhänge der Kunst des hellenistischen Altertums mit der des fernen Ostens nachweisen, in ihren Kisten vermodern sollten, erwähnte ich diese traurige Sachlage einmal meinem lieben verehrten Freunde, dem Kommerzienrat Dr. Karl Goldschmidt (Th. Goldschmidt, Chem. Fabrik, Essen), der mich teilnahmevoll anhörte. Nach wenigen Tagen teilte er mir mit, daß er mit seinen Söhnen und mit seinem

Bruder, meinem alten Freund, dem Chemiker Prof. Dr. Hans Goldschmidt, mir die Summe von 50 000 Goldmark stiften und daß die Familie Krupp, unsere ältesten Gönner, in der Person des Herrn Krupp von Bohlen weitere 30 000 Goldmark spenden wolle.

Mit dieser großen Summe wurden zahlreiche Gemälde so weit restauriert, daß man sie auslegen und zeigen konnte.

Aber dann kam die Inflation, und es wäre kaum gelungen, weiter zu arbeiten, wenn nicht wieder Dr. Karl Goldschmidt und sein ältester Sohn, Dr. Theo Goldschmidt, mir zu Hilfe gekommen wären. Jeder von ihnen gab mir 500 holländische Gulden, und mit diesem Gelde, damals eine große Summe, konnte ich weiterarbeiten, bis die Regierung wieder in der Lage war, sich der Sache anzunehmen.

Meine beiden alten Freunde, Dr. Hans und Dr. Karl Goldschmidt sind nun auch schon verstorben. Aber die beiden Söhne, die Herren Dr. Th. Goldschmidt-Essen und Dr. B. Goldschmidt-Kiel leben, und es ist mir eine besondere Genugtuung, ihnen hier einen öffentlichen Dank widmen zu können. Nur die uneigennützige Hilfsbereitschaft der Familien Goldschmidt und Krupp hat dem deutschen Volke diese wertvollen und aufschlußreichen Altertümer gerettet. Dr. Theo Goldschmidt hat den Wunsch, ihm angebotene wertvolle Kunstsachen für sich zu erwerben, hintangestellt, um dem Museum die Ergebnisse unserer Expeditionen zu erhalten.

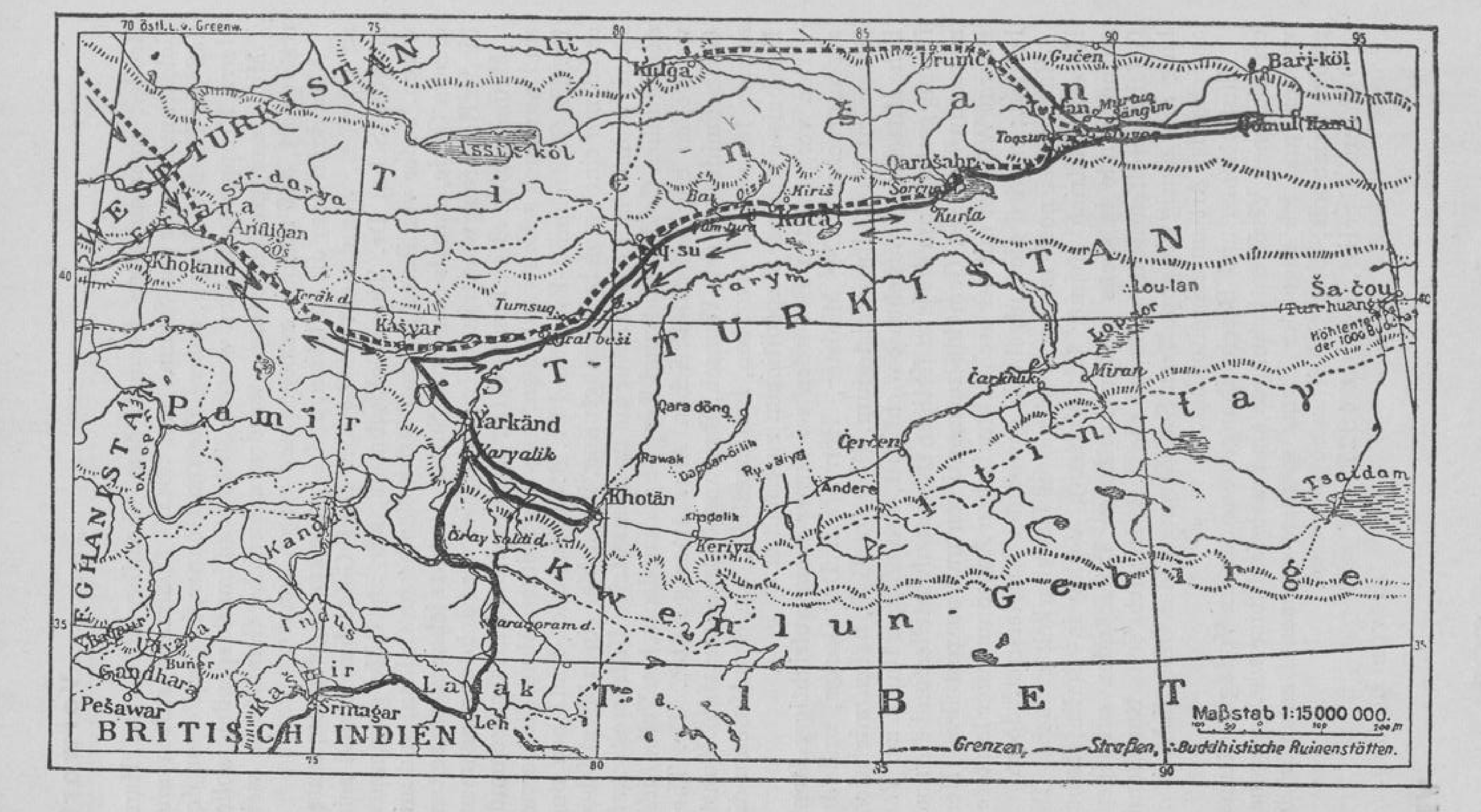
Den vorgesetzten Behörden sei ferner mein aufrichtiger Dank ausgesprochen. Der Minister, Herr Prof. Dr. Becker, und der Dezernent im Kultusministerium, Herr Dr. Gall, haben mir reichliche Mittel und, was ebenso wichtig ist, den nötigen Raum zur Verfügung gestellt, um die jetzt fertigen Bilder aufzustellen und die noch zu restaurierenden Gemälde zu montieren und auszustellen. Herr Baurat Wille ist mit der architektonischen Anordnung der letzteren betraut; er wird die Aufgabe in gewohnter Meisterschaft lösen.

Endlich sei noch meiner Verleger in Dankbarkeit gedacht. Die Herren Dietrich Reimer (E. Vohsen), Verlag in Berlin, haben meine Funde in sechs großen kostbaren Tafelbänden auf eigene Gefahr veröffentlicht, während die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig die populären Schilderungen der Öffentlichkeit in anziehender Art unterbreitet hat.

Illustrationen und Beschreibungen aus den im Verlag D. Reimer erschienenen Veröffentlichungen sind mehrfach hier wiedergegeben worden, und ich sage der Firma meinen warmen Dank für die gütige Erlaubnis, diese Schriften zu benutzen.

Dahlem-Berlin, Herbst 1927.

A. von Le Coq.



Erste Reise
Zweite und dritte Reise
Vierte Reise (zwischen Andidschan und Kurla hin und zurück)

Einleitung

Nach der in kurzen Zwischenräumen erfolgten Rückkehr (Januar und Juni 1907) der zweiten und dritten „Turfan"-Expeditionen und nach dem glücklichen Eintreffen der von diesen Reisen beschafften Altertümer, begann in Berlin eine frohe Zeit eifriger Zusammenarbeit.

Die Resultate waren verblüffend. Professor F. W. K. Müller hatte schon im Jahre 1904 gewisse Manuskripte in einer Abart der syrischen Schrift aus der Turfan-Oase als Reste der verschollenen Literatur der Manichäer erkannt. Einige derselben waren in einem unbekannten iranischen Dialekt verfaßt, der sich in einem etwas jüngeren Entwicklungsstadium in zahlreichen nestorianisch-christlichen Handschriften aus dem syrisch-christlichen Kloster bei Bulayik im Norden von Turfan wiederfand. In diesen Handschriften aber hatten sich die Schreiber nicht der schönen, aber schwer zu lesenden soghdischen Schrift bedient, in der die meisten buddhistischen Texte geschrieben sind; sie sind vielmehr niedergeschrieben in einer nur wenig abgeänderten Art der syrischen Estrangelo-Schrift, die eine weit leichtere Lösung ermöglicht. Aus den in einer besonders schönen Variante dieser syrischen Schrift geschriebenen Bruchstücken einer die Auffindung des heiligen Kreuzes behandelnden Handschrift, erkannten F. C. Andreas, Göttingen, und F. W. K. Müller durch das Vorkommen der Monatsnamen und des Titels des Königs, daß die Wiederauffindung einer vollkommen verschollenen, einst weit verbreiteten iranischen Literatursprache geglückt war, nämlich des Soghdischen, der Sprache der Bewohner der alten Landschaft Soghd oder Soghdiana, deren Hauptstädte das uralte Samarkand und das reiche, altberühmte Buchara waren. Al Beruni, der berühmte arabische Historiker des 10.—11. Jahrhunderts — übrigens wie die meisten „arabischen" Geschichtsschreiber nicht arabischen Blutes, sondern ein iranischer Chwarezmier — hat uns die Liste der Monatsnamen der alten Soghdier nebst dem Ausdruck für den Königstitel in seiner wertvollen „Chronologie" aufbewahrt und so gelang diese Identifikation. Andere wichtige Leistungen auf philologischem Gebiet folgten.

Aber Herr Radloff kannte den Buddhismus nicht, und seine Übersetzungen waren zum Teil grotesk, so daß Pischel F. W. K. Müller bat, die Übersetzung der buddhistischen türkischen Texte zu übernehmen. Dies geschah und in F. W. K. Müller's Dienstzimmer entstanden dann jene fabelhaft gelehrten Arbeiten, die unter dem Titel „Uighurica I—III" neue Lorbeeren um den Scheitel ihres trotz aller Genialität stets bescheidenen Urhebers flochten. Ich war mit der Sichtung der Handschriften betraut und habe an vielen Vorarbeiten teilnehmen dürfen. Oft saßen wir, Essen und Trinken vergessend, bis 7 Uhr abends über den Texten. Nie werde ich diese schönen, arbeitsvollen und erfolgreichen Tage vergessen. Ich habe damals himmlische Freuden genossen. Jeder Tag brachte Neues und Wichtiges.

Die manichäischen Texte in frühtürkischer Sprache sowie die wenigen Handschriften in türkischer „Runen"-Schrift hatte ich zur Bearbeitung übernommen. Der modernen, gesprochenen Sprache Ostturkistans, des Osttürkischen, war ich durch eifriges Studium und etwa zweijährigen Aufenthalt im Lande einigermaßen mächtig. In den Stunden, die ich in F. W. K. Müllers Studierzimmer verlebte, lernte ich sehr viel dazu und allmählich, nach sorgfältiger Durchsicht der damals vorhandenen Literatur, begann ich mit der Veröffentlichung der früh-türkischen manichäischen Texte. Es war ein gewagtes Unternehmen, da die Sprache von der buddhistischen Sprache derselben Zeit abweicht und die Realien unbekannt waren. Immerhin sind diese Arbeiten eine Grundlage geworden, auf der die nachfolgenden weiterbauen.

Schon 1912 sind durch Chavannes und Pelliot in Paris größere Beiträge zur Kenntnis der manichäischen Religion aus chinesischen Quellen geliefert worden, und die Übersetzung, durch die Herren Dr. Waldschmidt und Lentz einer großen chinesisch-manichäischen Manuskriptrolle in allerjüngster Zeit[1] hat neben anderen Arbeiten amerikanischer, belgischer, englischer, deutscher, französischer und russischer Gelehrter unser Wissen erheblich erweitert.

1 E. Waldschmidt und W. Lentz, Die Stellung Jesu im Manichäismus. Abh. d. Pr. Akad. d. Wiss. 1926, Phil. Histor. Klasse Nr. 4, W. d. Gruyter, Berlin 1926. Diese Rolle befindet sich im britischen Museum und stammt aus dem großen Schatz von Bildern und Handschriften, die Sir Aurel Stein der vermauerten alten Bibliothek in der großen Tempelanlage von Tun-hwang bei Sha-chou entnommen hat. Es ist sehr dankenswert, daß die Behörden des Britischen Museums, Dr. Barnett und Dr. L. Giles, mit der gütigen Einwilligung Sir A. Stein's den beiden jungen Gelehrten die Rolle zur Bearbeitung übergeben haben. Auch Herr Paul Pelliot, Paris, hat sie in der ihm eigenen liberalen Weise unterstützt.

Unglücklicherweise war unser eifriger Förderer und Gönner, Geheimrat Pischel, der Sanskritist der Berliner Universität, im Jahre 1909 auf einer Reise in Indien einem tückischen Leiden erlegen. Seine Stelle wurde jetzt eingenommen durch Geheimrat H. Lüders, dessen gelehrte und liebenswürdige Frau — auch sie ist eine ausgezeichnete Sanskritistin — sich der Mühe unterzog, die zahlreichen, oft sehr kleinen Bruchstücke der alten indischen Palmblatt- und anderer Handschriften aus dem „Rotkuppelraum“ zu Kyzil zusammenzusetzen, eine mühsame Arbeit, deren erfolgreiche Beendigung dem kritischen Blick, der Geduld und den ungewöhnlichen Kenntnissen der Dame alle Ehre macht. Prof. Lüders gab die so wiederhergestellten, kostbaren Handschriften später mit Frau Lüders zusammen heraus. Es waren Bruchstücke indischer Dramen, und er konnte feststellen, daß die Entstehung des indischen Dramas mehrere Jahrhunderte älter ist als man bisher angenommen hatte.

Ein Gang durch die Arbeitsräume des Museums bot damals reiche Anregung in wechselnder, aber immer fesselnder Weise. Hier saß Frau Dr. Lüders an ihren Sanskrit-Texten, dort Prof. Sieg und Dr. W. Siegling in ihrem Studierraum, wo die schwierigen Geheimnisse der seltsamen europäischen Sprache aus Mittelasien, des „Tocharischen“, ergründet wurden; ein Studium, das uns oftmals auch die Freude eines Besuches des Sprachenvergleichers unserer Universität, des Geheimrat W. Schulze, einbrachte. In einem anderen Baum widmete F. W. K. Müller seine freie Zeit dem Studium der buddhistischen Handschriften in mittel-türkischer (uighurischer) Sprache. Eine Anzahl solcher Handschriften war von Prof. Grünwedel nach der ersten Expedition dem russischen Akademiker Wassilij Wassiljewitsch Radloff[1] in Petersburg zur Bearbeitung übergeben worden.

Das einzige vollkommene Blatt in türkischer „Runen“-Schrift aber hatte ich dem Altmeister der Turkologen, unserem verehrten Freund und Gönner, Prof. Vilhelm Thomsen, Excellenz, in Kopenhagen, dem berühmten Entzifferer der „Runen“-Inschriften vom Orchon und Tenissei als kleine Huldigung zur Bearbeitung ange-

---

1 Herr Radloff stammte aus Berlin und hieß eigentlich Wilhelm Radloff. Er kam nach Rußland und widmete sich dem Studium der türkischen Sprache, über die er zahllose, leider nicht immer ganz zuverlässige, Bücher veröffentlichte.

Trotz seiner vielfachen Entgleisungen verdanken wir diesem Manne vielerlei; wir wollen das nicht vergessen, zumal er in dem fürchterlichen Ausbruch russischer Barbarei in der Umsturzzeit den Hungertod gefunden haben soll.

boten. Er hat uns durch die Erfüllung unserer Bitte erfreut und die Aufgabe mit gewohnter Meisterschaft gelöst[1].

Leider wurde dies freundschaftliche Zusammenarbeiten zerstört durch ungerechtfertigte Ansprüche Grünwedels, betreffend die Priorität der Entdeckung der Manichäer.

Dazu wurde Grünwedel von schwerer Krankheit befallen und mußte sehr lange Zeit im Krankenhaus verbringen. Sein Begleiter, Dr. G. Huth, verstarb ungefähr um diese Zeit; die Strapazen usw. der Reise haben seinen vorzeitigen Tod, wenn nicht veranlaßt, so sicherlich sehr beschleunigt. Außerdem haben sowohl Grünwedel wie auch Bartus und ich einige Monate nach unserer Rückkehr einen scharfen Anfall von Hautleiden durchmachen müssen. Jene Beiden von Gürtelrose, ich von roter Flechte, beides durch den Hautreiz ganz unleidliche Krankheiten.

Von größter Wichtigkeit waren die Resultate auf kunstgeschichtlichem Gebiet. Hier gelang es, die früher noch unbewiesenen Zusammenhänge der hellenistischen Kunst Nordwest-Indiens und Bactriens mit der buddhistischen Kunst des fernen Ostens einwandfrei nachzuweisen.

Nach seiner Wiederherstellung arbeitete Grünwedel an seinen Aufzeichnungen und schenkte uns das mit vielem Fleiß und, abgesehen von einigen weniger erheblichen irrigen Angaben, äußerst lehrreiche Buch „Alt-buddhistische Kultstätten" 1912, dem kurz darauf, gerade vor meiner Ausreise zur vierten Expedition, mein großes Tafelwerk „Chotscho" folgte.

Während unseres Aufenthaltes in Kutscha im Jahre 1906 war die Leitung der Generalverwaltung der Königlichen Museen aus den Händen von Exzellenz Schöne in die von Geheimrat Bode übergegangen. Von ihm empfing ich den für die Aufstellung meiner Tempelbilder aus der Oase von Turfan nötigen Geldbetrag.

Auch die Veröffentlichung des Tafelwerkes „Chotscho" wurde von ihm durch Beschaffung einer namhaften Summe unterstützt, die mir aus den Mitteln des Baessler Archivs zugewiesen wurden (übrigens hatte die ganze zweite Expedition zwischen September 1904 und Februar 1907 nur rund 25 000 Mark verausgabt, wozu allerdings noch die sehr hohen Frachtkosten, nämlich 17 000 Mark

---

1 Dieser große Gelehrte, auch in allen menschlichen Dingen eine überragende Persönlichkeit, ist uns leider im Mai d. J., in der Fülle seiner Jahre, er zählte deren 85, durch den Tod entrissen worden.

auf die 103 zum Teil sehr schweren Kisten aufgerechnet werden mußten).

Im Jahre 1912 wurde eine neue Expedition beschlossen. Geheimrat H. Lüders trat erfolgreich mit den russischen Gelehrten in Verbindung und verschaffte für die zu unternehmende vierte Expedition zollfreien Transport des Gepäcks durch Rußland.

Die Leitung der Expedition wurde mir übertragen, und da diese Reise außer der Oase von Kutscha besonders den von den Deutschen noch nicht besuchten Ruinenstädten im Süden der großen Wüste gelten sollte, wo Sir A. Stein viele seiner epochemachenden Erfolge errungen hatte, war es beabsichtigt, im Süden des Landes zu arbeiten. Diese Gegenden liegen z. T. in durchaus wasserlosen Distrikten, wo man am besten im Winter arbeitet, weil man dann das unentbehrliche Naß in Gestalt von Eisblöcken bequem, wenn auch nicht ohne Umstände, mit sich führen kann.

Die Ausreise sollte im Herbst 1912 stattfinden, aber die politischen Verhältnisse hatten sich geändert. In China war 1911 die Revolution ausgebrochen, die zur Vertreibung der Mandschu und zur Errichtung der chinesischen Republik führen sollte, und unsere Zeitungen verbreiteten auf Grund russischer Nachrichten erschreckende Meldungen über die Zustände in Ostturkistan.

Es hat dort noch 1912 Tumulte gegeben, die sich seitens der chinesischen Bevölkerung, und zwar hauptsächlich der in den größeren Städten zahlreichen Strafverbannten, der Spieler, Diebe und anderen übel berüchtigten Gesindels gegen die Beamten der Mandschu-Dynastie richteten.

Die Russen wollten diese Wirrnisse benutzen, um Ostturkistan zur Abrundung ihrer asiatischen Besitzungen den Chinesen zu entreißen und an ihre Provinzen in Westturkistan anzugliedern. In Ostturkistan wächst nämlich ganz vortreffliche Baumwolle, und es lag den Russen sehr daran, diese Provinz zu erwerben, um im eigenen Lande ihren ganzen Baumwollbedarf decken zu können.

Zur Rechtfertigung ihres beabsichtigten Vorgehens füllten sie die russischen Zeitungen mit übertriebenen Berichten über die Unruhen und sandten Truppenkörper mit Maschinengewehren über den Terek-Paß nach Kaschghar angeblich zum Schutz der russischen Interessen, in Wirklichkeit aber, um einen Zusammenstoß mit dem sehr schlechten chinesischen Heer herbeizuführen und das ganze Land zu annektieren.

Das Deutsche Auswärtige Amt erbat in Peking Regierungspässe für mich und für Bartus, der mich wieder begleiten sollte. Diese Bitte wurde von den Chinesen abgeschlagen unter der Be-

gründung, daß es der chinesischen Regierung nicht möglich sei, in den „Westprovinzen" das Leben der eigenen Untertanen, viel weniger das von Fremden, genügend zu schützen.

Ich habe niemals glauben können, daß die Lage im Lande für Europäer bedrohlich sei und schrieb daher an den britischen Generalkonsul in Kaschghar, den besten Kenner der Verhältnisse im Lande, dessen überaus große Gastfreundschaft ich wiederholt genossen hatte, und zu dem ich das größte Vertrauen empfand.

Sir George Macartney antwortete alsbald — 24. August 1912 — und bestätigte meine Vermutungen. Er schrieb . . . „daß allerdings von Dezember 1911 bis zum Mai 1912 eine Anzahl von Mordtaten an chinesischen Distriktbeamten durch Chinesen vorgekommen sind; das erste Opfer war der Chiang-chun (Bannergeneral) des Ili-Tales, nach dessen Ermordung der Ili-Distrikt sich als unabhängige Republik ausrief. Lange Zeit verblieb die neue Republik in scharfem Gegensatz zu Urumtschi, der Hauptstadt der Westprovinzen. Diese Streitigkeiten wurden endlich (vor August 1912) ausgeglichen, und nunmehr herrscht Ruhe in Ili und im Norden Ostturkistans. Die Revolution in Ili hat aber ihren Nachhall in den im Süden angrenzenden Distrikten gefunden. Zuerst wurde der Taotai (Regierungspräsident) und der Präfekt von Aksu ermordet, nach ihnen die Ting-Kuan (Landdrost) von Kutscha und von Karaschahr, und zuletzt schlug auch die Stunde des alten Yuen Taotai von Kaschghar. Er und seine Gattin und der Hsiuenchang (Landrat) von Kaschghar wurden massakriert in der Nacht vom 7. Mai 1912 von einer Bande chinesischen Gesindels und fortgejagter Soldaten. Der Leiter der Mörder war ein chinesischer Schweinemetzger, namens Pien.

Am selben Tage wurde ein unbeliebter Militär-Mandarin in der Neustadt von Kaschghar ermordet. Auch andere Distriktbeamte fanden einen blutigen Tod, aber seit den letzten 2½ Monaten haben die Mordtaten aufgehört, und das Vertrauen ist zurückgekehrt.

Es ist indessen in diesem Lande ein neues Element entstanden, welches verhindert, daß die Dinge zu ihrem normalen Zustand zurückkehren, nämlich die Bildung von Banden in den größeren Städten Kaschghar, Aksu, Yārkānd usw. — überhaupt überall, wo es chinesische Bummler gibt — durch den schlimmsten chinesischen Pöbel. Diese Banden haben für eigene Rechnung und ohne irgendwelche Erlaubnis sich zu einer Art Miliz zusammengetan, die die rechtmäßige Zivil- und Militärbehörden einschüchtert und von ihnen Geld erpreßt. Mit diesen räuberischen Erpressungen ist nichts, was patriotisch zu nennen wäre, verbunden; sie wünschen

nur auf Kosten der Allgemeinheit reich zu werden und sind nichts, als ein parasitisches Gewächs auf den Yamen (Regierungsämtern). Die regulären Soldaten (liang-tsu) haben sich diesen Banden angeschlossen. Die so vereinigten Menschenmassen heißen nun das Kimār-bāz-Regiment[1], oder das Regiment der (betrügerischen) Spieler.

Infolgedessen ist es nicht möglich, die gewöhnlichen Truppen zur Bekämpfung oder Entwaffnung dieser Banden zu verwenden. Was aber für uns Fremde von besonderer Wichtigkeit ist, ist daß die Kimār-bāz ihre Energien auf ihre eigenen Landsleute (die Chinesen) beschränken.

Die Eingeborenen (Türken), die während dieses ganzen Durcheinanders ihre gewöhnliche Lethargie gezeigt haben, sind nicht belästigt worden, ebensowenig russische oder englische Untertanen. Wir Fremden haben natürlich ein paar Zwischenfälle mit den Kimār-bāz gehabt. Aber keiner dieser Zwischenfälle hat irgendeine Neigung auf seiten der Kimār-bāz verraten, absichtlich Streit mit uns zu suchen ... Die russischen Zeitungsberichte, die sie gesehen haben, haben die Gefahr übertrieben.

Außerdem ist jetzt das Land mehr oder weniger unter der Kontrolle der Russen, welche in diesem Augenblick etwa 800 Mann in Kaschghar haben, die sie wegen der Kimār-bāz ins Land gebracht haben."

Sir G. Macartney knüpfte an diese Schilderung die liebenswürdige Einladung, ich solle zu ihm nach Kaschghar kommen; er würde mir den Eintritt in das Land und die archäologische Arbeit daselbst erwirken. Zwei junge englische Damen, Miss Kemp und Miss Mac Dougal, reisten bereits infolge einer ähnlichen Einladung in vollkommener Sicherheit durch das Land.

Auf Grund dieses Briefes erhielt ich die Erlaubnis, mit Herrn Bartus auf eigene Gefahr die Reise zu unternehmen. Geheimrat Lüders und das Turfan-Komitee waren einverstanden.

Die Beschaffung der nötigen Papiere zur unbehelligten Durchquerung Rußlands wurden von Herrn Radloff in St. Petersburg erbeten und von diesem zugesagt. Die nötigen Geldmittel besorgten Exzellenz Bode und das Turfan-Comité. Unsere alten Gönner, die Herren Arnholdt, Dr. v. Schwabach, James Simon, sowie

---

1 Kimār-bāz (pers.) bezeichnet ein mit Tierknöcheln gespieltes Glücksspiel, dem die untersten Klassen mit Leidenschaft frönen; ein Kimār-bāz, ein Knöchelspieler zu sein, bedeutet, allen Sinn für Anstand und Ehrlichkeit verloren zu haben, und das Wort ist das schlimmste Schimpfwort.

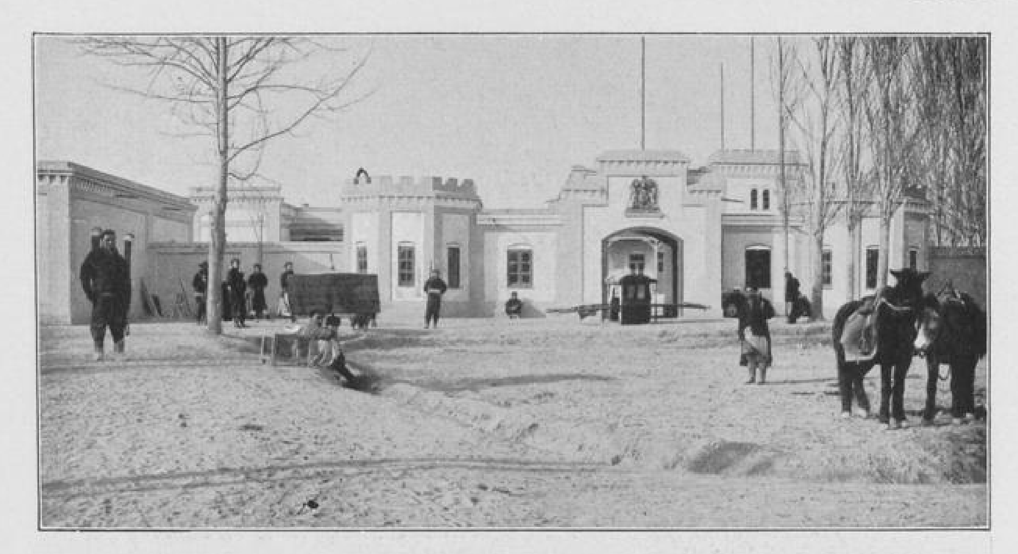
Exzellenz Bode brachten die Hälfte der Gelder auf, die andere Hälfte gab S. M. der Kaiser. Die Ausreise wurde auf Ende März 1913 festgesetzt.

Ehe ich die Schilderung der Reise beginne, muß ich noch einige merkwürdige Anstalten erwähnen, die die Russen in Kaschghar trafen, um mit den Chinesen einen Streit hervorzurufen, der ihnen als Vorwand zur Annektierung des Landes gelten konnte.

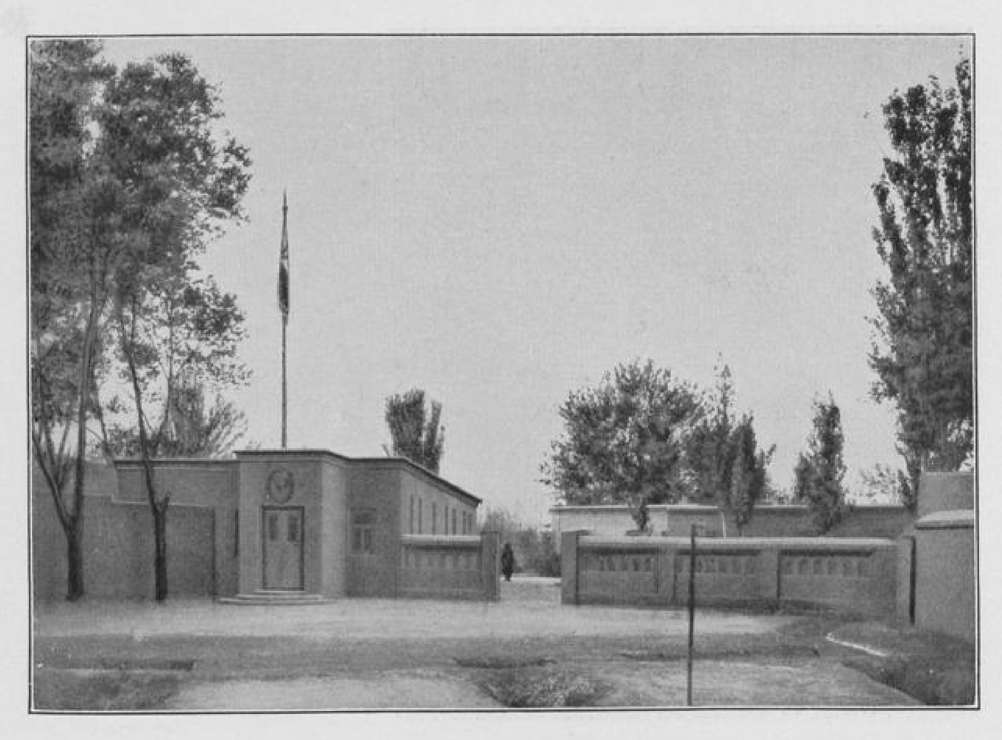
Es wird berichtet: „Das Land war im September 1912 vollkommen ruhig, aber die Dinge würden sich ganz anders gestaltet haben ohne die Weisheit, den Mut und den Takt eines Mannes (Sir G. M.). Infolge der Unruhen hatten die Russen mehrere hundert Soldaten in das Land gezogen, und es gab eine Menge von Gelegenheiten zur Reibung zwischen ihnen und den Revolutionären. Die Truppen der Russen hatten ihre Quartiere außerhalb, die chinesischen Soldaten aber innerhalb der Stadttore, die bei Sonnenuntergang stets geschlossen werden. Aber es begab sich eine Angelegenheit, die leicht zu schweren Mißverständnissen hätte führen können.

Im fünften chinesischen Monat werden von den Chinesen immer große Freudenfeuer angezündet und man verbrennt die papierenen Opfergaben für die Toten auf feierliche Weise. Dies ist eine wichtige Zeremonie, die wie üblich, auf einem offenen Platz vor einem Tempel in dem Geschäftsteil der Stadt Kaschghar vollzogen wurde. Jemand, man weiß nicht, ob aus Freude am Unfug, oder aus wirklicher Furcht, rannte zu den russischen Baracken und gab an, das Besitztum eines russischen Untertanen sei durch die Flammen gefährdet. Sofort ritt eine Abteilung Soldaten in die Stadt, stieg ab und begann das Freudenfeuer zu zerstören, ohne sich an die amtierenden chinesischen Beamten zu kehren. Ein wenig Unruhe entstand natürlich, aber niemand wurde verletzt, nur die Pferde machten sich frei und galloppierten in plötzlichem Schrecken zum Lager zurück.

Inzwischen wurden zur vorgeschriebenen Zeit die Stadttore geschlossen, während die russischen Soldaten noch in der Stadt waren. Die Rückkehr der reiterlosen Pferde verursachte in den russischen Baracken eine Panik, die größer wurde, als man die Stadttore geschlossen fand. Schnell entstand das Gerücht, daß die in der Stadt gebliebenen Russen soeben massakriert würden. Die russische Hauptmacht eilte zum nächsten Tor und sprengte es mit Pulver oder Dynamit. Sie fand aber alle ihre Befürchtungen vollkommen unbegründet. Keinerlei Entschuldigung wurde den chinesischen Beamten dargeboten, denen man auch überließ, den angerichteten Schaden auf eigene Kosten auszubessern, und

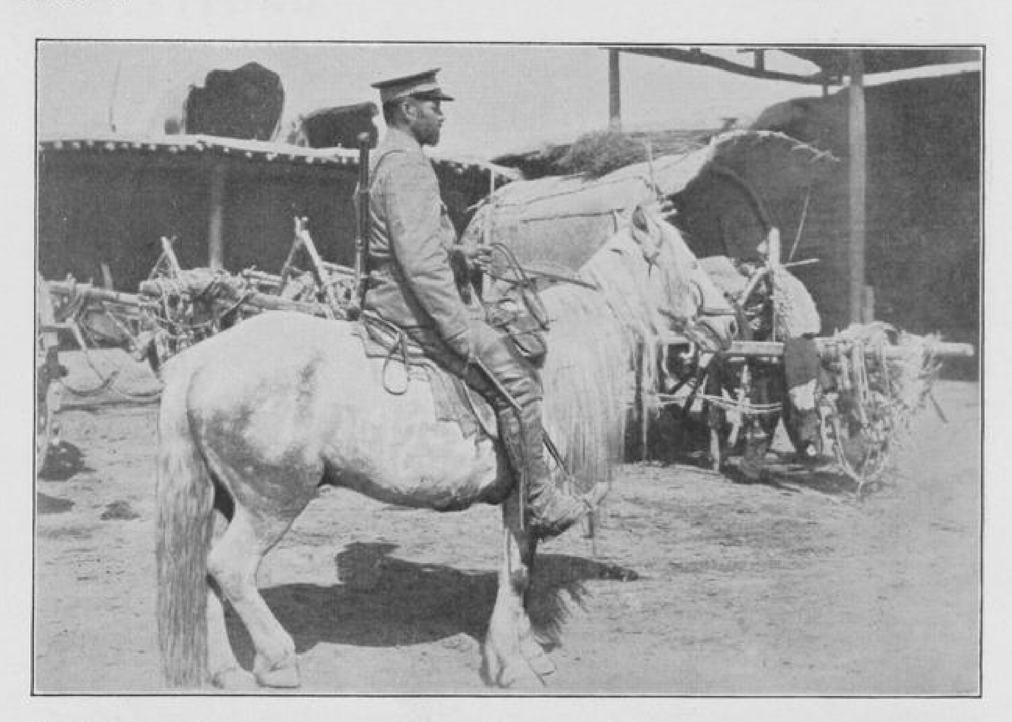


Das Britische Generalkonsulat, Kaschghar



Das Russische Generalkonsulat, Kaschghar

Tafel 2



Bartus in Kutscha



Pēng, Taotai, Aksu

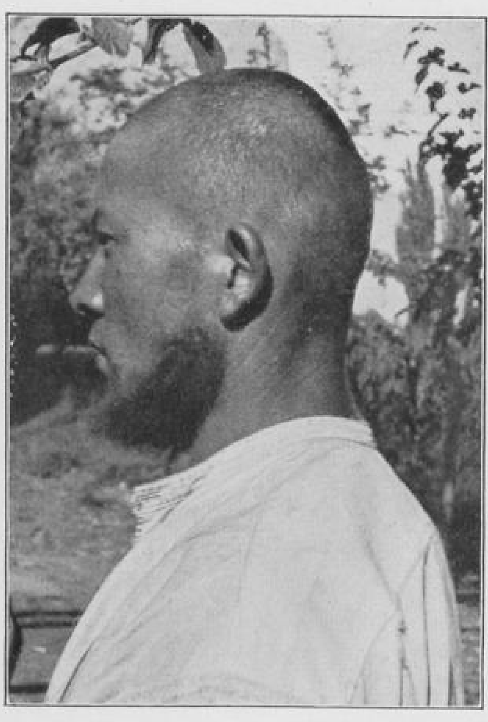


A. v. Le Coq Üsüp Isa Chan Bartus Egämbärdi

Die 4. Expedition in Kutscha

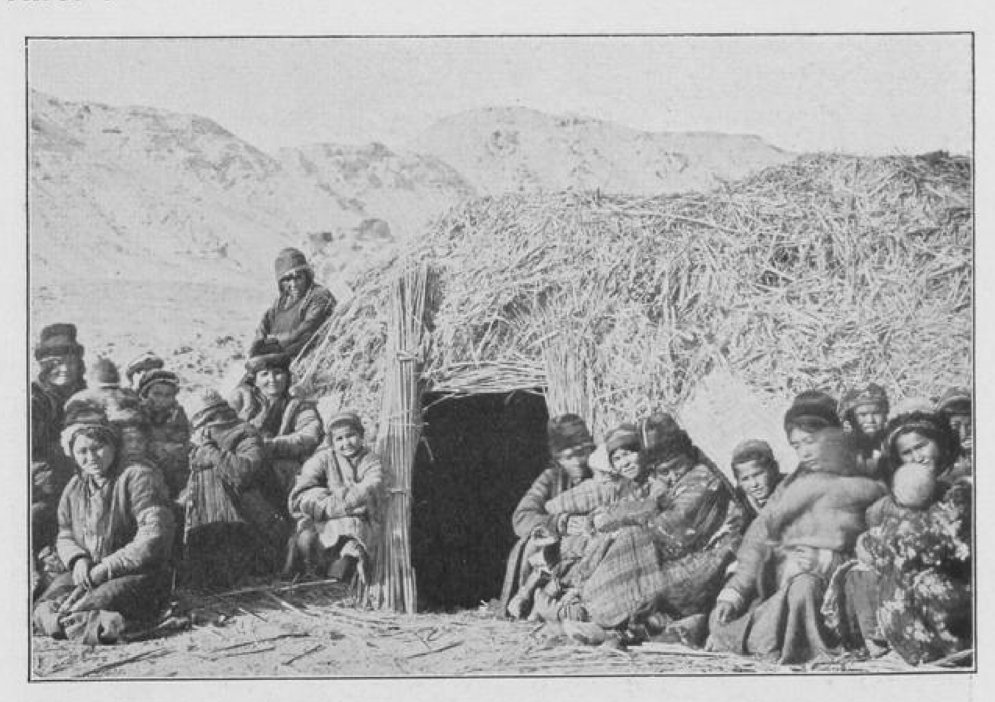


Yang Dsan-su,
ti-du von Kaschghar



Kasim, der Koch

Tafel 4



Unser „Hotel Ritz“, Tumschuk



Kurtisanen, Bai

zum Schaden kam auch noch Schimpf. Bis auf weiteres wurde eine russische Schildwache vor das Tor gestellt. Ohne die weisen und friedfertigen Ratschläge des Vertreters Großbritanniens hätten sich hier üble Folgen entwickeln können.

Als es den Russen nicht gelungen war, durch diese und ähnliche Herausforderungen die chinesischen Behörden zu einem Schritt zu veranlassen, der die Annektion des Landes hätte herbeiführen können, schritten sie zu einem sehr auffälligen Unternehmen, das in seiner unverhüllten Rücksichtslosigkeit seinesgleichen sucht.

In Kaschghar hatten sich, wie oben erwähnt, aus üblen Elementen revolutionäre Milizen gebildet, die überall durch Plünderung und Gewalttat Schrecken und Unordnung verbreiteten. Sie waren zu einer solchen Bedrohung der friedlichen Bevölkerung geworden, daß die wöchentlichen Märkte in Kaschghar, von denen die Ernährung der Bevölkerung abhängt, nur spärlich beschickt wurden. Der chinesische Befehlshaber (Yang ti-du) beschloß aber, diese Banden nach Kuldscha im Ili-Tal abzutransportieren; dort lagen disziplinierte chinesische Truppen in genügender Zahl, um den Übermut dieser Milizen zu bändigen. Der Abtransport sollte um Mitternacht erfolgen (ich glaube, chinesische Truppen wählen diese Zeit mit Vorliebe), um Zusammenstöße zu vermeiden. Eine große Anzahl von Karren war gemietet worden, um die Weiber und Kinder, sowie das Gepäck der Revolutionäre zu verladen, und alle bereiteten den Abmarsch vor, zur Freude der Bevölkerung, die bei dem Gedanken, diese Bedrücker endlich los zu werden, freier zu atmen begann. Aber bei Eintreten der Dunkelheit verlautete, daß die russischen Truppen das Konsulat verlassen und verstohlen sich um die Stadt herumschleichend, den Weg nach Osten eingeschlagen hätten. Diese Bewegungen wurden zwar sehr heimlich ausgeführt, aber die Russen wurden doch gesehen und zeigten sehr üble Laune, als sie sich beobachtet sahen.

Auf die Frage, was denn ihr Vorhaben sei, erfolgte die Antwort, sie wollten auf dem Wege nach Maralbaschi Übungen machen! Nächtliche Übungen waren noch nie von diesen Truppen bei Kaschghar vorgenommen worden und da auch die chinesischen Milizen — etwa 5000 Mann stark — denselben Weg entlang ziehen mußten, war der wirkliche Zweck der Truppenbewegung unschwer zu erraten.

Die Chinesen wurden gewarnt und marschierten nicht um Mitternacht, sondern erst um 8 Uhr morgens. Es fand keinerlei Zusammenstoß statt."

Diese Schilderungen entnehme ich der Schrift einer englischen Dame, Miss E. G. Kemp, die damals in Kaschghar weilte. Der

Artikel ist veröffentlicht unter dem Titel: „Wanderings in Chinese Turkestan“, Band 1, Chinese Review, Nr. 3, July 1914 (vgl. übrigens hierzu auch das Buch „Through deserts and oases of Central Asia“ von Miss Ella Sykes und Brigadier-General Sir Percy Sykes, London, Macmillan, 1920, pp. 294 ff.).

Von Bekannten, die ich unter den türkischen und afghanischen Kaufleuten in Kaschghar hatte, erfuhr ich noch folgende Einzelheiten, die ich, da ich ihre Richtigkeit nicht bezweifle, nicht verschweigen möchte. Nach diesen Angaben hatten die russischen Truppen sich an einer öden Strecke am von den Chinesen zu beschreitenden Wege verteilt und ihre Maschinengewehre aufgestellt. Nach endlosem Warten — es war schon spät am Tage — erhoben sich die ungeheuren Staubwolken, die in diesem trockenen Lande regelmäßig das Herannahen einer größeren Anzahl von Menschen oder Tieren verraten. Alles machte klar zum Gefecht!

Aber in dem Staubgewölke erkannte man bald die spitzen, turbanumwundenen Mützen von Afghanen[1]. Es war eine starke Abteilung der afghanischen Kaufleute Kaschghars. Hinter ihnen kamen die chinesischen Milizregimenter; den Schluß bildete ein Aufgebot der indischen Kaufleute aus Kaschghar und so löste sich die Sache in Wohlgefallen auf. Wutschnaubend mußte der Kosakenoberst unverrichteter Dinge nach Kaschghar zurückkehren.

Man hat über dieses Abenteuer viel gelacht!

Wie wir aus meinem Reisebericht sehen werden, haben die Russen nach diesen Vorkommnissen noch im April —Mai 1913 ihre Streitkräfte in Ostturkistan verstärkt, ohne die Chinesen davon in Kenntnis zu setzen, oder sich im geringsten um deren spätere Proteste zu bekümmern.

Die Zurücknahme dieser Truppen (mit denen wir mehrfach in Berührung kamen) nach Europa, begann im Januar 1914, wo die Russen ihre Anschläge auf Ostturkistan fallen ließen, um sich mit voller Kraft den Vorbereitungen für den Weltkrieg widmen zu können.

---

1 Die afghanischen Kaufleute in Chinesisch-Turkistan sind m. W. entweder Untertanen des Ämir von Afghanistan und stammen meist aus den Tälern Badschaur und Swat — einige Tadschik (parsiwan) aus Kabul traf ich 1906 in Chotän — oder es sind „Pathan“ (in Indien ansässige Afghanen), besonders aus Multan im Pandsch-äb.

Den Schutz aller Afghanen in Ostturkestan hat der britische Generalkonsul in Kaschghar zu besorgen. Ein Angriff auf afghanische Untertanen und auf Hindus aus Britisch-Indien hätte die Russen natürlich in Schwierigkeiten mit Afghanistan und mit England verwickelt, was sie unbedingt vermeiden mußten. Auffallenderweise scheinen die Pathan aus Multan z. T. Schiiten zu sein.

Die damaligen Machthaber Rußlands haben sicherlich ein anderes Ende für diesen Krieg erhofft, als ihnen beschieden wurde.

Aus sehr zuverlässiger Quelle erfuhr ich noch folgendes über das Auftreten der russischen Militärmacht in Kaschghar: „Herr Socoff, der russische Generalkonsul, hatte scheinbar schon Visionen, der erste russische Generalgouverneur von Ostturkistan zu werden. Er war es, der die Alarmnachrichten nach Petersburg sandte und der Erfolg war, daß Oberst Bobroff mit seinen Kosaken erschien. Sie kamen bis an die Zähne bewaffnet in voller Kampfesordnung, denn sie glaubten, sie würden sich den Eintritt in die Stadt Kaschghar erkämpfen müssen. Man kann sich ihre Enttäuschung und ihren Ärger vorstellen, als sie schon vor den Stadtmauern von einem Schwarm von Militär- und Verwaltungsbeamten der Kimār-bāz-Partei empfangen wurden!

Die Russen wurden wie lang verlorene Brüder begrüßt und dringend eingeladen, an dem landesüblichen Empfangsfrühstück („dastar-khan") teilzunehmen, daß man ihnen zu Ehren an der Straße serviert hatte. So mußten nun diese Helden, etwa 900 Mann stark, höchst unglorreich in Kaschghar einmarschieren. Umsonst schauten sie nach dem Feind aus, der nirgendwo erschien, und in ihrer Seele verwünschten sie Herrn Socoff, der sie zwecklos von den Fleischtöpfen Russisch-Turkistans in dieses ärmere Land beordert hatte. Aber müßige Hände müssen Gelegenheit für allerhand Unfug finden. Daher die Sprengung des Stadttores und der versuchte Überfall auf die Kimār-bāz-Regimenter auf dem Weg nach Maralbaschi!"

Reise nach und Aufenthalt in Andidschan[1]

Wie immer, wenn bei einer Angelegenheit zahlreiche Menschen befragt werden müssen, verzögerte sich der Termin unserer Abreise.

Ich bekam aber schließlich das Geld, im ganzen 60 000 Mark. Von dieser Summe hatten die alten Gönner der Turfan-Expeditionen, die Herren Geheimrat Arnholdt, Dr. v. Schwabach, Eduard Simon, sowie Exz. Bode selbst, je 5000 Mark beigesteuert, die Familie Krupp hatte 10 000 Mark gespendet und S. M. hatte den Rest von 30 000 Mark aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds bewilligt.

Die Ausrüstung mußte schnell beschafft werden, da wir suchen mußten, vor Beginn der Schneeschmelze den Terekpaß zu übersteigen. Wir haben alle Besorgungen in vier Tagen erledigt, und der Abend des 31. März 1913 fand Bartus und mich in einem Eisenbahnwagen, auf dem Wege nach Moskau.

Hier wurden wir von unserem Generalkonsul Herrn Dr. Kohlhaas und dem Vizekonsul Herrn Dr. Hauschild empfangen. Ich besuchte sogleich das Moskauer Bureau der Berliner Transportfirma Gerhard & Hey (sp. Gerrgarrt & Gey) und ließ mir von dem Leiter, Herrn Zimmermann, eine Empfehlung an ihre Zweigniederlassung in Andidschan geben.

Auch bei den Banken sprach ich vor und ließ mir ein Konto bei der Russisch-Chinesischen Bank in Kaschghar einrichten. In Berlin hatten wir keine Zeit dazu gehabt.

Ohne irgendwelche nennenswerte Erlebnisse erreichten wir Taschkent, wo wir Halt machen mußten, um das Eintreffen der von Prof. Radloff zu beschaffenden Erlaubnis zum Überschreiten

---

1 „dsch“ ist die schlechte, aber übliche deutsche Umschrift für den Laut des Buchstaben ğīm des arabischen Alphabets. Dieser Buchstabe ist aber vielmehr auszusprechen wie g in italienisch „giorno“ oder wie das englische j in „to jump“. Die Russen schreiben und sprechen Andishan, ihr „sh“ ist die Umschrift für den Laut des perso-arab. Buchstaben „žē“ (sprich wie j in französisch „journal“). Dies ist die kirgisische Aussprache.

der russisch-chinesischen Grenze abzuwarten. Wir stiegen im Hotel Zacho ab und wurden dort unfreiwillige Zeugen einer Orgie, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Im großen Saal war ein langer Tisch gedeckt für ein Festdiner, an dem die Spitzen der Kaufmannschaft mit einigen Gliedern der Militär- und Zivilbehörden teilnehmen sollten.

Bartus und ich speisten in einer Loge, von wo aus man den Saal überblicken konnte. Allmählich erschienen die Gäste, alle in großer Toilette und so feierlich wie nur möglich.

Man setzte sich, die Vorspeisen und der Wodka wurden aufgetragen, und alles trank sich in gemessener Weise gegenseitig zu. Die Unterhaltung wurde in gedämpfter Stimme geführt, und man hatte den Eindruck einer wohlanständigen Gesellschaft.

Nachdem man dem Branntwein tüchtig zugesprochen hatte, wurde ein üppiges Mahl mit vielem, vielem Wein aufgetragen, und hier und da begann die feierliche Ruhe durch lautes Gelächter und durch Gespräche in erhobener Stimme unterbrochen zu werden. Sekt wurde reichlich eingeschenkt, und auf einmal flog ein Brötchen oder dgl. von einem Ende des Tisches zum andern. Andere Wurfgeschosse folgten; plötzlich hörten wir, erstaunt, den Schall einer kräftigen Ohrfeige, und im nächsten Augenblick wälzten sich zwei bärtige Herren im Frack auf dem Boden des Saales.

Im Nu sprang alles auf, die beiden Kämpen wurden getrennt und beruhigt, man nahte sich ihnen mit gefüllten Sektgläsern, sie tranken und umarmten und küßten sich, worauf eine allgemeine Verbrüderung mit Umarmungen und Küssen folgte.

Wir hatten genug gesehen und suchten unsere Zimmer auf, konnten aber nicht schlafen, da die Gesellschaft das ganze Haus mit ihrem Lärm erfüllte.

Am nächsten Tage war der ganze Korridor derartig verunreinigt, daß man ihn nur mit Mühe passieren konnte.

Ich vermute, daß unter den dargebotenen Weinen sich auch Wein von Samarkand befunden hatte. Ich habe einmal ein Glas dieses Weines getrunken; er sieht schön aus und schmeckt ausgezeichnet, ist aber verräterisch stark; er steigt wie Feuer in den Kopf, und ich begriff, nach dem einen Glase, warum Alexander den Klitus beim Gelage erstach.

Die Erlaubnis zur Überschreitung der Grenze kam nicht; ich war genötigt, den Telegraphen nach Berlin und Petersburg spielen zu lassen und machte inzwischen dem höchsten Militärbeamten in Taschkent, dem General Pflugk, meine Aufwartung, um seine Hilfe zu erbitten. Der General war ein freundlicher Mann von

vornehmer liebenswürdiger und wohlwollender Haltung. Er riet mir nach Andidschan zu gehen und dort das nötige Dokument abzuwarten, das, wie er mir versicherte, in kurzer Zeit eintreffen würde.

Infolge dieser Erlaubnis machten wir uns auf den Weg nach Andidschan, wo wir in einem der kleinen russischen „Hotels" — man nennt sie dort „Numero" — abstiegen. Es war aber ein so unsauberes Haus, und die drei Plagen russischer Wirtshäuser dieser Kategorie, wosch, klopp, bloch (d. i. Laus, Wanze, Floh) waren so zahlreich und in so ausgesucht erlesenen Exemplaren vorhanden, daß wir so schnell wie möglich wieder auszogen und in einem der Serais der muhammedanischen Kaufleute eine saubere, wenn auch primitivere, Unterkunft fanden.

Ich suchte alsbald die Niederlassung von Gerhard & Hey auf, und traf den Agenten in seinem Geschäftsraum, umgeben von einer Anzahl eingeborener, türkischer Baumwollhändler. Es waren lauter stattliche, wohlgekleidete Herren — einige von ihnen wurden mir als Rubelmillionäre geschildert — die meine, beim Eintreten ihnen gewidmete Verbeugung sehr höflich erwiderten.

Weniger höflich war der Agent. Er las den Empfehlungsbrief, und beantwortete meine Frage, ob er nicht Deutsch spräche — früher verstand und sprach man Deutsch in allen Büros dieser Firma — mit einem höhnischen Lächeln.

Er antwortete auf Russisch: „Nichts Deutsch — wir sprechen Russisch, Polnisch, Serbisch, Tschechisch oder Bulgarisch!" Die Art des Mannes war so unverbindlich und feindselig, daß ich mit Bedauern der Sinnesänderung gewahr wurde, die in diesen Leuten seit 1906 sich vollzogen hatte. Es war der erste Ausdruck der großen Feindseligkeit der Russen gegen Deutschland, von der ich später viele Beispiele erlebte.

Da ich nur wenig Russisch kann, antwortete ich auf Türkisch— „Wenn dem so ist, so müssen wir uns der anderen Landessprache bedienen, nämlich des Türkischen, denn Russisch kann ich nicht sprechen!"

Die türkischen Kaufleute horchten auf und strichen sich die Bärte; der Agent antwortete zwar in türkischer Sprache, aber er war nicht höflich, und ich beschloß, meine Karawane nicht bei ihm zu bestellen.

Im Serai besuchten mich einige dieser Kaufleute und boten mir ihre Vermittelung an, was ich mit Vergnügen annahm. Bei diesen Muhammedanern, die das schwere russische Joch mit großer Unlust trugen, waren wir geehrte Personen.

REISE NACH ANDIDSCHAN

Gleich nach diesen Ereignissen erschien ein Deutscher, Herr Kilb, im Serai. Er stellte sich vor als Reichsdeutscher und bat uns, zu ihm zu kommen und seine Gastfreundschaft anzunehmen. Alle Deutschen die nach Andidschan kämen, hätten ihn durch Annahme seines Angebots geehrt, so Graf Luxburg, Prof. Hoetzsch u. a. mehr. Herrn Kilbs Wesen machte einen so gediegenen und angenehmen Eindruck, daß wir mit Freuden seiner Aufforderung folgten.

Bald kamen seine Wagen, und wir zogen mit Sack und Pack in das Kilb'sche Anwesen ein.

Die Reise nach Kaschghar

So genossen wir in Andidschan die überaus liebenswürdige Gastfreundschaft der Familie Kilb aus Sachsenhausen bei Frankfurt a. M.[1].

Herr Kilb war ein geschickter Brauer; sein Haus war das schönste in Andidschan; seine Brauerei, soeben vergrößert und mit neuen aus Deutschland importierten Maschinen ausgerüstet, warf bedeutende Einkünfte ab: wurde doch sein Bier von den Russen wie von den Mohammedanern sehr geschätzt.

Bei den letzteren hieß es „Gerstenwasser“ (arpa suyu) und galt für erlaubt; hatte doch Hazrät Mohammed in seinem Koran Bier mit keinem Wort erwähnt!

Alles nimmt ein Ende, sogar russische Paßschikanen. Endlich, endlich kamen unsere Papiere in Ordnung, und wir konnten den Aufbruch vorbereiten.

Ein Karawan-baschi (Führer) war schon früher mit Hilfe der türkischen Kaufleute benachrichtigt worden und trat nun an — wir packten unsere Kisten so, daß keine mehr als 75 Pfund wog, um die Lastpferde auf den in dieser Jahreszeit besonders schwierigen Bergpfaden so wenig als möglich zu erschöpfen, und am 31. April ritten wir von Osch ab.

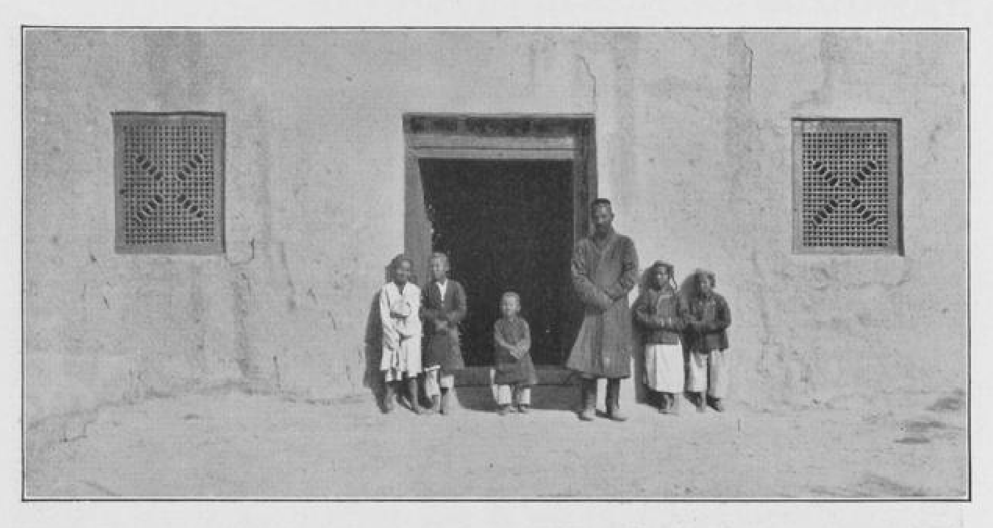
Die Karawane bestand aus einigen 40 Pferden, da der Karawanbaschi außer unseren Kisten auch Kaufmannsgüter nach Kaschghar zu bringen hatte.

Der erste Tag führte uns von Osch nach Längär, eine Entfernung von 35 Werst. Die Wege waren über die Maßen schwierig und wären mit Wagen nicht zu passieren gewesen[2]; die Pferde mußten

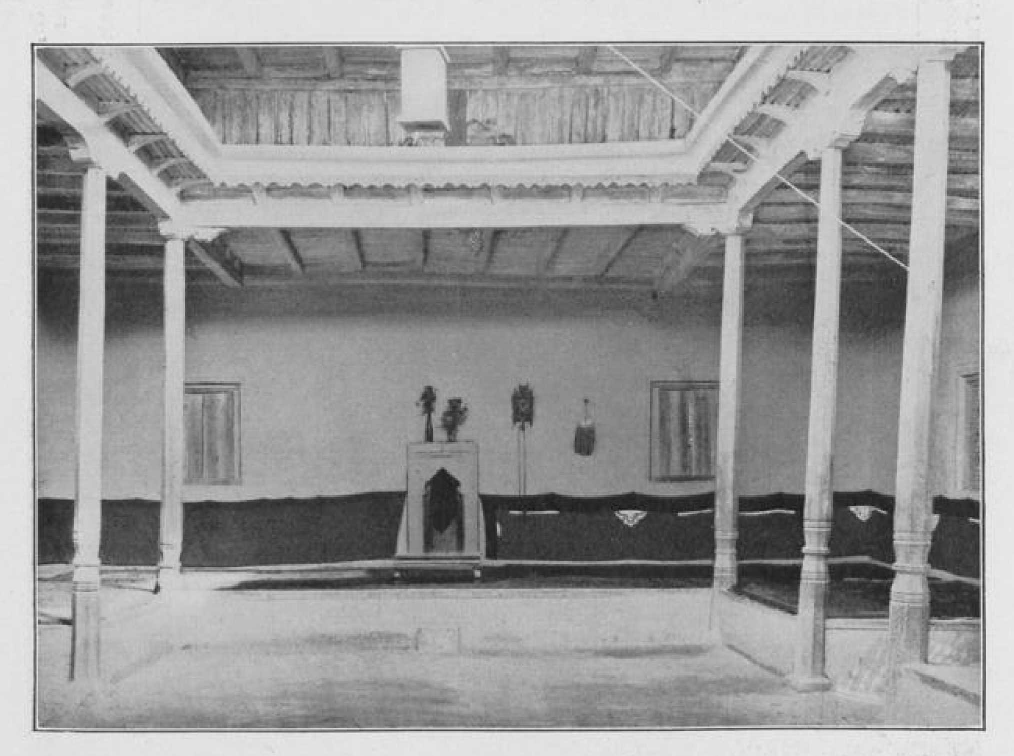
1 Die Schicksale dieser Familie haben sich sehr traurig gestaltet. Bei Kriegsausbruch mußten die Eltern Kilb, als Reichsdeutsche, fliehen. Der Schwiegersohn, ein Deutschrusse aus Riga, der Apotheker war, wurde ermordet; die Tochter, dessen Frau, wurde verschleppt und verschwand. Die Brauerei wurde geplündert.

2 Von den Wegen in Russ.-Turkistan, selbst in den Städten, macht man sich schwer einen Begriff. Der Boden ist ein schwerer fetter Lehm; es schneit und regnet sehr häufig in den Wintermonaten; der Boden wird vollkommen durchweicht und bildet, wo viel Verkehr ist, endlich einen gefährlichen Morast.

Es ist mir erinnerlich, daß während unseres Aufenthalts in Andidschan einer

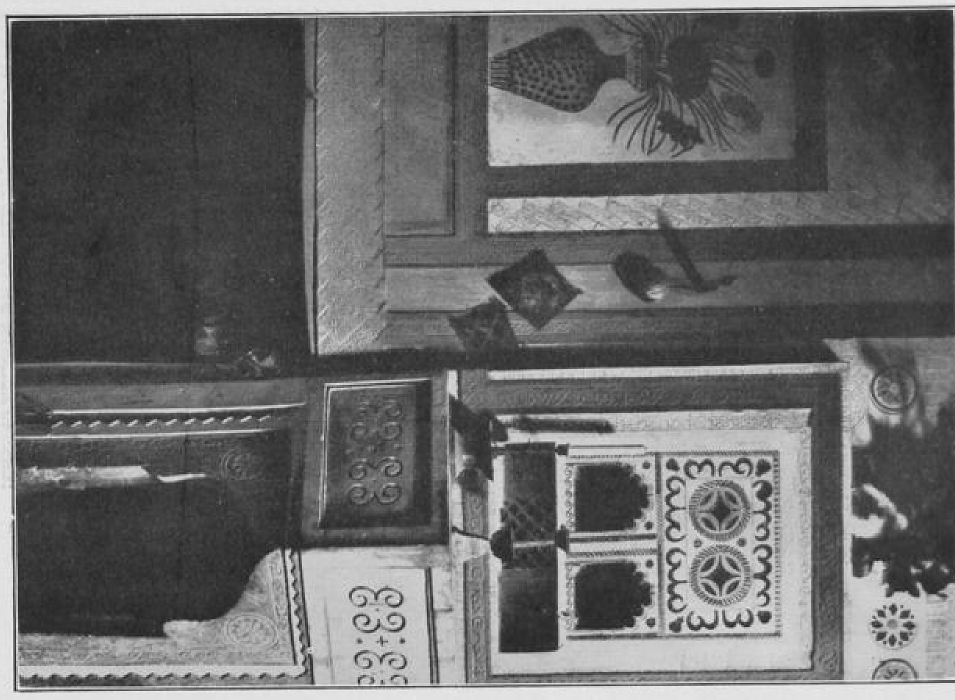


Haus des Imam Saut, Kum Tura



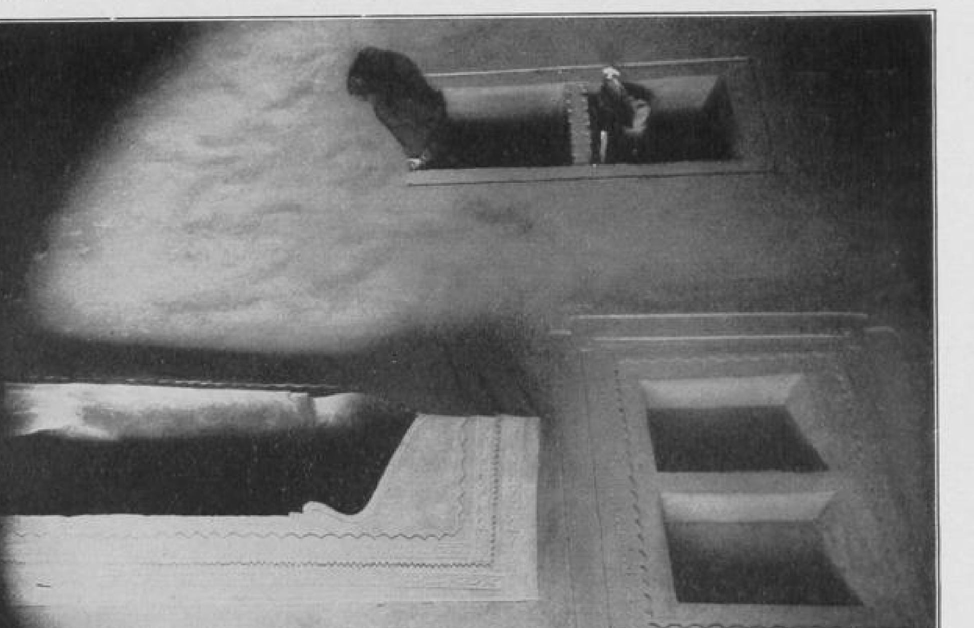
Prunkzimmer darin (aiwān)

Tafel 6



Kamin, Toksu bei Kutscha ←

Kamin, KumTura →



oft Schritt gehen. So kamen wir erst nach geraumer Zeit zum vorgesehenen Rastort und natürlich waren wir beide, Bartus und ich, ziemlich steif von dem langen Ritt auf den harten Turki-Sätteln[1]. Der Rastort war ein kleiner, flacher steiniger Hügel; hier wurden die Kisten, die zum Schutz gegen den Regen sämtlich in dicke Filze eingenäht waren, so aufgebaut, daß sie ein an einer Seite offenes Rechteck bildeten. Eine starke Zeltstange in der Mitte des so geschaffenen Raumes erlaubte seine Überdachung mit wasserdichtem Stoff in dem zur Abwehr von Regenschauern nötigen Gefälle.

Die offene Seite, die immer so orientiert wurde, daß kein Wind dort hineinblasen konnte, wurde ebenfalls mit großen wasserdichten Planen geschlossen, und so hatte man einen ziemlich behaglichen Raum. Freilich litt man zuweilen etwas unter dem Rauch des Feuers, dessen man zur Tee- und Speisenbereitung, wie auch zur Erwärmung, nicht entraten konnte.

Wir hatten ein paar der großen kirgisischen Eisenkessel mitgenommen und darin wurde, bei gutem Wetter, der berühmte landesübliche palao (in Hammelfett gedämpfter Reis) hergestellt — bei schlechtem Wetter begnügten wir uns mit einer kräftigen Erbswurstsuppe. Brot und Tee wurde an jedem Rastort dargeboten.

Komisch war, daß die muhammedanischen Pferdejungen — alles kräftige, frische junge Burschen, beim Genuß der Erbswurstsuppe zunächst etwas scheuten, als sie der kleinen Stückchen Speck darin gewahr wurden.

Der Abscheu vor dem Schwein ist so ziemlich alles, was ihnen von ihrer Religion begreiflich ist, und sie würden unter keinen Umständen Schweinefleisch genießen. Aber sie waren alle mit Engländern gereist und hatten bei diesen Frühstücksspeck in Büchsen, bacon, auf Türkisch „bēkin", mit oder ohne Verdacht

---

der schweren zweirädrigen landesüblichen Karren dort auf dem zu einem Sumpf gewordenen Marktplatz im Schlamm versank und mehrere der Insassen, Frauen und Kinder, ums Leben kamen, ehe Hilfe herbeigeschaft werden konnte.

Der Zustand der Straßen war so unerträglich, daß die Einwohner, da der Staat nichts tun wollte, dem Landrat das Angebot machten, wenigstens den Marktplatz und die Hauptstraße aus eigenen Mitteln pflastern zu lassen. Den dazu nötigen Betrag von R. 700000 hatten die Kaufleute unter sich zusammengebracht, mit einer sehr hübschen Provision für den Landrat.

Der wollte aber sehr viel mehr haben; er stellte unerfüllbare Forderungen, an seiner Gier scheiterte der ganze Plan.

1 Englische Sättel sind für diese Reisen ungeeignet, sie verursachen Druckstellen. Der türkische Sattel ist hart, schont aber das Pferd.

kennen und schätzen gelernt, und ein Hinweis, daß diese winzigen Stückchen „bēkin" seien, zerstreute alle Befürchtungen.

Das Wetter war merkwürdig; während des Tages war es sehr heiß und drückend; des Nachts aber wurde es so kalt, daß man sich dankbar in seinen Pelz hüllte. Es war höchste Zeit, daß wir uns auf den Weg gemacht, denn je mehr man ins Frühjahr hinein kam, desto wärmer wurde es, und desto größer wurden die Gefahren durch Lawinensturz, Steinschlag und Wildwasser in den Strömen.

Hier sahen wir die ersten Kirgisenjurten.

Am zweiten Tag passierten wir, in strömendem Regen und sturmartigen Böen, den Takka-Daban oder Hufeisenpaß, so genannt, weil er die Form dieses Gerätes hat. Hier trafen wir ein Mitglied der schwedischen Mission in Kaschghar, Fröken Engvall, und obwohl wir nur einen kurzen Gruß auswechseln konnten, erfreute uns die Begegnung doch. Der Abstieg führt über steile, sehr steinige Böschungen, wo fortwährend Schottermassen unter den Füßen der Pferde abstürzten.

Hier tritt man in eine schöne Landschaft ein, nämlich wechselvolle, von braunroten romantisch zerklüfteten Klippen umgebene Täler. Überall standen duftende Wachholder- und Lebensbäume, sowie Tulpen, Wolfsmilcharten und Zwiebelgewächse mit oft sehr hübschen Sternblumen.

Obwohl wir noch durchaus in den Vorbergen waren, hatten wir doch schon unter Atemnot zu leiden.

Am dritten Tag erreichten wir den hübschen kleinen Bazarflecken Gültschä. Auf den russischen Karten heißt dieser Ort Gultscha, was im Türkischen „Bergschaf" bedeutet; man muß aber „gültschä" aussprechen, und dieses türkische Wort ist zu übersetzen mit „wie eine Blume". Und in der Tat hätte man keinen glücklicheren Namen finden können! Überall reiche, von Bäumen eingefaßte Triften mit den gerade aufsprießenden Knospenstengeln unzähliger Stauden. Auffallend war die ungeheuere Menge von Marienkäferchen, die hier überall herumschwärmten. Wie ich hörte, sollen amerikanische Reisende dort gewesen sein, um diese Insekten zu sammeln; sie sind die natürlichen Feinde eines Ungeziefers (scale-insect, eine Schildlaus?), das in Kalifornien die Orangenplantagen zerstörend befällt, und sollen dorthin übergeführt worden sein. Man kann der nachdenklichen, gedankenreichen Art, in der man in Amerika sich mit solchen Fragen beschäftigt, die größte Achtung nicht versagen.

Die beiden nächsten Tage brachten uns über Kyzil Kurghan und Sufi Karaul unter fortwährendem Steigen auf den Flußufern

zum Aufstieg zum Terek-Paß. Kyzil Kurghan ist ein kleines Dorf mit Bazar und Teehäusern, auch Sufi (spr. Sūpī) Karaul ist ein kleines Dorf.

Endlich kamen wir ins Hochgebirge. Die Szenerie ist eine bescheidene Miniatur der Himalaya-Landschaften, aber weit lieblicher. Der sechste Reittag führte uns in eine steile, sich allmählich verengende Schlucht, von wo wir, zwischen hohen senkrechten, pfortenähnlichen Klippen, in ein zweites, höheres Tal eintraten. Hier wurde Brennholz geladen, dann zog die Karawane im Quelltal weiter hinauf und kampierte etwa auf halber Höhe des Aufstiegs. Die Nacht war äußerst unruhig; ich litt an schweren Beklemmungen und schauerlichen Träumen. Am Tage waren schon öfters in den Seitentälern Steinschlag, Schlamm- und Schneelawinen niedergegangen. In dieser sehr warmen Nacht hörte ich vielfach das Donnern der abstürzenden Massen.

Später erfuhren wir, daß eine Karawane von 36 Köpfen einige Tage vorher weiter oben, der Paßhöhe zu, durch Lawinensturz verschüttet worden sei. Wir passierten den verhängnisvollen Ort am nächsten Morgen. Hilfe zu leisten hatte natürlich niemand versucht.

Am Morgen um ½6 Uhr des siebenten Reittages brachen wir zur Überwindung des Terek-Passes auf. Er hat die Höhe des Gipfels des Montblanc, und ich sah seiner Überschreitung nicht ohne Sorge entgegen, da der Schnee überall, sogar auf den Höhen, schon im Schmelzen war.

Die Karawanenleute hatten zahlreiche Filze mitgenommen, um sie im Notfall auf dem Boden vor den absteigenden Pferden auszubreiten und ihnen so einen besseren Halt für den Fuß zu gewähren. Wir haben diese Hilfe nicht gebraucht, und der Abstieg vollzog sich spielend. Um ¾3 Uhr erreichten wir unsern Lagerplatz Katta-Konisch.

Der achte Reittag brachte uns, zwischen 9 Uhr morgens und 3 Uhr nachmittags, über zwei leichte Pässe, den Kapka daban und den Ikizäk (Zwillinge) daban nach dem Lager von Yäl pündi.

Unterwegs sahen wir, zum ersten Male in größerer Anzahl, die suwur oder dauragan, tavragan (mong.) genannten Murmeltiere. Sie sitzen aufrecht neben ihren Erdlöchern. Wenn man sie erschreckt, stürzen sie sich schleunigst in diese Löcher. Ihr Pfeifen hört man von allen Seiten, wo sie zahlreich sind. Man jagt sie des Felles halber, das etwa 1½ tängä[1] wert sein soll, aber Kirgisen und Kalmücken sollen auch das Fleisch genießen.

---

1 „tängä" ist der Name einer Zählmünze, von der etwa 10 auf einen russischen Rubel (türk. söm) gehen. Die „tängä" gilt somit in Kaschghar etwa 20 Pfennige unseres Geldes.

So harmlos dieses kleine Tier auch ist — oft kann seine Gegenwart eine furchtbare Gefahr werden, denn es ist der häufigste Verbreiter der Pest, die in diesen Gegenden zuweilen entsetzliche Verheerungen anrichtet. Als Sir G. Macartney mit seiner Familie im Jahre 1908 auf Urlaub nach England ging, wählte er den Nordweg über den Thien-schan durch das Naryntal. Auf dieser Route muß man oft in Kirgisenjurten nächtigen. Macartney fand auf einer großen Strecke zwar die Jurten, aber die Bewohner lagen tot darin, auch die Haustiere waren entweder abgewandert oder ebenfalls der Seuche erlegen. Die Leichen waren bereits in Fäulnis übergegangen, wodurch die Pestbakterien abgetötet worden waren, doch ist es ein Wunder, daß die Reisenden der Ansteckung entgingen.

Am nächsten Tage überwanden wir den „Kleinen Ikizäk daban". Es hatte am Tage vorher stark geregnet, und der von den Karawanen begangene Teil des ungemein steilen Abstiegs war durch den Nachtfrost mit einer glasglatten Eisschicht bedeckt. An den wenig begangenen Rändern des Passes lag noch tiefer, gefrorener Schnee. Wir stiegen ab und stiegen zu Fuß, das Pferd am Zügel führend, unsern Weg herunter. Obwohl die Höhe dieses Passes verhältnismäßig gering ist, litten wir doch ziemlich stark an Atemnot. Ich fand meine auf der Himalaya-Reise 1906 gemachte Beobachtung, daß die Höhenkrankheit auf niederen Pässen lästiger sein kann, als auf höheren, von neuem bestätigt[1].

Wir übernachteten in der Grenzstation Irkäsch-tam, wo die Russen eine Telegraphenstation und ein Zollbureau hatten; es gibt auch einen kleinen Bazar. Trotz aller Bemühungen ist es den Russen nicht gelungen, das Mißtrauen der Chinesen soweit zu beschwichtigen, daß sie den Anschluß des Endes der russischen Telegraphenlinie in Irkäsch-tam an das Ende der chinesischen Telegraphenlinie Peking—Kaschghar in letzterer Stadt erlaubt hätten. Man muß das sehr beklagen, kann aber das Mißtrauen der Chinesen sehr gut verstehen. Die Russen haben sie oft erbärmlich mißhandelt.

Gerade als wir Irkäsch-tam am zehnten Reittag verlassen hatten, trafen wir, nach Übersteigung des leichten Kara Daban, einen chinesischen Ingenieur, der das Gelände prüfen sollte für die Herstellung der erwähnten Verbindung. Schließlich wurde der Plan doch wieder aufgegeben. Wir kampierten im Lager Yighin.

---

1 Der Karakoram-Paß ist höher als der Sasser-Paß, man erkrankt aber seltener und weniger schwer an Höhenkrankheit auf dem ersteren als auf dem letzteren.

Am folgenden Tage, dem elften Reittag, verließen wir das Lager um ¾ 8 Uhr morgens. Der Weg steigt ab, wir mußten mehrere stark angeschwollene Ströme passieren, was jedesmal mit ziemlicher Gefahr verknüpft war.

Als wir um eine Ecke des Bergpfades bogen, fanden wir uns zu unserem Erstaunen plötzlich inmitten einer Truppe russischer Soldaten! Es waren etwa 130 Mann; sie waren ermattet und hungrig: ihr Proviant und ihre Mäntel waren auf Pferden verladen worden, waren aber falsch gegangen und jedenfalls nicht zur Stelle.

Einer dieser armen Teufel, ein kleiner schwacher rothaariger Jude, redete mich auf Deutsch an und bat um Gotteswillen um etwas zu essen. Auch Herr Bartus wurde auf Deutsch angeredet; die Abteilung bestand meist aus Deutschen und Polen aus der Umgegend von Lodz und Petrikau. Wir luden alle, die kommen wollten, zum Abendessen ein.

Um 3 Uhr kamen wir in der chinesischen Grenzfestung Ulugh-Dschat an. Der Amban, ein Tungan, oder chinesisch redender Muhammedaner, machte uns freundlicherweise sofort seine Aufwartung, eine Höflichkeit, die wir uns zu erwidern beeilten.

Wir beide, Bartus und ich, waren froh, endlich wieder auf chinesischem Boden zu sein; die Widerwärtigkeiten unseres Aufenthalts unter der russischen Herrschaft waren zu abstoßend gewesen.

Am Abend kamen einige zwanzig Mann aus der erwähnten Truppenabteilung, meist Deutsche, einige finsterblickende Polen, und unser jüdischer Bekannter. Bartus hatte beide Kirgisenkessel mit Erbssuppe füllen lassen, dazu wurde Brot und Tee gegeben, und am lodernden Feuer entfaltete sich eine rege Unterhaltung. Die Leute gaben an, daß sie geschickt worden seien, um Ostturkistan zu erobern; von den Chinesen hatten sie eine sehr geringe Meinung, die ihnen von ihrem Vorgesetzten beigebracht worden war.

Als ich den ausgefrorenen und verhungerten Menschen aus meinen Privatbeständen einige Zigaretten schenkte, kannte ihre Dankbarkeit keine Grenzen; selbst die Polen, die man wohl gelehrt hatte, uns als schlimme Feinde zu betrachten, zeigten staunende Erkenntlichkeit. Ich riet den Leuten, die Nacht über in der kleinen chinesischen Festung zu bleiben.

Nach einer leidlich gut verbrachten Nacht machten wir uns am Morgen des zwölften Reittages um 6 Uhr auf den Weg. Der Kyzil-Su war ein breiter reißender Strom geworden. Die russischen Infanteristen waren in einer übeln Lage, — zu Fuß konnte man die wirbelnden Gewässer nicht passieren und so mußten sie, immer zu zweit, auf Kamelen durch den Strom gebracht werden. Ein junger,

bildschöner Tungan machte, auf einem ungebändigten Pferde, den Wegführer. Es war ein schöner Anblick diesen Jüngling so unerschrocken im Gedränge der Wogen zu sehen; ohne seine aufmunternde Tapferkeit wären die Truppen kaum herübergekommen. Wir überließen sie ihrem Schicksal und ritten, unter heftigem Regen und böenartigen Hagelschauern, weiter in die Vorberge hinein. Der Mäschräp-Daban, mit einer Festung Yakub Bäks, wurde im ärgsten Regen passiert. Beim Abstieg klärte sich das Wetter. Ich war unangenehm überrascht, am Fuße des Passes eine zweite Abteilung russischer Infanterie anzutreffen. Die Leute sahen noch verwahrloster aus als die der ersten Abteilung; wir ritten an ihnen vorüber und erreichten gegen 3 Uhr das Rasthaus, wo wir zu nächtigen beabsichtigt hatten. Aber zu unserer Enttäuschung war dieses erbärmliche Anwesen bereits von russischen Truppen besetzt, so daß wir hätten im Freien lagern müssen, was bei der sumpfartigen Erweichung des Erdbodens nicht angenehm gewesen wäre. Auch mußten wir Heu für die Pferde haben, und so entschlossen wir uns, zur nächsten Station weiter zu reiten. Es war ein ziemlich weiter Weg; der Regen goß wie aus Mulden, und bald dunkelte es. Zweimal kamen wir, schon in stockfinsterer Nacht, an reißende Bergströme, die passiert werden mußten. Die Dunkelheit hat zwar den Vorzug, das man das verwirrende Treiben und Tanzen der Wellen nicht sehen kann, aber man ist mehr als bei Tageslicht der Vorsehung überlassen, zumal man ja auch nicht sehen kann, ob das gegenüberliegende Ufer die Landung gestattet. Einmal kam ich an eine steile Felsenwand und wurde ein Stück abgetrieben bis ich landen und durch Zurufe die übrigen Reiter zum Übergang an dieser besseren Stelle veranlassen konnte.

Auch Bartus kam mehrmals in große Lebensgefahr, und wir nahmen uns vor, in Zukunft Gebirgsströme, angeschwollen oder nicht, keinesfalls mehr in einer mondlosen Nacht zu überschreiten.

Endlich erreichten wir das Tälchen Kyzil Gumbaz, wo wir in Kirgisenjurten freundlich empfangen wurden.

Wir waren bis auf die Haut durchnäßt und ziemlich erschöpft, so daß wir nach dem Genuß einer großen Schale Tee und eines Brotes uns zur Ruhe legten. Unsere Feldbetten waren bald aufgeschlagen (der „Haustiere“ halber vermeidet man das Schlafen auf den Teppichen!) und erfreut streckten wir uns aus. Aber bald fing es an zu tropfen: die Jurte war alt und überall undicht! Da haben wir unsere Moskitonetz-Ständer am Bett angebracht, einen trockenen Filz darüber gelegt und dann endlich geschlafen — geschlafen, wie es mir seither nicht mehr beschert ist!

Am nächsten Morgen dauerte das Unwetter noch an, und wir beschlossen diesen dreizehnten Reisetag bei Kari Muhammed, unserm kirgisischen Wirt, zuzubringen. Wir bekamen hier, zum erstenmal seit Osch, Fleisch, und zwar gesottene Hammelrippchen, die uns sehr wohl mundeten.

Unsere kirgisischen Wirte besaßen große Herden von Schafen der Fettschwanzart, die den Namen „dumba“ führt. Die Ablagerung von Fett vollzieht sich im Schwanz, der ungeheuer groß und schwer werden kann, so zwar, daß die schwachen Hinterbeine fast unter der Last zusammenknicken.

Ein Reisender — ich glaube es war der Amerikaner Atkinson — erzählt, daß die Kirgisen, um den Tieren die Last dieses Fettbehälters zu erleichtern, ein Stäbchen quer durch den Fettschwanz stecken und an den hervorragenden Enden Räder befestigen, so daß das Gewicht auf diesen Rädern ruht. Ich habe das nie gesehen, und leider auch vergessen, bei Kirgisen anzufragen. An sich ist es nicht unmöglich: im Fett fehlt es an Blutgefäßen und Nerven und die Einführung des Stabes würde wohl kaum Schmerz oder größere Entzündung hervorrufen. Vielleicht ist es aber bloß eine Eulenspiegelei. Alt ist sie jedenfalls, denn ganz ähnliches berichtet schon der alte Herodot.

Die kirgisischen Jurten sind, wenn gut gehalten, sehr angenehme Aufenthaltsorte. Der Fußboden wird mit schönen Teppichen bedeckt, die durch besondere Muster auffallen. Es sind Blumen in Achtecken, oder bloß verschnörkelte, aneinander gereihte Achtecke. Die Farben sind fast immer dunkelblau mit roter Musterung; der meist blaue Grund ist zuweilen auch schwarz. Ich erwarb später einige dieser Teppiche, die übrigens im Handel fehlen. Es war unterhaltend zu sehen, wie die Karawanenleute und müßige Kirgisen, als ich mit dem Eigentümer zu handeln anfing, sogleich lebhaften Anteil nahmen und durch Zurufe wie „Gib mehr!“, „Lass’ nach!“ den Handel zu beeinflussen suchten. Ja, als ich schließlich, des Schachers müde, den Ankauf aufgeben wollte, sprang einer der Leute vor, nahm meine rechte Hand und die des Teppichbesitzers, legte sie ineinander, richtete einen Stoßseufzer an Allah und machte dann einen neuen Vorschlag, etwas mehr als ich geben wollte, etwas weniger als der Verkäufer nehmen wollte. Der Vorschlag wurde angenommen, hocherfreut schlug der Mittelsmann unsere Hände auseinander und verlangte dann sogleich eine kleine Belohnung für seine Hilfe, die ich ihm nicht abschlug. Die Teppiche waren billig erworben worden. Als aber die anderen Zuschauer und Mithandelnden auch ähnliche Ansprüche

erhoben, mußte ich abwinken, bewirtete die Leutchen aber mit Tee, Brot und Zigaretten, so daß alle in Zufriedenheit von uns schieden. Dieses nebenbei. —

Am vierzehnten Reittag zogen wir über den Schati Daban und zwei kleine Pässe, immer absteigend, nach dem Rastort Kyzil Boi. Am nächsten Morgen brachen wir um 7 Uhr morgens auf und erreichten um 4 Uhr nachmittags die Station Ming-Yol, wo ein für dieses Land prachtvolles „dän“ oder Serai eben eröffnet worden war.

Der nächste Tag, der 16. unserer Reise, brachte uns nach Kaschghar, wo wir mittags eintrafen, und um Macartneys nicht auf einmal mit allem unseren Gepäck ins Haus zu fallen, zunächst in einem ziemlich ärmlichen Serai abstiegen. Aber solche Nachricht verbreitet sich schnell: wir hatten uns kaum Gesicht und Hände gewaschen, als auch schon Sir George und Lady Macartney in das Serai kamen und uns in der gewohnten charmanten Art begrüßten.

Aufenthalt in Kaschghar

Wir mußten gleich aufladen und unsere Siebensachen in das Britische General-Konsulat bringen lassen, wo in der „Mähmān-Chānā“, dem „Haus der Gäste“, eine Reihe bequemer sauberer Zimmer für uns bereit stand. Auch ein Bad gab es, und nachdem wir uns ordentlich gesäubert hatten, fühlten wir uns glücklich, nach langer Entbehrung, wieder in kultivierter Umgebung zu sein. Freilich war Tschīnī Bāgh, der Hügelgarten auf dem die alte „Political Agency“ gestanden hatte, ganz verändert. (Taf. 1.) Hier stand jetzt ein großer, festungsartig ummauerter Gebäudekomplex, das neue Britische General-Konsulat: endlich hatte die Londoner und die Indische Regierung eingesehen, was sie an ihrem Vertreter in Kaschghar besaß; Sir G. Macartney[1] war aus dem Political Agent

---

1 Sir G. Macartney stammt aus der alten schottischen, später in Irland ansässigen Familie des ersten englischen Gesandten am chinesischen Kaiserhof, George, Earl of Macartney (1737—1806) und ist ein Sohn des bekannten Sir Halliday Macartney, der lange Jahre Privy Councillor der Chinesischen Botschaft in London war. Ich habe niemals einen Diplomaten getroffen, der so gut wie Sir George befähigt gewesen wäre, den Charakter der Menschen zu ergründen. Besonders das Wesen der Chinesen verstand er vollkommen; er sprach ihre Sprache vortrefflich, kannte ihre Vorzüge und Fehler, ihre Vorurteile und Neigungen usw., wie kaum ein anderer Europäer. Auch die Türken kannte er sehr gut und wußte sie richtig zu behandeln. Ein Mann von überragender Intelligenz, ganz außergewöhnlichen Kenntnissen, der vornehmsten Ehrlichkeit und dabei doch jede List und jede Ausflucht sofort durchschauend, war er, nachdem Exc. Pietrowskij seinen Posten in Kaschghar verlassen und sein mehr auf Gewalt beruhender Einfluß damit aufgehört hatte, wirklich der König von Kaschgharien. Obwohl die indische (oder englische) Regierung ihm nicht einen einzigen Soldaten zum Schutz seiner Familie und des Konsulats bewilligt hatte, während die Russen an 2000 Mann mit Maschinengewehren ins Land geschmuggelt hatten, war doch Macartney, und nicht der russische Generalkonsul, der Herr der Lage. Nur seiner Klugheit und seiner Geschicklichkeit glaube ich es zuschreiben zu müssen, daß die Unruhen der chinesischen Revolution in Kaschghar nicht mehr Opfer gefordert haben, vielmehr daß dort nicht alles drunter oder drüber gegangen ist. Es war die Macht der Persönlichkeit, die trotz jeden Mangels äußerer Gewaltmittel, alle Schwierigkeiten überwand.

Die Chinesen, bei denen er den Namen Ma-siauye oder der kleine (i. e. junge) Herr Ma“ (der große (alte) Herr Ma war sein Vater Sir Halliday oder der Gesandte!) führte, haben ihn sehr verehrt und geliebt. Ich bin überzeugt, daß kein anderer Engländer in den heutigen chinesischen Unruhen seinem Lande bessere Dienste hätte leisten können als er. Was mich angeht, so bewundere ich an ihm besonders seine unbeirrbare, edle Humanität.

der General-Konsul geworden. Auch die große ummauerte schwedische Mission machte einen sehr stattlichen Eindruck. Wenn man in die äußerst einfachen, aber sehr geschmackvoll eingerichteten und stets peinlich sauber gehaltenen Häuschen der Missionäre eintrat, empfand man sehr stark den Zauber, den die Kultur Schwedens auf jeden ausübt, der mit ihr in Berührung kommt.

Der Architekt der schwedischen Mission und des britischen Konsulatgebäudes, der schwedische Missionär L. E. Högberg, war ein ungemein sympathischer, ruhiger Mann, der trotz seiner Größe von ungefähr 2 m etwas kindlich Reines hatte. Seine Frau war die Tochter eines schwedischen Admirals.

Unter der Leitung der Högbergs, und mit der Hilfe meines alten Freundes, des Missionsarztes Gösta Raquette, eines anderen Nordlandsriesen, wurde die Mission ein Kulturzentrum für Kaschghar; sie verbreitete durch Unterricht und Beispiel eine höhere Gesittung unter dem niederen Volk.

Wie ich hörte, haben sie auch eine Buchdruckerei eingerichtet. Wenn dem so ist, wäre es die einzige in dem ganzen ungeheueren Lande, da alle ähnlichen muhammedanischen Anstalten, von den Chinesen nicht begünstigt, eingegangen sind.

Högbergs verkehrten viel im britischen Konsulat, wo öfter europäischer und amerikanischer Besuch, selbst von Damen, anzutreffen war. Einmal neckte eine Dame Herrn Högberg; sie fragte nämlich: „o Herr Högberg! Sagen Sie mir doch, warum steigen die Türken so oft auf die Dächer und rufen „Hallo, Herr Högberg! Hallo, Herr Högberg!?" Es entstand ein großes Gelächter, in das Högberg humorvoll mit einstimmte: diese Deutung des muhammedanischen Rufes zum Gebet — in der dortigen schlechten Aussprache „Allaho äkbär! Allaho äkbär!" wirkte unwiderstehlich komisch!

Auch die Russen hatten ihr nahe am Nordtore (Yārbāgh Därwāza) gelegenes Konsulat sehr vergrößert, was schon wegen der zahlreichen Truppen[1] nötig geworden war. (Taf. 1.)

Generalkonsul war damals Herr Socoff, den wir schon im Jahre 1905 als Konsul in Tschugutschak im Tarbagatai (Dzungarei) kennen gelernt hatten.

Wir besuchten ihn alsbald und wurden festlich bewirtet. Socoff wurde später durch einen neuen Generalkonsul ersetzt, den

---

1 Diese Truppen waren ohne die Erlaubnis der chinesischen Regierung nach Ostturkistan gebracht worden. Ich habe vernommen, daß man die Rücksicht gegen die Chinesen soweit unbeachtet gelassen hat, daß man ihnen nicht einmal die Ankunft der Mannschaften anzuzeigen für nötig fand.

Fürsten Meschtscherski, einen großen, stattlichen Herrn von vornehmer Art, der sich schnell unsere Hochachtung gewann.

Die den Deutschen wenig freundliche Stimmung, die wir schon, nicht ohne Befremden, auf der Reise durch Russland wahrgenommen hatten, zeigte sich auch im russischen Konsulat zu Kaschghar. Man wollte kein Deutsch mehr sprechen, sondern benutzte lieber die französische Sprache, deren die meisten dieser Herren mehr oder minder mächtig waren.

Als ich einmal dem Generalkonsul die sehr großen braunen Küchenschaben von Karachodscha beschrieb, bediente ich mich des englischen Wortes cockroach, da mir der französische Ausdruck „cancrelat" nicht gegenwärtig war. Der Konsul verstand das englische Wort nicht und bat mich, den deutschen Namen anzugeben. Aber das Wort „Schabe" war ihm fremd und die andere Bezeichnung, „Russen", wollte ich nicht gerne aussprechen.

Er war interessiert und suchte nach seinem englischen Diktionär, immer wieder um den anderen deutschen Namen bittend. Endlich sagte ich: „Nun, aus nachbarlicher Liebenswürdigkeit werden diese Tiere bei uns auch ‚Russen' genannt!" Er hatte aber gerade das Wort gefunden und sprang nun jubelnd im Zimmer herum, immer „Prussak, Prussak, Prussak" rufend.

Die Russen nämlich nennen dieses Ungeziefer „Preußen"! und so löste sich dieser Zwischenfall in Gelächter[1].

Alsbald machte ich mit Sir George den chinesischen Behörden meine Aufwartung. Die Titel waren alle verändert worden[2]. Auch die Beamten waren verändert; statt der auf chinesische Art wohlerzogenen höflichen Herren fanden wir ungebildete Leute vor,

---

1 Nach Humboldt aber beruht die Ansicht, diese große Schabe sei von Deutschland nach Rußland gebracht worden, auf einem Irrtum:

„Die Tarakanen (Schaben, Blatta orientalis), diese unendliche Plage der russischen Häuser, sind von China aus allmählich bis zur Wolga vorgeschritten. Gegen 1765 erschienen sie am Don bei den Kosaken, die eben aus dem siebenjährigen Kriege zurückkehrten, und die neuen unbekannten und unbequemen Gäste, in der Meinung, sie selbst hätten sie vielleicht unbewußt aus Deutschland gebracht, Prussaki benannten. Seitdem sind sie immer weiter nach Westen hingewandert und haben sich allmählich über Rußland verbreitet."

(Kletke, Alex. v. Humboldt's Reisen im europ. und asiat. Rußland, Berlin 1855, I, S. 104—5).

2 Leider habe ich die Titel nicht notiert, außer dem des militärischen Befehlshabers, der „Da-Schwai" lautete.

An Stelle des „Ting", der früher in Kutscha regierte, saß nunmehr ein „Tongnung". In Urumtschi war der „Fu-tai" oder „Schün-fu" ersetzt worden durch den „Do-do".

deren Unwissenheit uns öfter ein mitleidiges Lächeln entlockte. Mit einem der schwedischen Missionare, Herrn Törnquist, der gut chinesisch sprach, besuchten wir auch den aus dem Ili-Tale nach Kaschghar versetzten Ti-tai (Taf. 3) in seinem Yamen in der „neuen Stadt". Es war ein großer dumpfiger Bau, dessen Zugang von Kanonen und Infanterieposten bewacht wurde. Unter den Soldaten sah man Gesichter von erschreckender Wildheit.

Der Titai[1] mit seinen Offizieren empfing uns in sehr ungezwungener Weise; es wurden sofort alle erdenklichen Getränke herbeigebracht, französischer und russischer Sekt, ebensolche Kognaks, Wodka und andere russische Branntweine, chinesischer Samschu — ein widerliches Getränk! — ja sogar schottischer Wiskey mit geeistem Sodawasser. Man sprach diesen starken Getränken, zur großen Unfreude des Missionärs, in mehr als verwegener Weise zu, und ich bin Herrn Törnquist noch heute dankbar für die Gewandtheit, mit der er uns aus dieser unerfreulichen Kneiperei herausführte. Obwohl er stets die Würde des geistlichen Herren wahrte, schien er doch bei den Chinesen in der „neuen Stadt" außerordentlich beliebt zu sein.

Nachdem alle offiziellen Besuche erledigt waren, machte sich Macartney an die schwierige Aufgabe, vom Gouverneur von Kaschghar Pässe zu erlangen für Bartus und mich, sowie die Erlaubnis, im Lande archäologische Grabungen auszuführen. Der Beamte wollte zunächst durchaus nicht darauf eingehen, aber nach der zweiten, vielstündigen Konferenz mit ihm, brachte mir Sir George nicht nur die Pässe und die Erlaubnis zum Graben, sondern sogar eine Empfehlung an den Amtsbruder des Gouverneurs in Aksu; ich hatte diesen Herrn 1906 in Yarkänd getroffen.

Allerdings war die Erlaubnis nur gültig für gewisse Distrikte am Nordrande der großen Wüste; da aber Arbeiten am Südrande am besten im Winter ausgeführt werden, hätten wir dort doch noch nicht arbeiten können. Wir verschoben daher die Ausführung unseres ursprünglichen Planes auf die Winterzeit.

Dieser Erfolg Macartney's befreite mich von großer Sorge. Die Pässe und die Erlaubnis waren zwar nicht von der Regierung

1 Dieser Militärbeamte hatte eine bedeutende Rolle bei der Verjagung der Mandschu aus dem Ili-Tale gespielt. Er besaß eine große Energie, aber auch eine große Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht, die ihn zu blutigen Taten veranlaßte.

Während meines Aufenthalts in Kutscha ließ er einen seiner eigenen Majore ermorden, weil er ihm angeblich nach dem Leben getrachtet habe, und dieseMordtat hätte beinahe zu neuen und schweren Unruhen geführt.

Sein Name war Yang Dsan-su, seinen Titel Ti-tai schrieb er auf dem mir verehrten Bilde: ti-du.

in Urumtschi ausgestellt, sondern nur von einer Lokalbehörde. Aber Urumtschi ist weit und Kaschghar ist nahe; diese Dokumente waren vollkommen genügend, um uns in Kaschghar, Aksu und Kutscha zu schützen und uns in den beiden letzteren Distrikten die Arbeit zu erlauben, bis unsere durch Gerüchte natürlich noch stark übertriebenen Erfolge in Kyzil und Kum-Tura in Urumtschi ruchbar wurden. Der Verwaltungsbeamte (Tong-Nung) in Kutscha muß dann einen Verweis erhalten haben: sein von Anfang an befangenes Wesen wurde schließlich so ablehnend feindlich, daß ich vorziehen mußte, mich mehr nach Westen unmittelbarer unter Macartneys Fittiche zu begeben. Über die näheren Umstände berichte ich später ausführlich.

Bei einem Besuch bei Herrn Socoff zeigte mir dieser eine außerordentlich interessante buddhistische Reliquie, die ihm Isa Chan, der Aksakal oder Vorsteher der türkischen Kaufleute aus Ferghana (russische Untertanen) als Geschenk zugesandt hatte. Es war eine mehr als doppelfaustgroße rundliche Art Dose aus hartem dunkelbraunem Holz — wie es in Turkistan nicht vorkommt! —, deren Durchschnitt die Form eines Pipalblattes (Ficus religiosa) aufwies. Sie öffnete sich mittels eines Scharniers und enthielt in der hohlen Innenseite rechts eine in indischer, links eine in europäischer Weise sitzende Buddhafigur aus einem halbdurchsichtigen Lack (Bernstein ?). Die Figur auf der rechten Seite hatte eine kleine goldene Reliquiendose enthalten, zu deren Erlangung der Finder die Figur beschädigt hatte. Auf der linken Seite war unter der Figur eine runde Vertiefung in das Holz gebohrt, welche zur Aufnahme einer kleinen Schriftrolle diente. Diese Rolle bestand aus einem glänzend polierten dünnen, elastischen Goldstreifen, 2,5 cm × 9 cm groß; am inneren Ende befand sich genau wie bei den papiernen Buchrollen, ein ebenfalls poliertes goldenes Stäbchen, um das der Goldstreifen aufgewunden war. Eine dreizeilige Aufschrift in glänzend schwarzen wunderschön geschriebenen Brāhmī-Lettern befand sich auf beiden Seiten des Streifens. Ich versuchte diese Reliquie von Herrn Socoff zu erwerben. Er ging aber nicht darauf ein, da er sie der russischen Akademie zu Petersburg zu überweisen gedachte[1].

---

1 Leider ist der interessante Gegenstand nicht dorthin gelangt. Wie ich später in Kutscha hörte, ist der Erwerb dieses Gegenstandes für Isa Chan Aksakal, das dortige Haupt der türkischen Kaufleute aus Russisch-Turkistan, eine Quelle des Verdrusses geworden, für mich aber ein interessantes Beispiel dafür, wie indische Anschauungen, nachdem der Islam den Westen des Landes seit 1000 Jahren beherrscht, heute noch im Volke weiterleben. Ein Mann aus Chotän, ein Vagabund und Schatzgräber namens Ak Mullah Hadschim brachte die Reliquie etwa 2 Mo-

Ich fragte später Herrn Prof. v. Oldenburg aus Petersburg, ob die Akademie die Dose erhalten habe. Aber er wußte nichts davon, und so ist zu befürchten, daß dies ausnahmsweise interessante Stück durch die Kriegswirren für die Wissenschaft verloren gegangen ist.

In Kaschghar war wirtschaftlich vieles stark verändert. Auf Anraten der Russen hatten viele Bauern ihre Felder mit Baumwolle, statt mit Weizen bestellt. Hierdurch entstand große Knappheit an Brotgetreide. Bei den schwierigen Transportverhältnissen ist aber die Zufuhr von Lebensmitteln von außerhalb sehr kostspielig, und viele dieser Bauern hatten zwar russisches Gold in den Taschen, mußten aber von Luzerneklee leben, den sie nach Art des Spinats zubereiteten.

Von anderen Veränderungen melde ich mit Bedauern, daß die geringen Reste perso-türkischer Kunstindustrie — Knüpfteppich

---

nate vor meiner Ankunft in Kaschghar in das Magazin des Aksakal zu Kutscha und verkaufte es ihm für 6 sär (= ca. 15 Mark). Er behauptete, den Gegenstand im Fußboden eines der am weitesten stromabwärts gelegenen Tempel der Siedelung von Kumtura, an der Rückwand der Cella, ausgegraben zu haben. Isa Chan war von Socoff gebeten worden, Altertümer für ihn zu sammeln und er war entzückt, sich den mächtigen Mann durch ein interessantes Geschenk günstig stimmen zu können. Er sandte es also nach Kaschghar.

Als ich nach Kutscha kam, hatte sich bereits die Kunde dort verbreitet, die Dose wäre viele Hundert Rubel wert. Ak Mullah lief zum Aksakal, warf die 6 sär auf den Fußboden und verlangte die Dose zurück.

Vergebens sagte ihm Isa Chan, daß sie im Besitz des „Uruss Konsul" sei und daß er nichts dafür erhalten habe, der Finder (ich bin überzeugt, daß er die Reliquiendose aus Chotän mitgebracht hatte!) bestand auf der Rückgabe und zerschnitt sich, um diese zu erzwingen, zunächst die Stirnhaut. Als dies nichts nützte, schnitt er sich das linke Ohr ab und drohte, sich auch das rechte abzuschneiden, wenn er die Dose nicht zurückerhielt. Wir mußten abreisen, ehe diese Sache ihr Ende fand; wir haben es hier mit einer merkwürdigen indischen Sitte (oder Unsitte) zu tun. In Indien nämlich gibt es 2 Arten in welcher unbezahlte Gläubiger oder gewalttätig unterdrückte Personen versuchen, von ihrem Schuldner ihr Geld, vom Unterdrücker ihr Recht zu erlangen.

Die erste mildere Art heißt „dharnā". Oberst Yule, in „Hobson-Jobson", dem berühmten Glossar anglo-indischer Redensarten und Ausdrücke, definiert diesen Vorgang als „Eine Art, Zahlung oder Erfüllung einer Forderung zu erpressen. Dies geschieht, indem der Gläubiger oder Benachteiligte sich vor die Tür des Schuldners setzt und dort bleibt, ohne Speise und Trank zu berühren, bis sein Anliegen erfüllt ist. Zuweilen droht er, sich selbst einen tötlichen Leibschaden zuzufügen, wenn man seine Forderung nicht erfüllt." Die zweite Art heißt „trāgā". Es ist die extreme Form des unter „dharnā" beschriebenen Verfahrens; der Benachteiligte verstümmelt oder tötet sich selbst oder ein Mitglied seiner Familie, um auf diese Weise die göttliche Rache auf das Haupt seines Feindes zu lenken. Besonders bei den Radschput nimmt „trāgā" zuweilen entsetzlich blutige Formen an. Natürlich sind beide Arten durch das englische Strafgesetzbuch verpönt.

und Stickerei, getriebene und ziselierte Tee- und Kochgeschirre aus verzinntem Kupfer oder Messing u. dgl. — die wir im Jahre 1906 noch vorfanden — selten geworden oder vielmehr ganz durch europäische Schundware verdrängt worden waren.

Auch die Münzen waren häßlicher geworden und wurden nunmehr nach chinesischen Mustern geprägt. Zur Zeit unserer zweiten und dritten Reise gab es Münzstätten in Kaschghar, Aksu und Urumtschi. Die beiden ersteren Städte prägten sehr schöne Münzen mit Aufschriften in chinesischen und perso-arabischen Charakteren; die Prägungen von Urumtschi tragen dagegen nur die chinesische Aufschrift in guter Ausführung; der türkische Text, wahrscheinlich von chinesischen Stempelschneidern hergestellt, zeigt die schönen arabischen Lettern in kläglicher Entstellung.

Die Münzstätten in Aksu und Urumtschi sind in der Revolution wohl geplündert und zerstört worden, denn seitdem wird nur noch in Kaschghar, und zwar, wie mir gesagt wurde, aus russischem Silber, geprägt. Die Schönheit der älteren Münzen wird von den neuen durchaus nicht erreicht, diese ähneln eher den häßlichen Prägungen der Münze von Urumtschi. Im allgemeinen schien mir der Kulturzustand des Landes keine Fortschritte gemacht zu haben, ganz im Gegenteil.

Bei unserem früheren Aufenthalt im Lande war uns die Billigkeit aller Lebensmittel, und des Lebens überhaupt, angenehm aufgefallen. Das war nun vorüber, alles war doppelt oder sogar dreimal so teuer wie im Jahre 1906.

Die Bevölkerungszahl der Kaschghar-Oase hatte sich zudem außerordentlich gehoben, so daß das zwar ungemein reiche, aber doch nicht in genügender Ausdehnung vorhandene Ackerland dieser Oase den gewaltigen Bevölkerungsüberschuß nicht mehr zu ernähren vermochte.

Man half sich durch Auswanderung und diese richtete sich in der Hauptsache nach Russisch-Turkistan, wohin 1913 nicht weniger als 40 000 kräftige Leute etwa nach Art der polnischen Saisonarbeiter bei uns, abgewandert sein sollen.

Dem Lande nützlich ist dagegen die in das Innere gerichtete Abwanderung. Die landlosen Bauernsöhne begeben sich an unbewohnte Gegenden in der Nähe eines Stromes, wo gutes Land noch auf Bewässerung wartet und legen dort neue Berieselungskanäle an, die ihnen reiche Ernten bringen. Unter welchen Bedingungen die Chinesen diesen Bauern Land überlassen, habe ich leider zu erfragen vergessen. Sie müssen aber günstig sein, denn in der Kutscha-Oase sind seit 1906 mehrere Kolonien Kaschgharer

Auswanderer entstanden, die sich augenscheinlich eines recht behaglichen Wohlstandes erfreuen.

Nach einigen Tagen, die wir den offiziellen Besuchen bei den Behörden, und den freundschaftlichen bei alten Bekannten widmeten, begannen wir mit der Beschaffung von Transportmitteln. Pferde, die sonst 30—40 Rubel gekostet hatten, mußten nunmehr mit 100—120 Rubel bezahlt werden. Auch die Miete für Arabas, die großen landesüblichen Karren mit je zwei mannshohen Rädern, betrug mehr als das doppelte des früheren Preises.

Bei unseren Vorbereitungen gingen einige entzückende Tage allzuschnell dahin. In dem schönen Heim der Macartneys genossen wir noch, voller Dank, die Wohltat der anglo-indischen Gastfreundschaft, die meines Erachtens das non plus ultra aller Gastfreundschaft ist.

Auch in Rußland — in der alten Zeit — war man gastfrei im allerhöchsten Grade. Aber man bemühte sich allzusehr um den Gast, so zwar, daß diesem kein freier Augenblick blieb; er wurde gewissermaßen ein Sklave der Liebenswürdigkeit seiner Gastgeber. In England war man in diesen Verhältnissen immer außerordentlich liberal; in Indien — unter Anglo-Indiern — war die gut eingeführten Fremden gegenüber geübte Gastfreundschaft derartig großzügig, rücksichtsvoll und liebenswürdig, daß jeder, der sie genossen hat, nur mit bewundernder Dankbarkeit daran zurückdenken kann.

Wir beide, Bartus und ich, die dieser Gastfreundschaft im vollen Maße teilhaftig wurden, werden ihrer stets mit Freude und Dankbarkeit gedenken.

Ein kleines Erlebnis mit einem Raubvogel erregt vielleicht die Aufmerksamkeit der Zoologen. In den hohen Pappeln — in diesem Lande entwickelt die Terekpappel (Populus albus) wenn jung und gut bewässert, in einem Sommer Triebe von 3—4 m Länge — des Konsulatgartens hatten sich mehrere Familien von Weihen angesiedelt, deren Gegenwart andere harmlosere Vögel verscheuchte. Lady Macartney bat mich, sie zu vertreiben, und ich schoß zwei Pärchen ab. Ein drittes Paar hatte in einer hohen Pappel sein Nest, das ich erst nach langem Suchen fand. Die Mutter brütete, und es gelang, mit einem Schrotschusse Nest, Gelege und den brütenden Vogel zu treffen.

Am nächsten Tage ging ich ohne Hut durch den Garten, als zum Schrecken der mich begleitenden jungen Kinder Macartney's der männliche Vogel sich plötzlich auf meinen Kopf stürzte und mich mit Fang oder Schnabel leicht verletzte. Einige Handbewegungen genügten, den Vogel zu verscheuchen. Sein Verhalten,





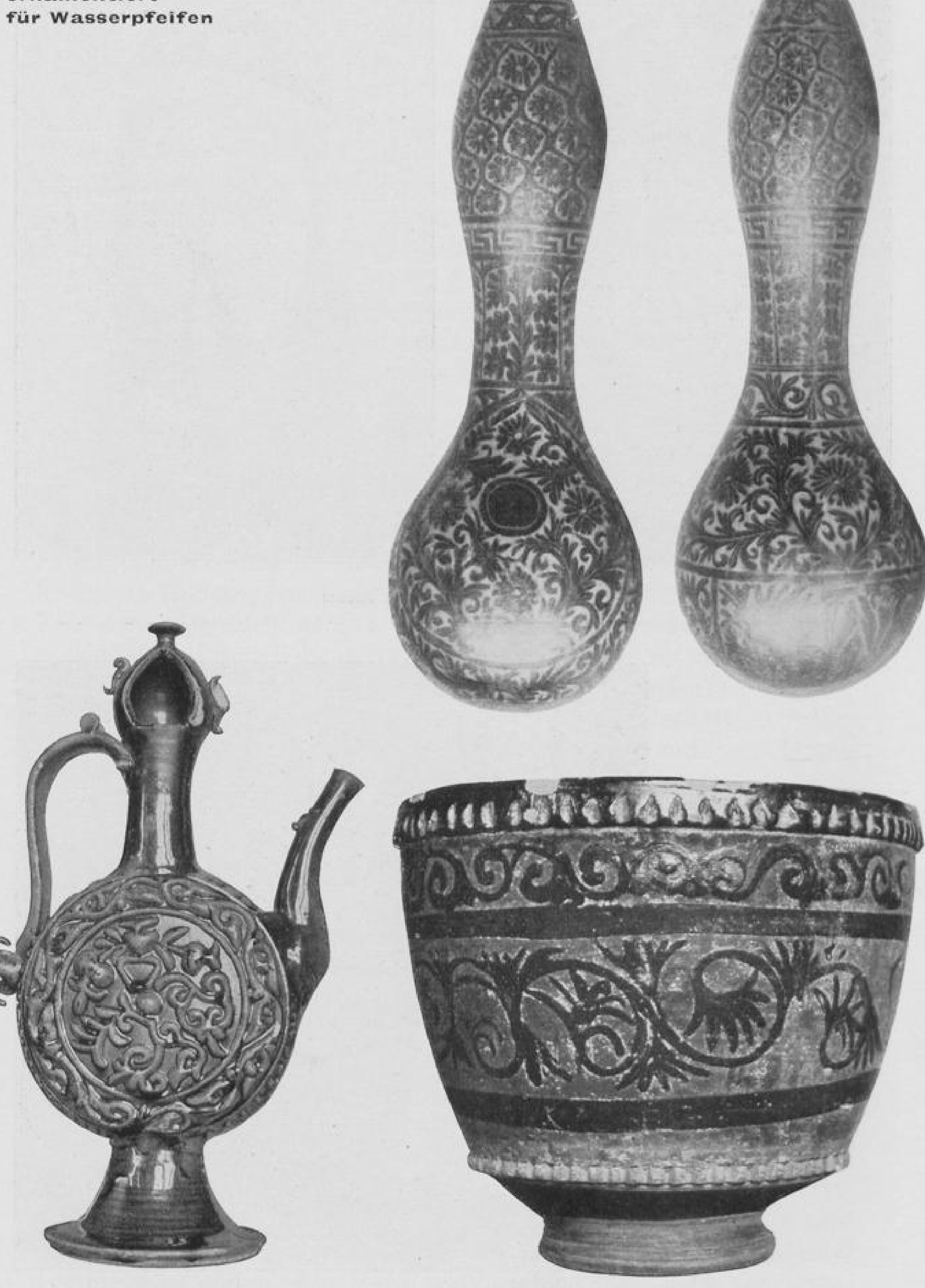
Kurtisanen aus Aksu



Kurtisanen aus Aksu

Tafel 8

Kürbisse, ornamentiert für Wasserpfeifen



Kanne, Kutscha

Topf, spätantike Ornamentik, Kutscha

das für diese feigen Vögel ungewöhnlich war, rührte mich aber genug, um mich zu veranlassen, von weiterer Verfolgung abzusehen.

Macartney stellte mir einen Diener, namens Hāschim, vor, dem einzigen Mann, den er, als mit Europäern schon etwas vertraut, gerade auftreiben konnte; er bat mich aber, dem Mann auf die Finger zu sehen, da er ein eingefleischter Spieler sei.

Die Schweden machten mich auf einen Mann namens Kāsim aufmerksam (Taf. 3), der längere Zeit bei ihnen Koch gewesen sei und sein Geschäft gut verstände. Aber auch er sei nicht ganz zuverlässig[1]. Da wir gelernt hatten, was für eine Wohltat leidlich zubereitete Gerichte in den Wüstenorten sind, beriet ich mit Herrn Bartus, ob wir die Leute nehmen sollten. Er sagte ohne weiteres „Ja wohl — ich werde ihnen schon auf die Finger sehen!" und so wurden beide eingestellt. Zum Glück erfuhr ich, daß mein alter Diener Egämbärdi (Taf. 3) aus Marghilan (in Russ.-Turkistan) der 1906 die schwierige Reise über den Himalaja mitgemacht hatte, in Kaschghar sei. Ich freute mich, diesen erprobten Mann wieder als Diener annehmen zu können.

Die beiden Männer, Kāsim und Egämbärdi, zeigten zwei sehr verschiedene Typen. Ersterer war ein stämmiger, grobgliedriger Mann von etwas mehr als Mittelgröße. Er stammte, wie er sagte, aus Yarkand und hatte einen stark brachycephalen kugelrunden Kopf, aber blondes Haar und helle Augen. Die Nase war gerade und der Gesichtswinkel gut.

Egämbärdi dagegen war ein kleiner schlanker Mann mit sehr feinen Händen und Füßen. Sein Schädel war schmal und lang, die Nase lang, fein und leicht gekrümmt. Seine Haut war sehr weiß, das Haar dunkelbraun. Die Augen waren seine große Schönheit, denn sie waren tief-violettblau.

Mit anderen Worten: Hāschim war ein Vertreter der ostasiatisch beeinflußten alten iranischen oder aber auch der von uns nachgewiesenen europäischen Rasse Ostturkistans. Egämbärdi dagegen war, abgesehen von den Augen, ein typischer Iranier (Tādjik), ein unverfälschter Nachkomme der alten iranischen Landesbewohner West- und Ost-Turkistans.

Mit diesen Leuten machten wir uns am 30. Mai auf den Weg Bartus, Egämbärdi und ich waren beritten, drei Arabas trugen unsere Ausrüstung.

---

1 Beide mußten später entlassen werden, Hāschim wegen seiner Spielwut. Kāsim wegen seiner Liebesabenteuer, die uns allerlei Schwierigkeiten verursachten, besonders aber, weil er später in Kyzil ein Komplott gegen Bartus angezettelt, das ohne dessen Klugheit, Mut und Stärke leicht üble Folgen hätte haben können.

Die Reise nach Kutscha
Erster Aufenthalt dort

Wie früher, reisten wir auch diesmal, um der Hitze zu entgehen, des Nachts, wobei nicht ausblieb, daß hier und da einer der Wagen in einen tiefen Graben fiel. Die erste Nacht war besonders reich an Unannehmlichkeiten. Es war stockfinster, und zweimal fiel ein Wagen um; wir kamen daher, obwohl wir Kaschghar um $^1/_2$5 nachmittags verlassen hatten, erst um $^1/_2$4 am nächsten Morgen in der Station Yaman Yār an, wo wir in einem erbärmlichen Rasthaus (dän) einige unruhige Stunden verbrachten. Mehrere Hengste die an den Krippen im Hofe befestigt waren, hatten sich losgemacht und lieferten sich unter lautem, boshaften Wiehern die erbittertsten Kämpfe, bis wir mit den Peitschen sie beruhigten und sie wieder fesseln ließen. Aber eine Anzahl Esel im Hof waren ebenfalls von Eifersucht gepackt worden und ihr schauderhafter Gesang ließ sich selbst durch tüchtige Prügel nicht besänftigen. Dadurch angelockt, erhoben eine Anzahl herumstreifender Hunde ein wütendes Gebell — kurz es war ein unerfreuliches Konzert, wie wir es indessen oft genug erdulden mußten. Zum Glück fehlten die Schakale, die mich in Indien durch ihr widerliches Geheul so oft fast zur Verzweiflung gebracht hatten.

Von Yaman Yār zogen wir in vier Reisetagen oder vielmehr Nächten über Faizābād, Yangiābād und Lungku nach der neu entstandenen Siedelung Tschang-za, von dort über Ördäklik und Tungan Mazari nach Tüschürgä, von wo aus wir die kleine Festung Maralbaschi in einem Marsche erreichten. In Tüschürgä mußten wir im Freien lagern.

In Tungan Mazari sah ich kleine Mädchen Ball spielen und erwarb eines dieser schönen Spielzeuge. Man wickelt ein Käuel aus Baumwollfaden, das dann mit dünnem Baumswollstoff benäht wird. Auf dem Stoff werden dann in einer besonderen Technik oft sehr geschmackvolle Stickereien angebracht.

Wir wurden vom Aksakal der britischen Untertanen, einem Muhammedaner aus Kaschmir, empfangen und in das Haus des

Mīrāb Ayūb (= Hiob)[1] geleitet, wo wir freundlich aufgenommen wurden. Es stand in einem prächtigen wohlgepflegten Garten voller Fruchtbäume; der Mīrāb war ein guter Gärtner und verstand unter anderem auch die Kunst des Propfens und des Okulirens.

Sein Haus, in dem wir das Hauptzimmer (pers. aiwān) zur Wohnung erhielten, war für jene Gegend ein Palast. Der aiwān glich

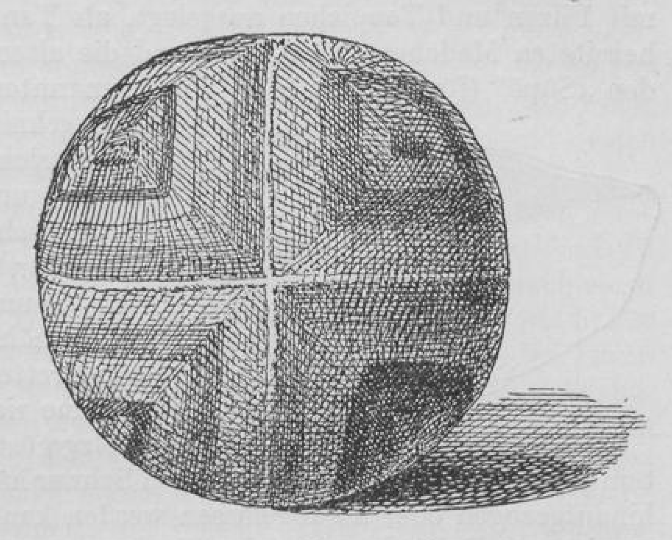


Abb. 1. Ball, Kinderspielzeug.

genau dem im Hause des Imams Saut (arab. Tābit) (Taf. 5) von Kum Tura. Er besteht aus einem großen rechteckigen Raum, an dessen vier Wänden etwa 2½ m breite erhöhte Plattformen aus gestampften Lehm sich hinziehen. An der Wand gegenüber der Tür, auf der der Kamin[2] angebracht ist, nimmt die Plattform die ganze Länge der Wand ein; an den anderen drei Wänden sind die Plattformen durchbrochen durch die Zugänge zu anderen Gemächern. In der Mitte des Saales ist demnach ein weiter Raum, dessen Flur, ebenso wie der Fußboden der Gänge etwa ein Meter tiefer liegt als die Plattformen, auf denen das Leben der Eingeborenen sich abspielt. Hier ißt man, schläft man, empfängt Besuch,

1 Der Mīr-āb (pers. = Fürst des Wassers, türk. su nung bägī mit derselben Bedeutung), ist jene im Irrigationsgelände wichtige Persönlichkeit, dem die Verteilung des Wassers in die Bewässerungskanäle der verschiedenen Anlieger obliegt. Er hat über diese Verteilung sorgfältig Register zu führen und ist, wegen der Verantwortlichkeit des Amtes, immer ein wohlhabender angesehener Mann.

2 Der Kamin ist oftmals verziert durch schöne Muster, die man mit hölzernen Stempeln in den noch weichen Lehm eingedruckt hat. (Taf. 6). Die Wände sind oft reich bemalt mit Blumen in Vasen u. dgl.; auch sind fast immer eine größere oder kleinere Anzahl von hübsch verzierten Wandnischen angebracht, die zum Abstellen von Teekannen, Tabakpfeifen u. dgl. dienen.

usw. In dem niedriger gelegenen Raum in der Mitte stellen Einwohner und Besucher ihre Überschuhe ab, und hier nehmen, bei musikalischen Unterhaltungen (wenigstens in Kutscha) die berufsmäßigen Musiker und Tänzerinnen Platz.

Bei großen Tanzunterhaltungen, wo die Bauern mit ihren Freunden und deren Frauen selber tanzen, dient dieser Raum, schön mit Filzen und Teppichen ausgelegt, als Tanzboden. Die unverheirateten Mädchen, die Kinder und die alten Leute, nehmen auf den „Süpä“ (für arab. suffa = Sofa) genannten Plattformen Platz. Geschnitzte Holzpfeiler erheben sich am Außenrand der Podien und tragen das diese Sofas schützende Holzdach. Über der tieferliegenden Mitte des Raumes erhebt sich ein etwas höheres Dach aus hölzernen Brettern, von dessen Mitte oft eine riesige Laterne — ein Holzgerüst mit darüber geklebtem Ölpapier (Ölseide) an einer langen Schnur hängt und nach Bedarf hinaufgezogen oder herabgelassen werden kann. Gewöhnlich aber werden zur Beleuchtung kleine Tonlampen antiker Form benutzt, in denen ein Baumwolldocht in Sesamöl ruht

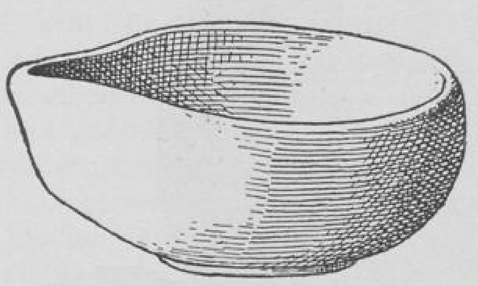


Abb. 2. Tonlampe.

Der Durchschnitt des Hauses ist somit durch folgendes Diagramm darzustellen; dieselbe Art der Anordnung der Räume fand ich in Beirut und Damascus. Sie ist persisch, zeigt aber, wie schon Herr Grenard[1] bemerkt hat, eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Atrium des römischen Hauses. In den großen Städten Yarkänd und Chotän, selbst in Kutscha, sind die „aiwān“ gewöhnlich sehr viel schöner ausgestattet als in den kleineren und ärmeren Ortschaften, wie Maralbaschi und Kum-Tura.

Ayūb Mīrāb war ein Dōlān. Dieses Völkchen, wenn man es so nennen darf, soll mongolischen Ursprungs sein und vor 150 Jahren unter der Herrschaft der Westmongolen oder Dzungaren eingewandert sein. Sie bewohnen die Gegend zwischen Tüschürgä, Maralbaschi, Aksu bis etwa Tschadir Köl; frühere Schriftsteller schildern sie als Menschen niederen Wuchses und geringer geistiger Begabung. Die Türken reden ihnen nach, daß sie ihre Frauen und

1 Dutreuil de Rhins et Grenard, Mission scientifique dans la haute Asie, II, Paris 1898.

Töchter zufälligen Gästen anbieten und sich während der Anwesenheit des Gastes in eine benachbarte Hütte zurückziehen. Andere behaupten, die Frauen hätten überhaupt die Gewohnheit, ihre Freunde zu beliebigen Zeiten zu empfangen; der Besucher stelle dann seine Überschuhe vor die Tür und dies genüge, um den Hausherrn vom Betreten des Hauses abzuhalten. Ich glaube, daß diese Angaben erfunden sind.

Die ärmeren Dōlān wohnen oft, mit ihrem Vieh, in halbunterirdischen „satma" genannten Hütten aus Rohrbündeln. Ein Loch, etwas mehr als 1 m tief, wird in den Erdboden gegraben und an den Seitenwänden mit Rohrbündeln ausgekleidet. Aus anderen Rohrbündeln errichtet man über dem Loch eine etwa ½—2 m hohe Hütte, die mit losem Rohr in dichten Lagen gedeckt wird (Taf. 4).

Wenn die niedere Tür mit einer Anzahl Rohrbündel verschlossen wird, läßt es sich im Winter ganz gut darin wohnen, und wir haben längere Zeit ein solches Rohrhaus benutzt. Aber man darf darin nicht rauchen. Im Sommer muß der Aufenthalt darin sehr unangenehm sein, wegen der Schlangen, Ratten, Scorpione, Taranteln und anderem Ungeziefer, das sich sicherlich ein so köstliches Versteck nicht entgehen lassen würde. Auch glaube ich, daß die Rohrstengel, wenn erhitzt, die Wärme stark ausstrahlen würden. Jedenfalls tut das lebende Rohr dies, was jeder bezeugen wird, der einmal im Hochsommer seinen Weg, auf einem von Tieren gebrochenen schmalen Pfad, durch ein größeres Dickicht von 2—3 m hohem Rohr genommen hat! Jedes Rohr wirkt wie ein Heizkörper der Zentralheizung!

Die Dōlān sprechen Osttürkisch, haben aber eine Anzahl von Wörtern, die von anderen nicht verstanden werden. Den Ort Maralbaschi, der gewissermaßen ihre Hauptstadt ist, nennen sie Bartschuk, welches Wort bereits in alten, in Turfan gefundenen türkischen Texten vorkommt, damals aber ein anderes Volk bezeichnete.

Ich habe, was ihre physische Erscheinung angeht, zwischen ihnen und den übrigen Bewohnern Ostturkistans keine besondere Verschiedenheit bemerken können. Der ostasiatische Typ ist nicht häufiger als in Aksu. Ayūb Mīrāb und seine ganze Familie waren aber stattliche Männer und Frauen; er selbst war sicherlich ein Mann von ungewöhnlich regsamem Geist.

Auffallend ist allerdings, daß die Dōlān dem Genuß von Fischen ungemein ergeben sind. Die Osttürken essen sie ungern und selten. In Maralbaschi fanden sich in jedem Hause nicht nur Netze, sondern auch Angelhaken, z. T. riesenhafter Größe. Sie dienen entweder

dazu mit einem Köder versehen zu werden, wie unsere Angeln, oder man benutzt sie, um die durch narkotische, ins Wasser geworfene Vegetabilien — meistens Kokkels-Körner (Cocculus indicus) — betäubten großen Fische aus dem Wasser zu ziehen. Die kleineren Bewässerungsgräben dienen zuweilen als Fischfallen: die Fische treten in diese Gräben ein, die Zugänge werden nach einiger Zeit plötzlich geschlossen, und die Fische sind gefangen. Ich habe gesehen wie ein paar Bauerburschen einen übermannsgroßen Fisch, eine Art Wels, mit großem Geschrei und ohne sich durch das weitaufgerissene, fürchterlich große Maul im geringsten schrecken zu lassen, aus einem solchen Graben zogen und bewältigten. Obwohl der Wels keine Schuppen hat und deshalb vom Gesetz Muhammeds als religiös unrein erklärt wird, essen die Dōlān ihn ohne jeden Skrupel und mit vielem Genuß.

Hasen, oder vielmehr Kaninchen, die von den Einwohnern West-Turkistans nicht genossen werden, sind in dieser Gegend gemein. Die Dōlān fangen sie mit sehr primitiven Fallen und mit Netzen, der Hauptspaß ist aber die Jagd mit dem Wurfholz. Ein Haufe von sechzig oder mehr jungen Burschen, jeder mit einigen Wurfhölzern bewaffnet, verteilt sich um einen viele Kaninchen enthaltenden Wüstenort und geht in Halbkreisordnung vor. Die aufgeschreckten Tiere fliehen, werden aber durch die wirklich mit Kunst geschleuderten Wurfhölzer in großer Anzahl zur Strecke gebracht. Das Wurfholz ist ein finger- oder daumdicker elastischer Zweig der Tamariske, an dessen unterem Ende man einen im Winkel abstehenden Teil des Stammes oder der Wurzel belassen hat.

Außer diesen Sünden gegen den Koran habe ich die Dōlān im Verdacht, noch viel Entsetzlicheres zu tun. Die Gegend um Maralbaschi ist reich an ausgedehnten Sümpfen, mit hohen Rohrdickichtbeständen. Darin hausen ungeheuere Mengen von Fasanen, sehr viele wilde Schweine und der Feind der letzteren, der scheue Tiger des Landes. Um die Tiger kümmert sich niemand, aber dem Wildschwein sind die Bauern äußerst feindlich gesinnt, weil es nicht nur die Saaten und Ernten schädigt, sondern auch weil es außer dem Luchs das einzige wilde Tier ist, das dem Menschen gefährlich wird. Man hört von Kindern, die von Schweinen zerfleischt wurden, während die Eltern auf dem Feld beschäftigt waren; in Tumschuk hörte ich sogar von einem Fall, wo ein alter Eber ein Kind in der Dorfstraße anfiel und tötete. Kein Wunder, daß man das Schwein, das außerdem ja gewissermaßen dem Muhammedaner als das Verworfenste auf Erden gilt, auf das bitterste

haßt. Man jagt es mit dem Jagdadler, mit der Luntenflinte, mit (russischen) Schlageisen und schließlich zu Pferde mit Messern, Flinten und Lanzen.

Ich bin ziemlich sicher, daß die Leutchen die Unwahrheit sagten, als sie mir listig blinzelnd mitteilten: „Ja — das Fleisch?! Das vergraben wir natürlich!“ Die Frage ist nur — wo?

Einen köstlichen Ruhetag brachten wir bei Ayūb Mīrāp zu.

Dann ging es am 7. Juni weiter. Bartus und ich genossen die langen nächtlichen Ritte. Es war auch des Nachts sehr warm, wenn man aber durch eine Kulturzone ritt, wo dichte Gehölze von Fruchtbäumen, von Pappeln und Weiden, oder von Eleagnusbäumen einen Graben oder einen Teich umgaben, so fühlten wir, wenn der Wind aus dieser Richtung kam, eine plötzliche feuchte Kühle, die nichts weniger als angenehm war, uns vielmehr erschauern machte. Der Eleagnus stand gerade in Blüte, und der süße, schwere, fast betäubende Duft seiner in Dolden stehenden gelben Sternblümchen begleitete oft den kalten, unheimlichen Lufthauch.

Wir näherten uns dem Flecken Tumschuk. Nachdem wir die kleine Oase von Tschār Bāgh durchmessen hatten, traten wir in ein ausgedehntes, flaches Gelände ein, das von niederem Tamariskendschungel bestanden war. In dieser Ebene erheben sich, ganz plötzlich, zahlreiche, oft seltsam geformte Felsklippen. Ungefähr halbwegs zwischen Tschār-Bāgh und Tumschuk liegt eine solche Klippe, die auf ihrem Gipfel ein kleines islamitisches Heiligtum trägt; es heißt Ōchur Mazāri[1] oder „Stall-Heiligtum“. Die Legende besagt, daß der große Kriegerheilige des Islam, Ali, der Schwiegersohn Muhammeds, auf einem Zug durch Turkistan hier sein berühmtes Reittier Duldul eingestellt habe. Eine Reihe von großen Hufspuren sollen noch heute zum Gipfel hinaufführen. Die Legende ist natürlich unsinnig; vermutlich war hier früher ein buddhistisches Heiligtum, die Spuren wurden damals von den Mönchen als vom Buddha oder einem buddhistischen Heiligen herrührend ausgegeben.

Am 8. Juni erreichten wir Tumschuk und stiegen im chinesischen „dän“ oder Rasthaus ab. Es ist merkwürdig, daß in diesem trockenen Lande das Innere der aus Luftziegeln errichteten Häuser oft so feucht ist: in den Zimmern dieses „dän“ fanden wir, daß die Lehm-„Sofas“ (die Chinesen nennen diese Plattformen „Kang“) oftmals mit mehreren daraus hervorwachsenden Halmen des gewöhnlichen Rohres (nach Scully arundo madagascariensis) geschmückt waren!

1 Ōchur, für pers. āchur, Stall.

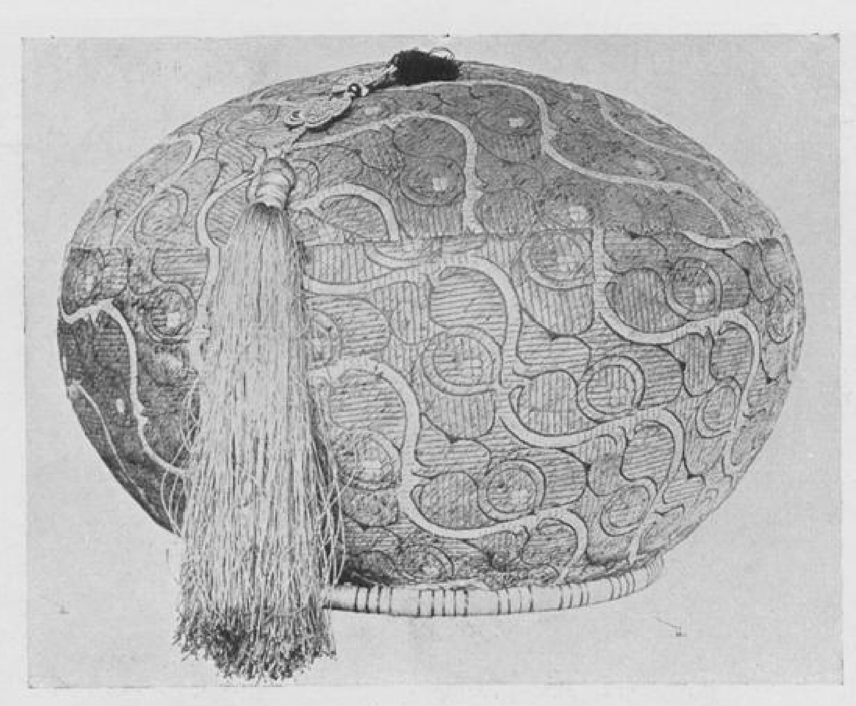
DIE REISE NACH KUTSCHA

Die Ruinen am Wege nach Tumschuk hatten schon im Winter 1905/6 mein Interesse wachgerufen. Inzwischen hatte Prof. Paul Pelliot dort gegraben, und zwar in den Ruinen an den Klippen nördlich vom Wege, wo ein ähnlicher Höhenzug, wie der sogleich zu beschreibende, südlich vom Wege gelegene, in die Ebene vorstößt. Er hat bedeutende Erfolge erzielt. Von ganz besonderer Schönheit und kunstgeschichtlich wichtig ist eine Reliefgruppe aus gebranntem Ton in hellenistisch-sassanidischer Formengebung. Dargestellt sind fünf Personen — einige sind ohne Zweifel zerstört — zwischen senkrechten Ornamentbändern (vergl. Maybon, „L'art bouddhique etc., La Mission Pelliot (1906—1909" in „L'Art décoratif", Paris, 1909, pp. 49—65). Diese nördlichen Ruinen waren auf das furchtbarste von Feuersbrunst zerstört worden, und zwar anscheinend schon in früher Zeit. Ich möchte annehmen, schon im 6. oder 7. Jahrhundert unserer Aera.

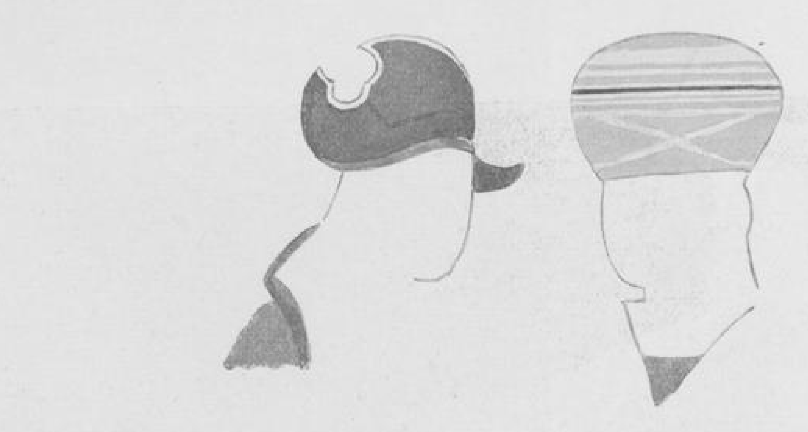
Unweit von der von Prof. Pelliot untersuchten großen Ruine nach Osten hin, steht ein modernes muhammedanisches Kuppelgrab aus gebrannten Ziegeln. Es ist durch Erdbeben stark zerstört, so daß ich sehen konnte, daß die durch die halbkugelförmige Kuppel nicht geschlossenen Ecken des quadratischen Baues mit „Stalaktiten"-Zwickeln geschlossen waren. Die Eingeborene sagten mir, dieses Grab sei vor etwa hundert Jahren von einem indischen Muhammedaner türkischer Abstammung (einem Mughal) namens Tochtasch Imam für seine Tochter Züwīde Büwī (Zubeidä Bībī) errichtet worden. Daß indische Muhammedaner heute noch Wallfahrten zu den heiligen Stätten Ostturkistans unternehmen, war mir schon im Jahre 1905 in Tuyok bekannt geworden (vgl. „Auf Hellas Spuren", S. 81).

In der Nähe dieses Grabes fiel mir eine kreisrunde Bodendepression auf, in der riesige Mengen von Scherben, besonders von grün und blau glasierten Tongefäßen, in allerhand Schutt zerstreut lagen. Einige Spatenstiche ergaben, daß eine Mauer aus gebrannten Ziegeln diese runde Depression umgab und einer der Leute aus Tumschuk nannte diese Ruine den „Kumdān", welches Wort er mir als den Brennofen einer Töpferwerkstatt erklärte. Ob dieses Wort mit dem Namen der Stadt Ḳumlanču in der Mongolei in Beziehungen gebracht werden darf, steht dahin. Es würde dann ungefähr zu übersetzen sein mit „Ort wo es Töpferofen gibt" (Ḳumlan = Ḳumdan Töpferofen; ču = čuḳ Ort).

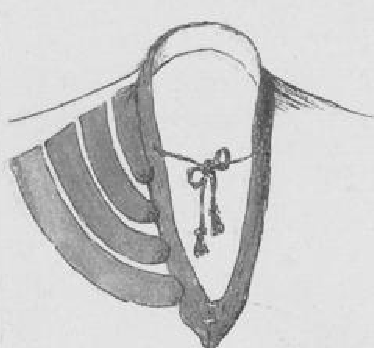
Diese Nordanlage war augenscheinlich ebenso wie die Anlage im Süden mit Befestigungen versehen. Die beiden Festungen auf den Klippen am Süd- und Nordrande des Weges schützten



Moderne Brokatmütze



ähnliche Mütze (altes Gemälde)



Litzen für junge Mütter, Kutscha

Tafel 10



r.: Tempel mit skulptierter, l.: mit gemalter „Kassetten"-Decke, Kyzil

„16 Schwertträger"-Tempel, Kyzil



Ritter mit „Trèfle"-Ornament



Ritter, 16 Schwertträger, Tempel, Kyzil

l.: Ritter mit „Pique"-Ornament; r.: Ritter mit „Coeur"-Ornament



Ritter mit „Trèfle"-Ornament

Tafel 12



Fundstelle von Begräbnissen, Kyzil



Hölzerne Aschenurne, Kyzil



Deckel dazu

die ihnen naheliegenden Tempel und Klöster und beherrschten den zwischen ihnen hindurchführenden Weg, der einen Teil der berühmten „Seidenstraßen“ bildete.

Die Klippen am Südrand des Weges teilen sich in drei spornartig die Ebene hineinragende Vorsprünge. Jeder dieser Vorsprünge trägt einen Komplex von Ruinen, deren Mauern nur wenig aus dem Schutt und den vom Wind herbei geführten Lößanhäufungen hervorragen. Diese Ruinen waren mit starken Mauern versehen.

Kleine Funde von Bruchstücken von Holzschnitzereien, korrodierte Münzen, Scherben u. dergl. ließen vermuten, daß hier Altertümer zu finden seien, und wir beschlossen, einer Voruntersuchung einige Tage zu widmen.

Der Aksakal der britischen Untertanen warb mir einige Bauernburschen als Arbeiter an. Wir mußten einen ziemlich hohen Lohn bezahlen, nämlich 3 miskal per Kopf (1 sär im Werte von 2.50 bis 3.— M. hat 10 miskal), aber die Leute lehnten es rundweg ab für weniger Geld zu arbeiten. Am Montag Morgen begannen wir die Arbeit auf der niederen mittleren Klippe. Auf der Nordost-Ecke wurde ein stark zerstörter Stupa runder Form auf einem eckigen Sockel bloßgelegt. Er war von quadratischen Mauerresten umgeben. Am Westabhang fanden wir, in den lockeren Stein geschnitten. und mit Luftziegeln ausgemauert, 3 große schachtartige Vorratskammern; sie waren nur nach oben geöffnet und enthielten, die eine eine Menge Hirse, die andere eine große Anzahl Pfirsichkerne. Die dritte war ganz leer.

Bartus grub mit einigen Leuten auf der Westklippe; hier wurde die grünglasierte Scherbe eines sassanidischen Kruges gefunden, sowie mannshohe, von hufeisenförmigen Bogen gekrönte Türpfosten, aus starken Bohlen — vermutlich aus Ulmenholz geschnitzt. Jeder Pfosten trägt einen halben Torbogen. Bisher sind derartige Bogen, besonders in Kyzil, nur von Miniaturgebäuden gefunden worden, wie sie in Darstellungen aus dem Leben des Buddha, Wiedergeburtslegenden usw., in Holzschnitzerei ausgeführt, verwendet wurden. Dieser Fund lehrt, daß diese Form des Bogens tatsächlich in Bauten vorkam und zwar, da die Anfänge der Anlagen von Tumschuk in sehr alte Zeiten zurückreichen, wohl schon im 3.—6. Jahrhundert unserer Aera.

Am zweiten Tage unseres improvisierten Aufenthalts gruben wir auf der Ostklippe und fanden im Süden der Hauptanlage die Grundmauern eines kleinen Tempels, dem Stil nach einer späteren, der uigurisch-türkischen,Zeit angehörend. An der Rückwand der Cella befand sich die Nische für das auch hier zerstörte Kultbild; der

dazu gehörige Sockel trug noch Malerei: zwei gegenständige Löwen, die sich gegen eine zwischen ihnen stehende Blumenvase erheben. Diese Malerei, sowie die rechts und links neben der Nische befindlichen Stifterbilder, schnitt Herr Bartus heraus.

Wir kamen nach diesen versuchsmäßigen Grabungen zu der Ansicht, daß die großen und reichen Siedlungen durch uns einstweilen noch unbekannte Kriege oder religiöse Umwälzungen, spätestens um 700 n. Chr. zerstört worden sein müssen. Die Kunst zeigt hier sehr starke hellenistische Einflüsse.

Der südliche Höhenzug läuft etwa 5 km nach Südwesten; wir ritten in etwa 35 Minuten scharfen Trabes bis zu seinem Südende, welches steil in einem Sumpf endet. Auf der Südostseite dieses gratartigen, wüsten und zerrissenen Hügelzugs stehen die Ruinen einer großen Festung mit achtunggebietenden, riesigen Mauern aus Luftziegeln. Wir drangen vom Süden auf einer bequemen Böschung in die alte Festung ein; dort war auch augenscheinlich das alte Tor; wir legten frei, was wir für ein solches hielten. Am Nordende der Festung fanden wir unter Haufen von Lößablagerungen und, merkwürdigerweise, von Steinschotter, Reste einer kolossalen Buddhafigur mit vollkommen frischer Bemalung, aber in so zertrümmertem Zustand, daß man sie nicht mitnehmen konnte. Noch etwas weiter nach Norden trafen wir auf Gräber, in denen Skelette und Schädel erhalten waren. Da die Buddhisten ihre Toten verbrannten, waren dies die Gräber nichtbuddhistischer Soldaten oder aber diese Gräber stammen aus späterer Zeit.

An allen anderen Stellen wo der Spaten angesetzt wurde, kam Brandschutt in ungeheuren Mengen zutage. Es ist durchaus möglich, daß nach der großen Katastrophe, der diese Siedelungen etwa um 700 erlagen, neue weniger bedeutende Heiligtümer während der türkischen Periode — nach 800 n. Chr. — auf den altgeweihten Stätten errichtet worden sind.

Diese Voruntersuchungen bewiesen, daß planmäßige Grabungen hier Früchte bringen müßten. Der Zug des Buddhismus und seiner hellenistischen Kunst begann im Westen; es war daher klar, daß die am weitesten nach Westen gelegenen Kultstätten auch die am wenigsten abgewandelten hellenistischen Kunstgegenstände bergen mußten.

Aber vor allen Dingen galt es, die wichtigen Bilder in Kyzil und Kumtura zu bergen, die Prof. Grünwedel während der III. Reise gezeichnet, deren Bergung er aber verweigert hatte, da er der Ansicht war, daß seine, allerdings sehr schönen Nachzeichnungen die Originale vollkommen ersetzten. Da jeder Tag

den Bildern neue Gefahren brachte (das Jahr 1913 war durch häufige Erdbeben ausgezeichnet) drängte es mich, zu allererst diese kostbaren Malereien zu retten.

Wir sind dann später im Winter nach Tumschuk zurückgekehrt und haben dort mit großem Erfolg gegraben. Ich komme später darauf zurück.

Die Ungeduld ließ mir keine Ruhe. Am 11. Juni brachen wir von Tumschuk auf und erreichten in starken Tagemärschen über Tschādir Kōl, wo ein Afghane aus Peshawar uns gastlich empfing, Yaka Kuduk (= Schachtbrunnen am Wüstenrand) und die überaus erbärmliche Wüstenstation Yaidä, wo nicht nur Läuse, sondern die gefährlichen Fieberträger, große Zecken, im Übermaß vorhanden waren, den etwas wohlhabenderen Flecken Tschilān (= Jujubenbaum, nach einigen dort vorkommenden Zizyphus-Gehölzen). In diesem Ort gibt es ein kleines chinesisches Fort mit einigen Dutzend Soldaten — lauter Opiumraucher. Was sollen die armen Teufel auch in einer solchen Wildnis tun? Sie haben mein ehrliches Mitgefühl.

Ein sehr großer gut erhaltener Teich (t. köl) enthält hier wieder leidlich gutes Wasser.

Alle diese kleinen Ortschaften muß man sich vorstellen als höchst unbedeutende Dörfer; sie bestehen aus einigen Dutzenden ärmlicher Häuser, mit einer kleinen Bazarstraße, in der einmal in der Woche ein kümmerlicher Markt abgehalten wird. Die Ödlandsbauern kommen dann in den Flecken, um ihre mehr als bescheidenen Bedürfnisse einzudecken. Die Wüste ist hier vom Kulturland wie mit dem Zirkel abgemessen getrennt. Irgendein kleines Rinnsal bitteren Wassers, außerhalb der eigentlichen Oase, erlaubt einigen Bauern im Ödeland (a. ṣaḥrā, unser Sahara), eine mehr als bescheidene Competenz zu erlangen. Man muß diese Ortschaften gesehen haben, um sich ein richtiges Bild von der Armut und den überaus harten Lebensbedingungen zu machen.

Für uns flüchtige Besucher war die größte Widerwärtigkeit der Mangel an gutem Wasser. Alles Wasser in dieser Gegend ist nur mit Hunyadi Janos zu vergleichen, hat auch dieselbe Wirkung. Aber — wir kannten diese Landschaft schon und hatten eine genügende Menge süßen Wassers mitgebracht.

Tee, mit jenem Bitterwasser zubereitet ist ein besonderes Schrecknis: ich entsinne mich, mit einigem Schauder, seines Geschmackes, als ich zum ersten Male im Jahre 1906 jene Gegend durchstreifte.

Aber ein scharfer Ritt durch dies Ödeland hat immer seine Reize; die Luft wirkt anregend wie ein Glas Sekt. Niemand der einmal

diesen ungekünstelten Genuß gekostet hat, wird ohne heftiges inneres Sehnen daran zurückdenken!

Die nächste Station Tschöl Kuduk (= Schachtbrunnen der Wüste) verdankt ihre Existenz einem solchen künstlichen Brunnen und ist wiederum ein ganz erbärmliches Nest. Am nächsten Tage (14. Juni) aber erreichten wir die große schöne und reiche Oase von Ai Köl, die durch die ausgezeichnete Vortrefflichkeit ihrer mehr als faustgroßen, schneeweißen, duftenden Pfirsische berühmt ist. Wir waren, da es schauderhaft heiß war, um ½2 Uhr nachts aufgebrochen und erreichten den Flecken etwa um 8 Uhr. Aber sowohl Bartus wie ich waren über die Maßen ermüdet; in dem abscheulichen „dän" (Rasthaus) zu Tschöl Kuduk hatten wieder kämpfende Hengste uns um die nötige Ruhe betrogen.

Hier zeigten sich zum ersten Male mit größerer Heftigkeit die lästigen Symptome jener Darmverstimmung — der größten Gefahr dieses Landes! — die mich später in so große Lebensgefahr bringen sollte.

Am 15. Juni brachen wir um 3 Uhr morgens auf und passierten gegen 9 Uhr den gerade sehr vollen reißenden Aksu-Strom. Eine Anzahl fast nackter Bauernburschen warteten an der bequemsten Furt und führten unsere Wagen und uns selbst durch die wirbelnden Wasser; wir waren froh, als wir diese stürmenden Wassermassen ungeschädigt hinter uns hatten.

Die Neustadt (die befestigte Stadt der chinesischen Garnison, türk. Yangi-Schahr) erreichten wir um 10 Uhr, fanden aber alle Serais so übervoll, daß wir nach einigem erfolglosen Suchen beschlossen, die etwa 7 km weiter nördlich gelegene alte oder muhammedanische Stadt aufzusuchen. Sie liegt in einer typischen Lößlandschaft und ist zwar ziemlich wohlhabend, bietet aber dem Auge nichts Angenehmes. Schmutzige, ungepflasterte Straßen, eingesäumt von Luftziegelbauten und Gartenmauern.

Auch hier waren die Serais zum Platzen voll; unser Begleiter aber, den der Taotai von Kaschghar uns mitgegeben hatte, nahm unsere Visitenkarten in das Yamen (Amtshaus) des Taotai von Aksu und der ließ uns freundlicherweise einige große Räume im besten Serai räumen.

Die ausquartierten Inhaber dieser Räume waren drei Damen der Halbwelt (Taf. 7), von denen zwei Schwestern waren. Es waren stattliche große Mädchen mit breiten und hohen Stirnen und scharfgeschnittenen Nasen. Sie stammten aus Sarik-kol und hatten weit mehr iranischen als ostasiatischen Typ. Die dritte dieser

Frauen war eine kleine rundliche Türkin aus Aksu. Ihr Gesicht trug ausgesprochen ostasiatischen Charakter.

Diese Damen beschwerten sich über ihre Vertreibung, und da ich sie zu photographieren wünschte, sandte ich Egämbärdi in ihre neue Wohnung, die sie mit zwei anderen Halbweltdamen teilten. Gegen eine Entschädigung waren alle fünf bereit, ihre Bilder machen zu lassen.

Die zwei anderen Mädchen (Taf. 7) waren aus Aksu oder dessen Umgebung; ihre Züge waren stark ostasiatisch. Das schwarze Haar war besonders grob. Wahrscheinlich hatten sie kirgisisches Blut, denn der Verkehr der Stadt Aksu mit dem von diesen Nomaden bewohnten Gebirge, und mit Südsibirien ist recht lebhaft. Eine von ihnen hatte einen Kropf von bereits ziemlich beträchtlicher Größe[1].

Es war dasselbe Serai, in dem wir im Jahre 1905 gewohnt hatten, und wir fanden hier das seltsame water-closet (ohne Wasser!) wieder vor, das uns damals so verblüfft hatte. Es hatte drei Stockwerke, die sich genau übereinander erhoben. Ein weiser Mann benutzte nur die oberste Etage.

Nachdem wir etwas geruht hatten, empfingen wir Besuche. Die Afghanen kamen, prachtvolle große Männer mit reichem schwarzen

---

1 Der Kropf ist eine ungemein häufige Krankheit in dem ganzen Lande zwischen Yarkänd und Bai. Er kommt in ungeheuerlichen Größen und seltsamen Formen vor; manchmal gleicht er einer riesigen, unter der Haut des Halses verborgenen, Weintraube, deren einzelne Beeren, von Taubeneigröße, sich beim Sprechen und Atmen hin und her bewegen. Es ist ein erschütternder Anblick.

Die Ursache der Krankheit (die in Wirklichkeit durch besondere Eigenheiten des Trinkwassers bedingt sein soll) wird durch eine mohammedanische Legende folgendermaßen dargestellt: In alten Zeiten lebte ein Prophet namens Sālīhä paighambär (wohl der Prophet Sāliḥ des Koran), der in Ost-Turkistan für den Patron (p. pīr) der Schuster gilt. Er ernährte sich durch die Anfertigung von Schuhen und Stiefeln und besaß ein Kamel, das in zauberhafter Weise die größten Entfernungen im Nu zu überwinden vermochte. Wenn der Prophet Geld brauchte, pflegte er eine Anzahl Stiefel usw. in die Satteltaschen des Tieres zu stecken und es fortzuschicken. Es besuchte dann im Fluge alle Städte Turkistans; die frommen Gläubigen entnahmen ihren Bedarf aus den Satteltaschen und legten dafür die Kaufsumme hinein, worauf das Tier am Morgen sich wieder bei seinem Herrn einstellte.

Aber bei einer dieser Geschäftsreisen kam es nach Poskam, einem reichen Flecken bei Yārkänd; hier wohnten böse Buben, die die Stiefel raubten, das Kamel aber töteten und verspeisten. Durch seine prophetische Kraft ward Sālīhä sofort von dieser Untat unterrichtet. Er verwünschte die Übeltäter, die grade den Schmaus begonnenen hatten, und infolge dieses Fluches blieben den Räubern Stücke des Fleisches in der Kehle stecken, wo sie als Kropf festwuchsen (aus A. v. Le Coq, Volkskundliches aus Ost-Turkistan, D. Reimer, Berlin 1916).

Haar, das schlangenartig unter ihren großen Turbanen hervorquoll. Mit diesen Leuten hatten wir immer gern zu tun. Sie haben ein achtungsvolles, aber doch selbstbewußtes Auftreten und sie können, wie die Türken, auch einen Spaß verstehen. Ihr Lachen ist herzhaft und erfrischend. Die Hindus, englische Untertanen, waren uns schon vor die Stadt entgegengeeilt. Die Begrüßung besteht in Verbeugung und Ansprache, dann holt der Grüßende ein weißes Handtuch oder dgl. hervor, in dem eine Rupie eingeschlagen ist. Er zeigt das Geldstück vor, der Begrüßte berührt es und gibt es zurück. Ich habe nur zu Anfang diese Zeremonie mitgemacht. Sie gebührt nur den Landesherren und deren Vertretern, also wo Hindu in Betracht kommen, den Engländern, und ich wies später regelmäßig diese Huldigung zurück. Diese Hindu-Geldwechsler sind aber auch eine ganz widerwärtige Gesellschaft; sie bewuchern die türkischen Bauern in der schamlosesten Weise, und die Chinesen würden gut tun, diesen Vampyren den Eintritt in das Land zu verbieten. Das knechtisch unterwürfige Wesen dieser Menschen ist in hohem Grade abstoßend, sie näherten sich mir nur mit auf der Brust zusammengelegten Händen und gesenktem Blick, dann kam die demütig gestammelte Anrede in überschwenglichen Ausdrücken — ein schwaches, jämmerliches, feiges aber verräterrisches und unter Umständen vollkommen erbarmungsloses Gesindel. Die meisten stammten, glaube ich, aus Schikarpur.

Dem Taotai machten wir sogleich unsere Aufwartung. Es war Herr Pēng, den ich schon auf meiner Reise mit Sherer nach Chotän 1906 in Yārkänd kennengelernt hatte (Taf. 3). Er war ein sehr schlauer Mann und der einzige unter den chinesischen Beamten, dem es geglückt war, sogar Macartney einmal zu hintergehen[1].

Er empfing uns sehr freundlich und lud uns zu einem großen Diner ein, wo uns alle die bekannten chinesischen Leckerbissen vorgesetzt wurden.

---

1 Er hatte sich systematisch geweigert, die Petitionen und Prozesse der britischen Untertanen in Yārkänd zu regeln. Als Pēng als Tao-tai nach Aksu befördert worden war, ließ Macartney ihm telegraphisch durch seine Vorgesetzten in Peking den Befehl zukommen, solange in Yārkänd zu bleiben, bis diese schwebenden Untersuchungen geregelt seien. Der Schlaukopf telegraphierte aber lügenhafterweise seinen Vorgesetzten, er habe sich mit Macartney auseinandergesetzt und die Sache wäre in Ordnung. Dann, ohne eine Antwort abzuwarten, brach er heimlich nach Aksu auf und bemächtigte sich des Amtssiegels des Tao-tai. Nunmehr war es unmöglich, ihn nach Yārkänd zurückzutreiben.

Ich habe mich nie daran gewöhnen können, und mein Ansehen bei den Muhammedanern litt keineswegs durch meine Ablehnung zahlreicher Gerichte.

In einem der Säle des Yamens sah ich ein Tigerfell, das als Teppich hergerichtet war. Man hatte ihm grüne Augen eingesetzt und das Gesicht mit Stoffen und Bändern in phantastischer Weise zurechtgemacht. Ich fragte, wo das Fell herkäme und erfuhr, daß es vom Lop-nor stamme. Die dortige Bevölkerung, die angeblich eine besondere Menschenrasse sein soll, stellen dem Tiger nach, weil die Chinesen alle Teile seines Körpers als medizinisch betrachten und große Summen dafür bezahlen. Wie die frischen Geweihe („im Bast“) des gewaltigen Thienschan-Hirsches, gelten die Knochen und gewisse Eingeweide usw. des Tigers für wirksame Aphrodisiaca. Die Jäger sollen ziemlich vorsichtig zu Werke gehen; das Ungeheuer wird in (russischen) Schlageisen gefangen und durch Schüsse aus den langen und schweren Luntenflinten getötet.

Der Taotai merkte, daß ich mich sehr lebhaft für das Fell interessierte und bot es mir als Gastgeschenk an.

Beim genaueren Betrachten hatte ich aber bemerkt, daß die Ohren, die borstigen Haare um die Lippen und ein Teil des Schwanzes, sowie alle Zähne fehlten, und ich bat den Taotai, mir lieber ein anderes, vollkommenes Fell zu besorgen. Er versprach es und hielt auch sein Versprechen: als wir im Winter wieder nach Aksu kamen, verehrte er mir ein ziemlich vollkommenes Fell, daß er sich aus der Gegend von Kurla, im Lop-nor-Gebiet verschafft hatte[1].

---

1 Das Fell ist durch Vermittlung meines verehrten Freundes und entfernten Verwandten, des Herrn Dr. A. Jassoy in Frankfurt a. M., in das Senkenbergische Museum zu Frankfurt gelangt.

Herr Dr. E. Schwarz beschreibt es im „Zoologischen Anzeiger“, Bd. XLVII, Nr. 12, 18. August 1916, wie folgt:

Zwei neue Lokalformen des Tigers aus Zentralasien (Tiger von Lop-nor und aus dem Ili-Tale). Die beiden hier beschriebenen Tigerformen bilden mit Felis tigris septentrionalis Satunin von Lenkoran eine kleine, wohlabgegrenzte Gruppe. Sie haben alle einen graden Rücken, ungestreifte Vorderbeine, gewisse Besonderheiten in Rückenzeichnung und Schädel und eine Tendenz zur Entwicklung von Nacken-, Schulter- und Bauchmähne. Der Lop-nor Tiger wurde von Prof. v. Le Coq, Berlin, von seiner letzten Turfan-Expedition mitgebracht . . .

. . Felis tigris lecoqi subspec. n. Ein sehr hell gefärbter Tiger mit regelmäßiger Zeichnung, auf der Vorderseite ungestreifte Vorderbeine, mit angedeuteten Schulterbüscheln, kurzer Nackenmähne, dichten Backenbart und wenig verlängertem Bauchhaar. Den Winter mit dichtem Winterpelz.

Rückenstreifen in vier längs angeordneten Systemen, die nur selten zu durchgehenden Streifen verschmolzen sind. Schulterzeichnung mäßig ausgebildet;

Wir brachen ziemlich früh auf beim Taotai und kamen mit einbrechender Dunkelheit ins Serai zurück. Wir staunten, daß außer uns nur wenige bona fide Reisende dort wohnten. Vielmehr waren beinahe alle Zimmer von Damen der Halbwelt belegt, die um die relative Kühle des Abends zu genießen, vor ihren Zimmern Teppiche hatten ausbreiten lassen und nun dort im Freien ihre Freunde empfingen.

Überall ertönten die Klänge der hübschen Saiten-Instrumente dū-tār (Guitarre mit 2 Saiten) und tambūr (Guitarre mit 3 oder 5 Saiten), auf denen diese Mädchen, aber auch die meisten jungen Burschen, sehr anmutige Weisen spielen. Schwieriger, aber viel künstlicher, ist das Spiel auf der sitārä, die 9 Saiten hat, und die man mit einem Pferdehaarbogen spielt, und auf der großen Zither Kalūn (für a. qānūn) eine Art Dulcimer, die mit beiden Händen und einem Plektrum an jeder Hand gespielt wird. Die Künstler, die sich der beiden letzten Instrumente bedienen, sind, besonders beim Kalūn, meist, aber keineswegs immer, Berufsmusiker.

Die Melodien sind oft sehr hübsch, und Sir Aurel Stein schreibt irgendwo, sie hätten ihn häufig an in Ungarn gehörte Weisen erinnert.

Die Flöten sind weniger wohlklingend; eine Art Tamburin wird sehr häufig benützt.

Süßigkeiten, Früchte und Tee wurden gereicht; nachher kamen die oft sehr schön verzierten Wasserpfeifen in Gebrauch (Taf. 8), die von beiden Geschlechtern sehr stark benutzt werden. Der

---

die beiden primären Streifen vor dem „Schulterstreif" gut ausgebildet, jedoch nur ein sekundärer, entsprechend dem hintersten Anschluß und mit ihm verschmolzen, sowie zwei kurze tertiäre, ganz nach der Brust gerückte, vorhanden. Die Rückenstreifen alle kurz, die primären alle mäßig breit (durchschn. $2^1/_2$ cm) die sekundären mit schwachem Rand und großem hellen Kern, daher oft breit, (bis 4 und 5 cm). Zügelzeichnung des Nackens mäßig, Halsbinde gut ausgebildet; auf dem Scheitel drei schmale, scharf ausgeprägte schwarze Binden, davor auf der Stirn drei breite, verwaschene, deren vorderste etwa zwischen den Augen steht; Wangenzeichnung deutlich. Primäre Streifen tiefschwarz, die seitlichen heller („Beinschwarz" 344, Rep. de Coul.). Die Zeichnung auf den Schenkeln verwaschen, hell, schokoladenfarbig (343, 2), ebenso die sekundäre Zeichnung in der Schultergegend. Hinterbeine bis ganz herunter regelmäßig aber etwas matt gezeichnet, Sohle bis zum Fußgelenk schwarz-braun. Schwanz mit 11 Ringen, deren letzter die dunkle Spitze ist und die mit Ausnahme der beiden letzten einen hellen Kern haben, dessen Farbe wie die der hellen Zwischenräume nach der Spitze zu von der Körperfarbe bis zu reinem Weiß sich aufhellt. Die Größe der hellen Kerne nimmt dabei ab, während gleichzeitig die dunkle Einfassung nach der Spitze zu ausgedehnter und dunkler wird . . .

Maße des Typus: Kopf und Rumpf 200 cm; Schwanz 100 cm (am gegerbten Fell gemessen; vielleicht etwas gedehnt) . . .



Wandgemälde, Kyzil

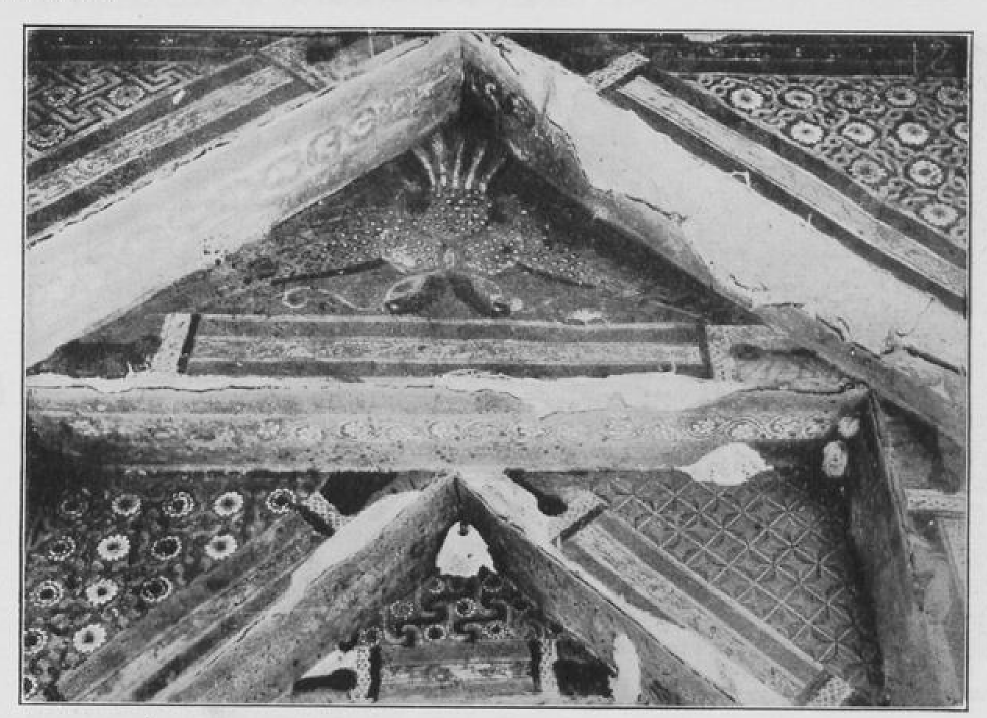


Wasserfries, Höhle mit dem Musikerfries, Kyzil

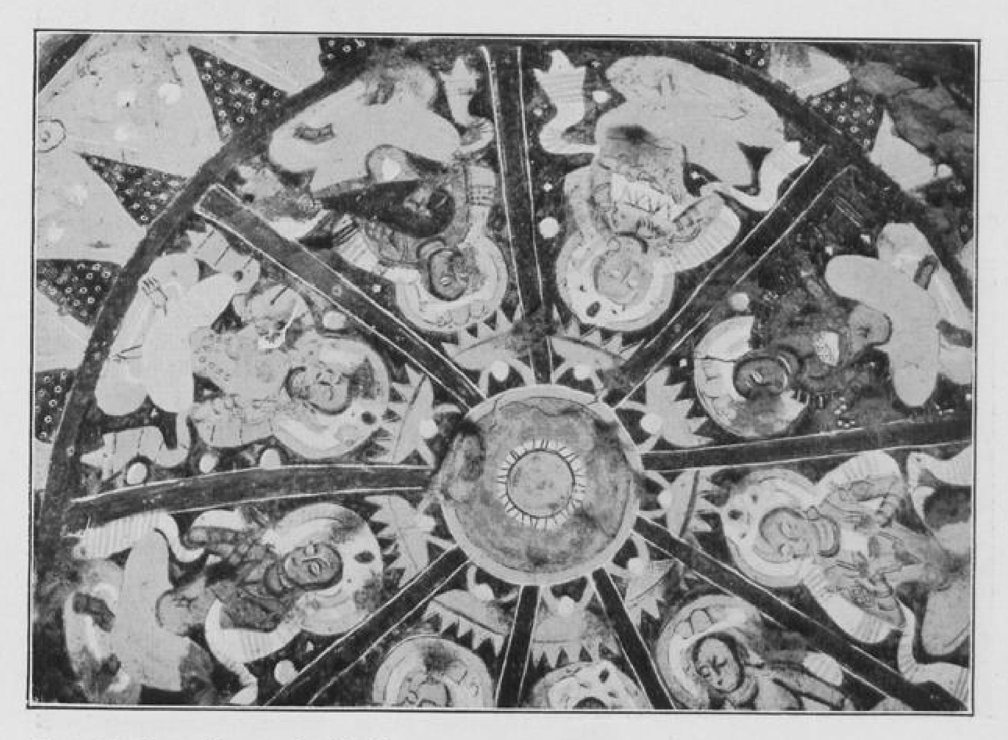


Musikerfries, Kyzil

Tafel 14



„Laternen"-Decke mit Doppel-Adler, Kyzil



Kuppel eines Tempels, Kyzil

Körper der Pfeife ist entweder ein Flaschenkürbis oder die Nachbildung eines solchen in Messing, Kupfer oder sogar Silber; in Kaschghar ist es zuweilen das Horn eines Yakochsen. Aber diese Form ist ein Import aus den Himalajaländern. Der Pfeifenkopf wird auf einem langen Rohr aufgesetzt, das beinahe den Boden des Gefäßes erreicht. In den Oberteil des Gefäßes setzt man meist eine zweite Röhre ein, die nur wenig hineinragt; eine kleine Öffnung befindet sich in unmittelbarer Nähe. Man füllt das Gefäß zur Hälfte mit Wasser, stopft den Pfeifenkopf mit Tabak, zuweilen auch mit dem sehr berauschenden Hanf, legt ein Stück gut ausgeglühter Holzkohle darauf, schließt die kleine seitliche Öffnung

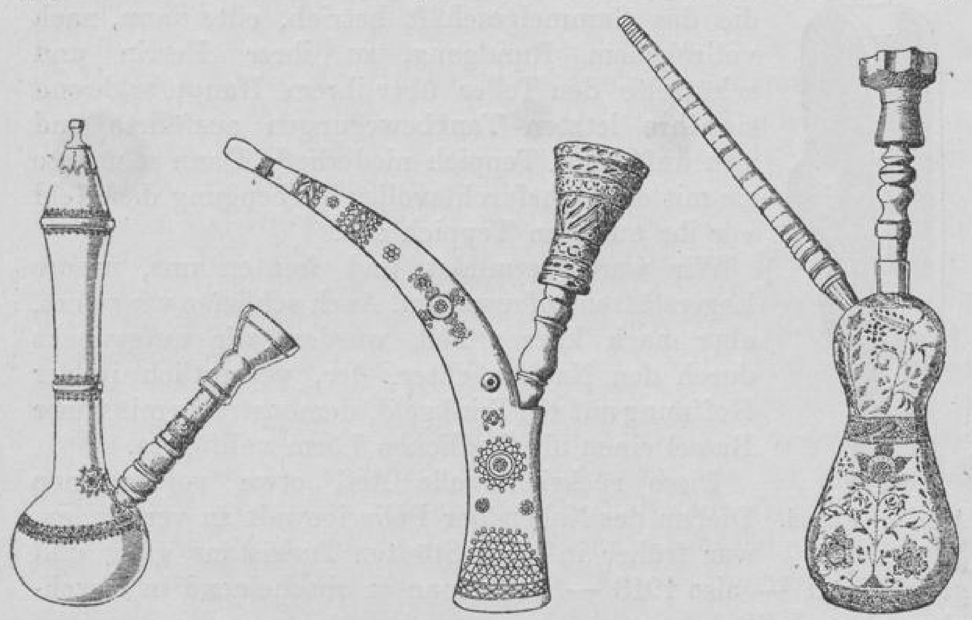


Abb. 3. Wasserpfeifen.

mit dem Finger und zieht sehr stark am Rohr. Der Rauch wird infolge der Verdünnung der Luft im leeren Raum des Gefäßes durch das Wasser gezogen und wird tief eingeatmet. Bei manchen Formen verzichtet man auf das zweite Rohr und zieht den Rauch ein durch die durchbohrte Spitze des Yakhornes, des Kürbisses oder des Metallgefäßes. Ich habe nie einen Genuß an dieser Art des Rauchens finden können. Hier im Serai kreisten aber die Pfeifen von Mund zu Mund.

Wir bemerkten, daß die Frauen der Kaufleute ganz ohne Anstoß zu nehmen, mit diesen „hetärodoxen Damen" verkehrten.

Später wurde auch getanzt. Eine der Damen erhob sich und vollzog eine Reihe anmutiger Bewegungen mit dem Oberkörper,

während sie ruhig und würdevoll hin und her zu gleiten schien. Die Arme wurden sehr geschmackvoll taktmäßig bewegt. Die Türken waren in hohem Grade begeistert und konnten sich kaum losreißen. Wir fanden den Tanz doch allmählich monoton, und als zum zweitenmal ein Teller herumging, empfahlen wir uns, nachdem wir jeder einen Taler gespendet hatten. Es geht nicht an, wenig zu geben; je angesehener jemand ist, desto bedeutender ist der Beitrag, der von ihm erwartet wird.

Ein reicher Grundbesitzer aus der Umgegend wohnte dieser Tanzunterhaltung bei; ich sah, daß er jedesmal etwa 20 Mark unseres Geldes spendete[1]. Die Dienerin der Tänzerin, die das Sammelgeschäft betrieb, eilte dann, nach vollzogenem Rundgang, zu ihrer Herrin und schüttelte den Teller über ihrem Haupt, während sie ihre letzten Tanzbewegungen ausführte und sich auf einem Teppich niederließ. Dann schüttete sie mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung das Geld vor ihr auf dem Teppich aus.

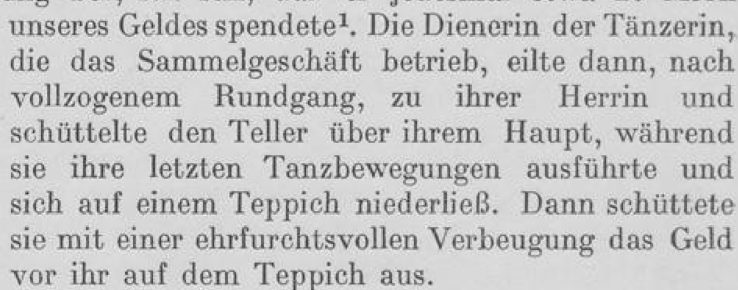


Abb. 4. Rassel.

Wir waren ermüdet und freuten uns, unsere Lagerstätten aufzusuchen. Auch schliefen wir sofort, aber nach kurzer Zeit wurden wir aufgeweckt durch den Nachtwächter, der, vermutlich in der Hoffnung auf ein Trinkgeld, demonstrativ mit seiner Rassel einen abscheulichen Lärm vollführte.

Diese rücksichtsvolle Art, etwa vorhandenen Dieben das Nahen der Polizeigewalt zu verkünden, war früher in allen Städten Turkistans gang und gäbe. Jetzt — also 1913 — hatte man es anscheinend in Kaschghar abgeschafft.

In den kleinen Dörfern der Dōlānen war man praktischer, da trug der stets herkulische Polizist eine flache, nach oben sich verbreiternde, etwas zurückgebogene Keule, auf deren konkaver Schlagseite mehrere eiserne Spitzen eingelassen waren — eine gefährliche Waffe, die einer Form der Keulen der nordamerikanischen Indianer sehr ähnlich sieht.

Am nächsten Tage ritten wir weiter, gerieten in einen wüsten Staubsturm und kamen mit vieler Verspätung in Dschām an. Das Beamten-Rasthaus war dem Einsturze nahe; wir mußten aber vorlieb nehmen, zum Glück legte sich der Sturm, und das Knacken der Dachbalken hörte auf. Die nächsten Tage verliefen ergebnislos,

1 Diese Freigiebigkeit erinnert an Rußland. Im Petrowskij Park bei Moskau sah ich ähnliches.

wir ritten über Kara-Yulghun, Tschorgha, Yaka Aryk, wo wir den gefährlich tobenden Muzartstrom ohne Unfall passierten, nach Kusch-tämä und nach Bai, wo wir am 21. Juni eintrafen. Auch hier waren im großen Serai, wo wir Unterkunft fanden, die meisten Räume von Damen der Halbwelt besetzt.

Die meisten unter ihnen zeigten uninteressante Typen, aber eines der Mädchen war eine hochgewachsene staatliche Person (Taf. 4) von nicht unschönen Zügen. Leider fürchtete sie sich etwas, als ich sie photographierte. Rechts von ihr, auf der Photographie, steht eine andere, häßliche Frau, die einem gewissen, in Europa anzutreffenden Typus ähnelt. Die dritte zeigt in dieser Gegend gewöhnliche Gesichtszüge.

Bemerkenswert ist, daß die größte der drei ganz prachtvollen Goldschmuck trug, der massiv gewesen sein muß, denn die dortigen Goldschmiede verstehen das Vergolden schlecht oder gar nicht. Ich konnte diesen Schmuck aber nicht erwerben, da das Mädchen sich nicht von ihm trennen wollte.

Hier in Bai wurden wir von zwei Männern plötzlich mit Steinen beworfen. Ich befahl einem der Yamenleute, die Attentäter festzunehmen, aber er sagte mir: „Herr, es sind Verrückte!" und zog mein Pferd am Zügel mit sich. Dies Mitleid, oder diese Duldung, selbst gewalttätiger Irrer, geht, so viel ich weiß, durch die ganze islamische Welt: der Geist der Verrückten ist schon im Himmel!

Am nächsten Morgen ritten über wir Sairam, wo unsere Wagenführer einigen chinesischen Berufsgenossen, die sie angegriffen hatten, ein erbittertes Knüppelgefecht lieferten, nach Kyzil.

Hier wußte man schon, daß wir kommen würden. Eine Menge alter Bekannter, Männlein, Weiblein und Kinder hatte sich versammelt; ein großer „dästarkhan" (Frühstück) war von den armen Leuten hergerichtet worden, und sie ruhten nicht, bis wir Tee, Brot, Süßigkeiten genossen hatten. Unser Wirt, Tömür genannt, bei dem wir damals nahe bei den Tempeln gewohnt hatten, war auch da und bereit, uns aufzunehmen, und so zogen wir mit dem Hauptgepäck sogleich nach der Tempelanlage. Mit einigem Herzklopfen schauten wir von dem steilen Paß herab in das romantische Tal — wie werden die Tempel aussehen? Werden die Erdbeben, werden türkische Schatzsucher und Bilderschänder, werden fremde Expeditionen die Bilder zerstört oder fortgenommen haben?!

Es war ein Moment großer Spannung — wir ritten sofort zu den wichtigsten Tempeln und fanden zu unserer Freude, daß die Bilder noch vorhanden waren. Allerdings waren sie in der Zwischenzeit nicht besser geworden.

Bartus richtete sogleich das kleine Lehmhäuschen, in dem wir schon 1906 zu vieren gehaust hatten, zur Wohnung her und ging sofort an die Arbeit. Nach Kutscha wollte er nicht mitkommen, da er die offiziellen Besuche bei den chinesischen Beamten zur Genüge kannte. Er brannte darauf, die Arbeit aufzunehmen, zumal es ja schon Ende Juni geworden war.

Ich fuhr, da mein Pferd lahmte, mit einer Araba um 7 Uhr abends von Kyzil ab und traf um 8 Uhr morgens am 24. Juni in Kutscha ein. Es war eine scheußliche Nacht, denn wir kamen in einen schweren Staubsturm und außerdem herrschte auf dem Paß von Tograk Dän eine sehr empfindliche Kälte. Man soll in diesem Lande, einerlei, wie heiß es am Tage auch sein mag, niemals ohne einen leichten Pelz reisen, besonders nicht, wenn man Höhenzüge zu überwinden hat.

Zum Empfang hatten sich viele Leute eingestellt, der Aksakal[1] der russischen Türken aus Ferghana, Isa Chan aus Taschkänd, (Taf. 3), der Aksakal der Afghanen, Sahib Alī Chan aus Badschaur, der schlaue Halunke Kādir Chan, ein Arghun[2] aus Ladak und mein alter Begleiter Maksūd darogha[3] (Taf. 15) aus Kutscha.

Es fand eine herzliche Begrüßung statt; die chinesischen Beamten schickten sogleich Lebensmittel, als ich ihnen meine und Herrn Bartus Karte gesandt hatte, und ich nahm gerne die Einladung des russischen Aksakals an, in seinem neuerrichteten Hause Wohnung zu nehmen.

Es war ein für diese Gegend prächtiges Haus; die Fenster waren nicht wie in den übrigen Häusern mit hübsch gemusterten, mit geöltem Papier überklebten Gittern versehen, sondern richtig verglast.

Die mir zugewiesenen Räume waren mit höchst merkwürdigen, gemusterten Filzen (vgl. Appendix), mein Privatgemach aber mit schönen Teppichen aus Chotän[4] ausgelegt.

Glücklich, dieses Reiseziel erreicht zu haben, schlief ich diese Nacht, besonders nach den Strapazen der letzten Tagereise, einen wahrhaft erquickenden Schlaf.

---

1 t., wörtlich Weißbart, = Konsularvertreter.

2 Arghun = Bezeichnung der Sprößlinge aus Verbindungen zwischen Ladakern und Osttürken. Sie zeichnen sich durch Schlauheit aus.

3 dārogha, dōrogha = Polizeisoldat.

4 Diese Teppiche kommen in Europa unter dem Namen von „Samarkand-Teppichen" im Handel vor. Sie zeigen eine interessante Mischung von chinesischer und persischer Ornamentik. Leider sind sie jetzt fast alle mit Anilinfarben gefärbt.

DIE REISE NACH KUTSCHA

Am nächsten Morgen machte ich dem chinesischen Beamten, der die Macht ergriffen hatte, meine Aufwartung. Er führte den militärischen Titel Tong-nung (in türk. Aussprache) und war Soldat geblieben; der zivile Verwaltungsbeamte war neben ihm eine Null. Früher war er ein niederer Militärmandarin gewesen, der sich hauptsächlich mit Hazardspiel, Trunk u. dgl. beschäftigt hatte.

Während der Unruhen der Revolution kam er nach Kutscha, warb sich einen Anhang unter den kriminellen Klassen der Bevölkerung, erschoß den Amban (hier etwa Landrat) und setzte sich an seine Stelle, wo er sein altes Leben fortführte.

Infolge dieser Auskünfte hätte ich gern jede Berührung mit diesem Mann vermieden, aber Macartney hatte mir geraten, gute Beziehungen zur Beamtenschaft zu unterhalten, und so ging ich in das Yamen (Amtsgebäude).

Mein alter Diener Maksūd Beg, den ich wieder eingestellt hatte, begleitete mich bei diesem Besuch. Obwohl ich auf große Veränderung gefaßt war, war ich doch betroffen: als sich das große Tor des Yamen vor mir öffnete, schaute ich nach dem Amban aus, sah aber nur einen schmutzig aussehenden Mann in alten schlechtsitzenden europäischen Kleidern, mit einer fettglänzenden englischen Tuchmütze auf dem Kopf, der, eine lange chinesische Pfeife rauchend, in nachlässiger Haltung im Hofe stand.

Ich fragte Maksūd Beg „Amban keni?" (wo ist der Amban?) Und dieser antwortete ganz lakonisch, mit dem Finger auf diese Person weisend: „bū kischi!" (Dieser Mensch!) Ich war betreten. Wo waren die schönen Amtsroben, wo die würdevollen, höflichen Manieren, die ich an den höheren chinesischen Beamten bewundert hatte? Wo war auch die Achtung der Untergebenen?!

Ich verbarg mein Erstaunen, und eine Begrüßung fand statt, die zu einem leidlichen Verhältnis führte. Ich war in der Lage, einen alsbald geäußerten Wunsch des Amban zu erfüllen: zwei vollständige Khaki-Anzüge, ein halbes Dutzend Hemden mit Krawatten, Knöpfen und allem Zubehör wurden mit anderen Kleidungsstücken in das Yamen gesandt. Nur Schuhe konnte ich nicht geben, auch keinen Hut.

Auch der Zivil-Mandarin wurde besucht; es war ein schläfriger Mann ohne Würde, Auftreten und Kenntnisse, dem der Tong-nung alle seine Befugnisse vorwegzunehmen schien.

Am Abend hatte ich die Aufgabe, einem großen Gartenfest bei den russischen Untertanen beizuwohnen — es gab entsetzlich viel zu essen, die köstlichsten Früchte, gute Hammelbouillon mit Rippchen, Kima oder Hackfleisch, Kaburdak oder eine Art Irish

Stew aus mit Zwiebeln, langem Pfeffer, Möhren und Capsicum gesottenem Hammelfleisch. Eine Art Makkaroni wurde ebenfalls aufgetragen sowie die „mantu“ genannten kleinen Pastetchen. Sie bestehen aus Hackefleisch, das mit Zwiebeln, Knoblauch, Pfeffer und Capsicum vermischt, in dünne Stückchen Weizenmehlteig eingewickelt und dann in über einem Wasserbehälter aufgestellten Sieben in Heißwasserdampf gar gekocht wird. In Russisch-Turkistan heißen sie Pelmene. Bartus aber nannte sie „Kröppkens“ und liebte sie sehr — mir waren sie zu fett. Als süße Speise gab es tschäl-tschob, d. h. mit einem Quirl hergestellten Fruchtschaum. Eigentlich heißt der Quirl so, nach ihm aber auch das Gericht.

Ein enormer palao, in Hammelfett mit Hühner- oder Hammelfleisch, geschnittenen Möhren, Rosinen und Quittenscheiben gedämpfter Reis durfte natürlich nicht fehlen. Ich sah den guten Leutchen staunend zu; was da von einer jeden einzelnen Person geleistet wurde, war aller Achtung wert.

Auch die Würdenträger der Kirche waren eingeladen. Ich habe besondere Anstrengungen gemacht, mich ihres Wohlwollens zu versichern. Jedenfalls waren alle Teilnehmer bemüht, ihrerseits mir Ehre zu erweisen.

Am nächsten Tage war ein Gartenfest bei dem Tong-nung. Er hatte das Palais des verstorbenen Ghanizād Chodscham, eines Prinzen aus der abgesetzten Fürstenfamilie von Kutscha, irgendwie an sich gebracht, und wir hatten ein großes chinesisches Diner im Garten.

Ein solcher Garten dient nicht zum Lustwandeln, denn das kennt man in diesem Lande überhaupt nicht. Auf der Straße reitet der Türke, der chinesische Militärbeamte reitet oder fährt, der Zivilbeamte fährt nur. Im Garten kann man allenfalls reiten, aber nicht gehen oder fahren, denn er ist ganz durchzogen von Irrigationskanälen. In der Mitte liegt ein viereckiger künstlicher Teich und gewöhnlich vor ihm ein kleines offenes Lusthaus oder großer Pavillon, mit großen, schön gemusterten Gitterfenstern. Die Innenwände und die Decke sind bei reichen Leuten so schön bemalt, als es die Künstler vermögen. Hier in Kutscha waren sie aber weniger geschmackvoll ausgestattet und bemalt als in Yārkänd, besonders aber in Chotän, welches zu unserer Zeit (1906) die kunstfertigste Stadt des Landes war. Ein Weg mit Stegen über die Gräben führt zu diesem Lusthaus.

War ich am Tag vorher mit Muhammedanern zusammengewesen, so speiste ich heute mit Ungläubigen. Es hieß scharf aufpassen,

daß man nichts von Schweinefleisch- oder Entengerichten genoß, um bei den Muhammedanern nicht Anstoß zu nehmen.

Wem bekannt ist, wovon in Turkistan die Schweine sich nähren, dem wird der Abscheu der Türken begreiflich, die Vorliebe der Chinesen für deren Fleisch schwer verständlich sein.

Auch die Enten fressen schreckliche Sachen; das Vorurteil der Türken gegen den Genuß ihres Fleisches beruht aber außerdem auf Anschuldigungen gegen die Chinesen, die hoffentlich ins Reich der Fabel gehören.

Der Bruder des Tong-nung war ein Tempeldiener (cho-schang) im chinesischen Haupttempel, ein kleiner, dicker, jovialer Mann. Aber bei ihm wie bei seinem Bruder und den übrigen chinesischen Gästen trat eine Neigung zu lautem und unbescheidenen Wesen zutage, die mich veranlaßte, mich hauptsächlich mit den türkischen Eingeladenen zu beschäftigen, zumal ich des Chinesischen nicht mächtig bin, jene Herren aber kein Türkisch sprachen.

Es gab die gewöhnlichen chinesischen Gerichte. die ich samt und sonders nicht schätze, und ich war froh, als ich dies recht ungezwungene Essen hinter mir hatte.

Am folgenden Tage, nach Besuchen bei dem englischen Aksakal und bei Kadir Chan, der es wirklich fertiggebracht hatte, aus einem ganz kleinen Händler im Bazar ein wohlhabender Grundbesitzer zu werden, ritt ich nach Kumtura hinüber.

Saut (für ar. Ṯābit) Imam Achond, unser alter Wirt und der reichste Mann in Kumtura, empfing mich voller Freude und wollte gleich ein großes Festmahl herrichten.

Ich wollte aber nur sehen, wie es um die Wandgemälde in den dortigen Tempeln stehe und ritt so bald als möglich, auf einem prächtigen großen Pferde aus Badachschan, das mir ein vornehmer Türke geliehen hatte, in die alte Siedlung hinüber. Diese Pferde heißen, wie auch die hohen, ausdauernden und schnellen Turkmenenpferde, „arghumak".

Der Strom war sehr voll Wasser, und ich mußte eine Strecke mit dem Pferde gegen die Strömung schwimmen; der Besuch war aber befriedigend: es war genug an Bildern erhalten, um den Erfolg der Reise zu sichern, selbst wenn es nicht möglich sein sollte, unseren Plan, den Südrand der Wüste zu besuchen, zu verwirklichen.

Die Ausführung dieses Planes war zweifelhaft geworden. Ich hatte nämlich durch Macartney erfahren, daß Sir Aurel Stein die Absicht habe, wieder nach Turkistan zu kommen. Unter den Umständen wäre es wenig anständig gewesen, wenn ich, dem die

Freundlichkeit des englischen Generalkonsuls die Einreise ermöglicht hatte, Steins Arbeitsfelder schnell besucht und geplündert hätte.

Nach kurzem Aufenthalt ritt ich nach Kutscha zurück, wo ich meine Geldkiste und alle nicht sofort nötigen Ausrüstungskisten bei Isa Chan Aksakal in Verwahrung gegeben hatte.

Ich wechselte eine genügende Summe russischen Goldes, um 30—40 Arbeiter vier Wochen lang besolden zu können, in chinesisches gemünztes Silber und die unentbehrlichen Kupfermünzen (dā-tschān), von denen 400 Stück auf den Sär (= Unze oder M. 2.50 bis 3.— unseren Geldes) gehen. Diese Summe füllte drei Kisten.

Das Pferd gab ich dem Besitzer zurück, dann mietete ich eine Araba mit Regendach und reiste am Abend des glühendheißen 30. Juni von Kutscha ab.

Die Kisten nahmen viel Raum ein. Der Kutscher saß ganz vorn, halb auf der Deichsel, und ich klemmte mich in den Kasten des Wagens, neben die Kisten, die ich mit Stricken hatte befestigen lassen.

Bald merkte ich mit wachsendem Unbehagen, daß der Kutscher Schweißfüße hatte, die ganz unerträglich übel rochen. Wir fuhren gegen den Wind, so daß dieser grauenhafte Geruch mir fortwährend entgegenschlug.

So passierten wir den Anstieg zum Gebirge, wo eine alte Tempelsiedelung mit zahlreichen Höhlentempeln liegt. Sie trägt den Namen Kyzil-Kārgha, zu deutsch „rote Krähe". Ich hatte sie besucht und gefunden, daß Grabungen sich dort nicht lohnen würden: die Nähe der großen Stadt — ich schätze die Einwohnerzahl von Kutscha auf 15—20000 Personen — war den alten Tempeln zum Verhängnis geworden.

Schatzgräber und müßige Bilderschänder hatten dort ihr Wesen getrieben und schlimme Verwüstungen an den erloschenen Wandgemälden angestellt. Auffallend viele derselben waren mit russischen Kritzeleien von allerhand „Ivans" und „Piotrs" beschrieben.

Bei zunehmender Dunkelheit nahm der Wind zu. Bald wurde er zum Sturm, und als wir höher hinaufkamen, wurde er so stark, und vor allem so bitter kalt, daß die mitgenommenen Decken und mein Reisemantel keinen genügenden Schutz boten.

So wurde ich, unbarmherzig geschüttelt, steif von dem unbequemen Hocken zwischen den Kisten, halb erstickt von dem greulichen Schweißgeruch, der mir Ekel verursachte, und halberstarrt von der gegen Sonnenaufgang sich unleidlich steigernden Kälte, über

diesen Paß geschleift, den ich früher, sogar im Winter, zu Pferde in vollkommenem Wohlbehagen so viele Male passiert hatte.

Halbtot kam ich in der kleinen Station von Kyzil an; die braven Leutchen brachten gleich heißen Tee, entfachten ein loderndes Feuer im Kamin der besten Stube, und hier, in reiner Luft, gegen den immer noch wütenden Sturm gesichert, erholte ich mich schnell von den Strapazen und Unannehmlichkeiten meiner nächtlichen Fahrt.

Am Mittag ritt ich die 9—10 km zu den Tempeln herüber, überschritt den Paß und traf mit Herrn Bartus an seinem Arbeitsplatz zusammen. Er hatte, wie immer, nicht gefeiert, sondern mit großer Hingabe gearbeitet.

Aufenthalt und Arbeiten in Kyzil

Aufenthalt in der Tempelanlage (ming-öi) von Kyzil

Leider hatte der schlechte Leumund, den Macartney dem Diener Hāschim gegeben hatte, die Wahrheit nicht übertrieben. Zur Ausgrabearbeit war er nicht anstellig genug und, zuviel sich selbst überlassen, weil Bartus ja in den Tempeln arbeiten mußte, fing er mit Kāsim, dem Koch, und einem Verwandten unseres Wirtes zu hazardieren an. Bartus gab ihm erst einen Verweis, da er aber ziemlich frech und sogar drohend wurde, bezahlte ich ihm, wie ausgemacht, seinen Monatslohn und gab ihm das Geld zur Rückreise nach Kaschghar. Dann wurde er von drei zuverlässigen Bauern aus Kyzil über den Paß und nach Kyzil begleitet und dort dem chinesischen Postmeister zur Rückbeförderung nach Kaschghar empfohlen.

Am nächsten Morgen (2. Juli), bei Sonnenaufgang, ging ich mit einigen ausgesuchten Arbeitern zu dem „Rotkuppeltempel"[1], in dem mir 1906 der große Fund von Sanskrit-Handschriften geglückt war, und begann die große Schutthalde am Fuß der Klippe abzutragen.

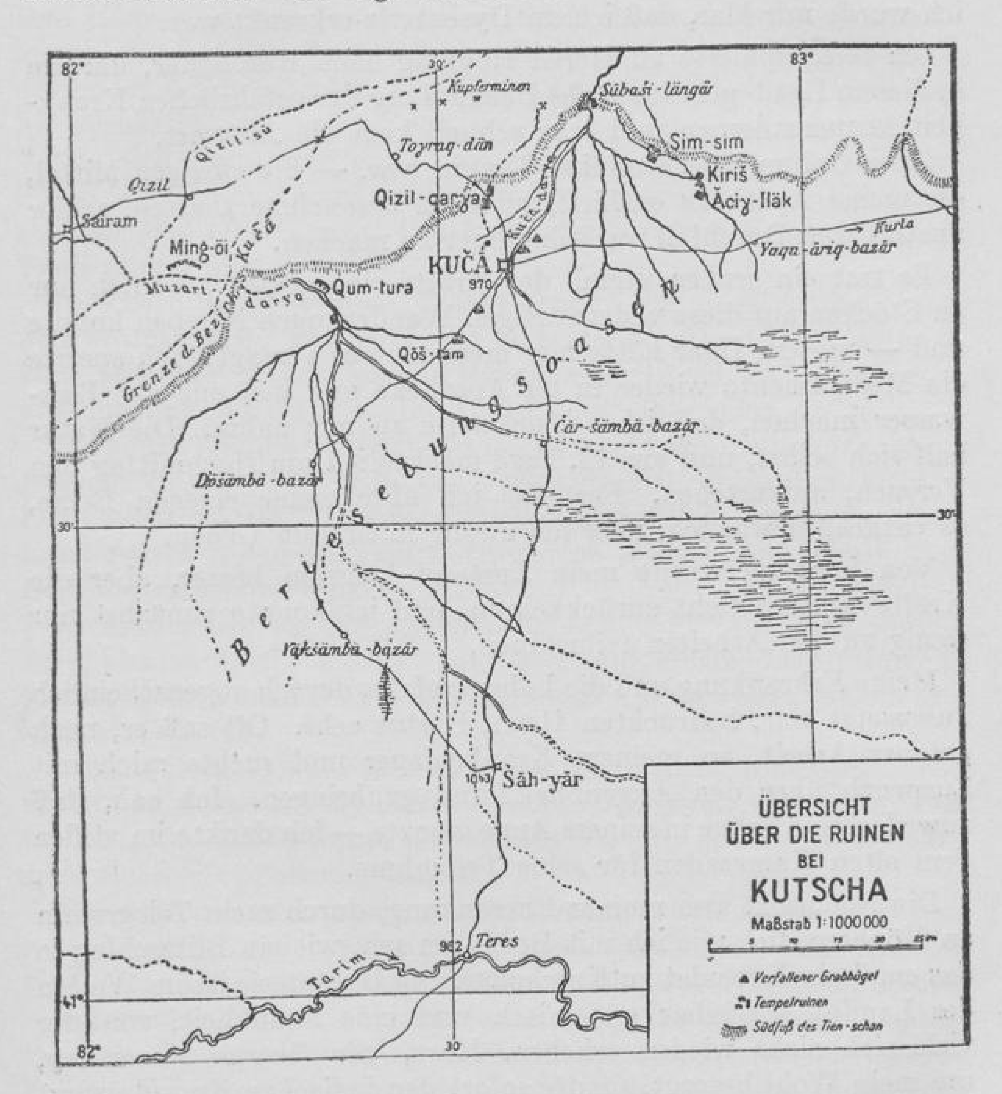
Bartus schnitt mittlerweile die schönen Stifterbilder heraus, die schon 1906 meine große Aufmerksamkeit erregt hatten. Besonders die Kostüme der Damen, die auf das schlagendste an die Tracht europäischer Ritterfrauen des frühen 14. Jahrhunderts erinnerten, hatten mich gefesselt.

Es war damals aber nicht möglich gewesen, noch so lange zu bleiben, bis diese Bilder geborgen werden konnten, und so war ich froh sie nach 5 Jahren in einem immer noch erträglichen Zustand wiederzufinden.

Die Grabung in der Schutthalde blieb ohne wesentliche Resultate. Ich ließ sie bis zum Grunde abtragen; wir fanden aber nur noch unbedeutende Reste der kostbaren Handschriften, was mir in einer Weise eine Beruhigung war: es bewies, daß ich damals die Arbeit an der Schutthalde aufgegeben hatte, gerade als die Handschriften enthaltende Schicht erschöpft war.

1 Vgl. „Auf Hellas Spuren" S. 115, Taf. 35.

Ein unscheinbarer, aber nicht unwichtiger Fund glückte aber dennoch — ich fand einige Fetzen eines frühmittelalterlichen, gemusterten Knüpfteppichs, den Prof. Sarre später in den „Amtlichen Berichten" der Kgl. Museen veröffentlicht hat.



Es war wieder sehr heiß geworden, und ich fühlte mich nicht besonders wohl in den brennenden Sonnenstrahlen. Am Nachmittag bekam ich einen heftigen Schüttelfrost, und alle Anzeichen einer gehörigen Darmverstimmung machten sich bemerkbar. Aber die Arbeit wurde beendet, und wir legten uns, stark ermüdet, zur Ruhe. Die leichten kolikartigen Schmerzen wurden jedoch allmählich stark genug, um mich am Schlaf zu hindern und als es Tag wurde,

bekam ich einen sehr heftigen Durchfall, der mich fortwährend zum Aufstehen zwang.

Ich mußte an diesem und an den folgenden 10 Tagen das Bett hüten; die Ausleerungen waren erst schleimig, dann blutig, und ich wurde mir klar, daß ich an Dysenterie erkrankt war.

Ich telegraphierte an Herrn Högberg nach Kaschghar, um die in diesem Land gebräuchliche Behandlung der gefährlichen Krankheit kennenzulernen und sehr schnell kam die Antwort.

Aber Opium, Ipecacuanha, Tannin usw. — die einzigen Mittel, die meine Apotheke enthielt, schienen den schmerzhaften, schier unstillbaren Durchfall nur schlimmer zu machen.

Es trat ein großer Verfall der Kräfte ein, so daß ich mich nur an Stöcken auf diese widerwärtigen Wanderungen begeben konnte und — um ein Haar hätte hier mein Humor versagt! Ich sperrte die Medikamente wieder in die Apotheke und ließ mir nur Reiswasser machen, daß ich schluckweise zu mir nahm. Die Natur half sich selbst, und am 12. Tage machte ich am Nachmittag den Versuch, aufzustehen. Fast fiel ich über meine eigenen Beine, so entkräftet war ich, aber ich zwang mich zum Gehen.

Von jetzt an wurde mein Zustand langsam besser, aber die Kräfte wollten nicht zurückkehren, und ich konnte zunächst nur wenig an den Arbeiten teilnehmen.

Meine Erkrankung und die Lebensgefahr, der ich augenscheinlich ausgesetzt war, bedrückten Herrn Bartus sehr. Oft saß er, nach getaner Arbeit, an meinem Krankenlager und suchte mich mit Zuspruch über den Augenblick hinwegzubringen. Ich sah, daß zuweilen eine Träne in seinem Auge glänzte — ich dankte im stillen dem alten Kameraden für seine Teilnahme.

Die Nachricht von meiner Erkrankung, durch mein Telegramm an Högberg, fiel, wie ich mit Bedauern sah, wie ein Blitzschlag in das englische Konsulat zu Kaschghar. Die Dysenterie ist im Westen des Landes scheinbar endemisch und eine Krankheit, von der viele sich nicht wieder erheben. Kurz, Sir George Macartney, um mein Wohl besorgt, sandte sofort den indischen Konsulatsarzt in Eilmärschen auf den Weg nach Kutscha, um mir Hilfe zu bringen — ein Freundschaftsdienst, wie er wenigen Leuten begegnet sein wird. Ich gedenke dieser Bemühungen, mich aus einer schwierigen Lage zu erretten, mit äußerster Dankbarkeit.

Zum Glück telegraphierte mir Sir George von dieser Entsendung des Konsulararztes, und ich konnte noch beizeiten ein Telegramm von Kutscha aus an Pēng Tao-tai nach Aksu senden und den Arzt

dort anhalten und zurücksenden lassen: mein Zustand hatte sich so gebessert, daß ich seiner nicht mehr bedurfte.

Den Botendienst zwischen den „ming-öi“ und Kutscha vermittelte ein Afghane aus Swat. Es war ein alter Mann mit ergrautem Haar, aber von prachtvollem Körperbau und edlen Gesichtszügen, die mir den Anspruch der Leute von Swat, Nachkommen der hellenischen Soldaten Alexanders zu sein, lebhaft ins Gedächtnis zurückrief.

Der alte Mann trug ganz kurze Lederhosen, die das Knie frei ließen. Auch die Arme waren nackt, eine ärmellose Filzweste schützte den Oberkörper. Der Leib aber war mit einem wollenen Tuch umgürtet.

In dieser ungenügenden Tracht trotzte der abgehärtete Mann den wechselnden Temperaturen der Berge. Den Weg legte er stets schneller zurück als ein Reiter, da er quer über die Berge, auf ungebahnten Pfaden, im Hundetrab einhereilte.

Die ganze Krankheitsgeschichte — es macht mir heute noch wenig Freude, an sie zurückzudenken — spielte sich ab in dem kleinen Lehmhäuschen mit 2 Räumen, das gelegen ist auf dem angespülten Land zwischen den die Tempel tragenden Klippen und dem linken Ufer des reißenden Muzart-Stromes.

Es liegt zwischen der „großen Bachschlucht“ im Westen und der „kleinen Bachschlucht“ im Osten auf einem deltaförmigen, oberhalb des Bereichs aller gewöhnlichen Überschwemmungen gelegenen Gelände.

Unsere Geographen reden stets von einer fortschreitenden Austrocknung (desiccation) dieses Landes. Ich kann nur sagen, daß wir im Jahre 1913 im Juli beinahe täglich ein Gewitter und mehrmals einen Wolkenbruch hatten.

Das erstemal war noch während meiner Krankheit. Ich lag, sehr schwach und einigermaßen niedergeschlagen, auf meinem Feldbett. Alle Leute waren an der Arbeit, nur Kāsim der Koch war bei mir. Er war aber so verstrickt in die Reize von Tömürs Ehefrau, die in einer Rohrhütte nebenan hauste, daß nur energisches Pfeifen auf einer Polizeipfeife ihn allmählig in meine Gegenwart zwang.

Die Gelegenheit zu solchem Pfeifen ergab sich eines späten Abends. Bartus war schon einige Zeit fällig, es hatte schon lange begonnen zu dunkeln, aber er kam nicht. Dagegen hatte ich schon längere Zeit ein mäßig lautes Brausen, wie von Wasser, vernommen und es dem reißenden Muzart als Urheber zugeschrieben.

Aber — es wurde lauter, und es ertönte auf meiner rechten etwas

leiser als auf meiner linken Seite, während doch der Muzart — wie mein Bett stand — zu meinen Füßen floß!

Ej Kāsim! Kāsim!! Die Pfeife schrillte: Kāsim kam nicht. Plötzlich steigerte sich das Geräusch des stürmenden Wassers auf meiner Rechten, auch auf der Linken wurde es lauter, und gleich darauf hörte man das donnernde oder brüllende Geräusch, welches große Wassermassen auf einem starken Gefälle hervorrufen.

Jetzt erschien Kāsim, schreckensbleich — „Türäm! Türäm! Allah schütze uns! Wir sind auf einer Insel! Was soll aus uns werden!"

Und hinter ihm, kaum minder erschrocken, kam Tömürs Ehefrau — eine temperamentvolle, schlanke Türkin, rein mongolischen Typs, die wegen ihrer Leidenschaftlichkeit bei den Nachbarn den Namen „mölung müschük"[1] erworben hatte. Auch sie rief Allah an und schien von mir Schutz zu erwarten.

Ich erhob mich und, gestützt auf diese Satelliten (wir hatten sie längst entlaust!) untersuchte ich das Gelände.

Der Muzart war ungeheuerlich angeschwollen und brüllte mit tausend Stimmen — aber! wie erstaunte ich, als ich an den zum Glück hohen Rand der „großen Bachschlucht" trat!

In diesem tiefen Rinnsal tobte und brüllte mit teuflischer Energie statt eines meterbreiten Bächleins ein breites sprudelndes, drehendes, schießendes, rotbraunes Gewässer! riesige Felsblöcke wurden in diesem Wogengewirr umhergeschoben, an manchen Stellen umhergeschleudert wie leichte Gummibälle!

Ich sah sofort, daß der Bach noch einige Meter steigen könne, ehe er über die Ufer treten müsse und beruhigte meine bei diesem fast grandios zu nennenden Schauspiel bis zum Zittern erschreckten Begleiter.

Wir gingen nun zur Ostseite des trockenen Dreiecks, auf dem wir uns befanden. Was! solange ich die „kleine Bachschlucht" kannte, nie war dort mehr Wasser zu sehen, als ein paar jämmerliche Rinnen, kaum 24 oder 30 cm breit. Und jetzt? Auch hier war ein Wildbach losgebrochen, der unwiderstehlich seine schlammigen roten Gewässer unter lautem Getöse dem Muzart zuwälzte!

Ich fing natürlich an, um Bartus einige Besorgnisse zu empfinden. Aber ich kannte ihn zu gut, um mir lange Gedanken zu machen.

---

1 Mit diesem Namen werden eine Anzahl, in Größe und Färbung verschiedene, sehr starke Wildkatzen bezeichnet, die im Lande ziemlich häufig sind. Ihr Pelz ist gefleckt, nicht gestreift. An blinder Wut und verzweifeltem Draufgängertum sollen sie nichts zu wünschen übrig lassen.

Er war zu sehr vertraut mit den Tücken des Meeres, des Waldes, der Wüste und des Berges! Für Proviant war gesorgt. Bei den großen Entfernungen oder vielmehr bei den sehr unbequemen Wegen wurden immer Tee, Kannen und Tassen, Feuerung, Brot und Früchte usw. mitgenommen. In den Höhlen war es immer warm. Und Bartus war ein zu gewiegter Reisender, um bei dem Beginn der Bildung eines Wildbachs seinen Weg durch dessen Bett zu suchen.

So war es auch; er kam nicht einmal am anderen Morgen, sondern schickte einen Jungen nach Brot und Fürchten. Er hatte mit den Leuten in der Höhle auf dem Packheu geschlafen, sich mit den zur Verpackung beschafften Filzen zugedeckt und die Nacht in ziemlicher Behaglichkeit verbracht!

Als ich noch sehr krank darniederlag, hatte Bartus eine recht gewagte Tat vollbracht. In der großen Bachschlucht befand sich eine außerordentlich schöne Höhle, von Professor Grünwedel der Tempel „mit den ringtragenden Tauben“[1] getauft. In dieser Höhle hatten Prof. Pelliots Leute schöne Photographien aufgenommen, und ich hatte, gleich nach der Ankunft, diesen Tempel mit Bartus besucht, wegen der Möglichkeit der Entfernung der meist in leuchtendem Ultramarinblau (echtem Lapis lazuli) gemalten Bilder.

Aber, als wir eintraten, hörten wir ein leises rieselndes Geräusch, und im Halbdunkel sahen wir kleine Ströme feinen Bergsandes aus der Kuppel herabrieseln. Herbeigebrachte Lichter ließen uns gewahr werden, daß die Kuppel an vielen Stellen geborsten war und tiefe Risse aufwies, aus denen diese Sandströme, bei auch nur unbedeutenden Geräuschen, sofort hervorquollen. Als einmal einer der Arbeiter heftig niesen mußte, strömte ein dickerer Strahl dieses zermahlenen Felsgesteins aus einem Spalt, und sämtliche Türken liefen erschreckt aus dem Raum.

Ich gewann einen ungünstigen Eindruck von der Sicherheit dieser Höhle und sagte „nein, so schön die Gemälde sind — dies ist eine Stelle, wo man niemanden beauftragen darf, sich aufzuhalten.“

Herr Bartus aber wollte so leicht nicht auf diese prächtigen Bilder verzichten. Er ging während meiner Krankheit an die Arbeit und sprießte die Kuppel an geeigneten Stellen mit schenkeldicken jungen Pappelstämmen ab. An den unteren Enden befestigte er Seile, deren Enden er zur Tür hinausführte.

---

1 Es sind keine Tauben, sondern die Lieblingsvögel der sassanidischen Kunst, (stilisierte) Enten. Der Lieblingsvogel der indischen Kunst scheint mir die Gans zu sein, von dem Fabelvogel Garuda abgesehen.

Sie sollten dazu dienen, nach vollendeter Arbeit die ziemlich wertvollen Stützen von außen herauszuziehen, ohne den Arbeiter dem Sturz sich loslösender Felsmassen auszusetzen.

Bartus beendete diese heikle Arbeit des Herausschneidens der Gemälde ohne besondere Zufälle und führte mich, als ich aufgestanden war, triumphierend zu dem Tempel, in dem das Gerüst noch stand. Einige Felsblöcke waren in der Zwischenzeit abgestürzt. Am nächsten Morgen sollten die Stützbalken herausgezogen werden, aber in der Nacht hatten wir ein leichtes Erdbeben, und als wir am nächsten Morgen dorthin eilten, fanden wir unsere Balken zu Streichhölzern zersplittert oder in Felsmassen eingeklemmt: zwei Tage nach Beendigung der Arbeiten war die Höhle zusammengestürzt!

Die sehr farbenprächtige Kuppel dieses Tempels wird soeben ausgepackt, um zusammengesetzt und aufgestellt zu werden.

Sie bekommt, mit den Gemälden der Cella-Wände und der Korridore, einen besonderen Raum und wird eine andere Art des Tempels den Beschauern ebenso klar vor Augen führen, wie es die Aufstellung der „Pfauenhöhle“ in unserem Museum für die einfache Kuppelhöhle ohne Korridore bereits tut. (Taf. 17).

In nächster Nähe des Passes erhebt sich eine ziemlich steile Klippe, in die einer der älteren und wichtigeren Tempel eingehauen ist. Nach den vier Stiftergruppen hatten wir ihn die „Höhle der 16 Schwertträger“ (oder Ritter) genannt (Taf. 10).

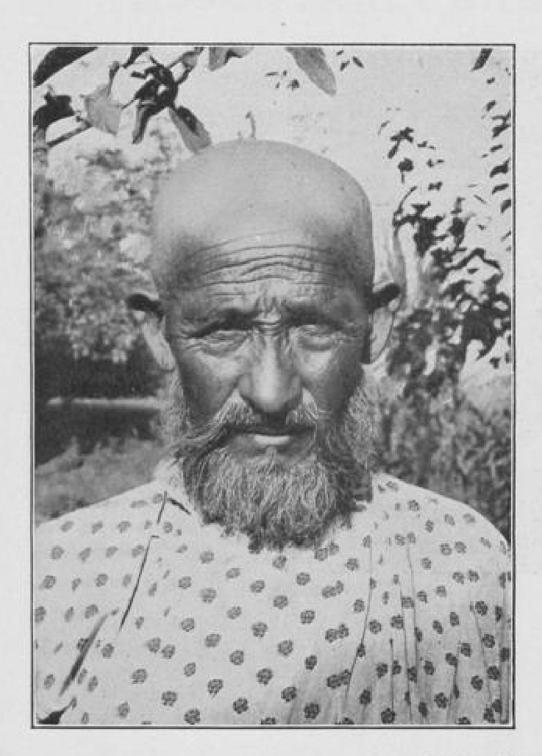
Die Cella maß etwa 5 m im Quadrat. Sie war ein Tonnengewölbe von etwa 3,5 m Höhe und somit eine der größeren Tempelhöhlen.

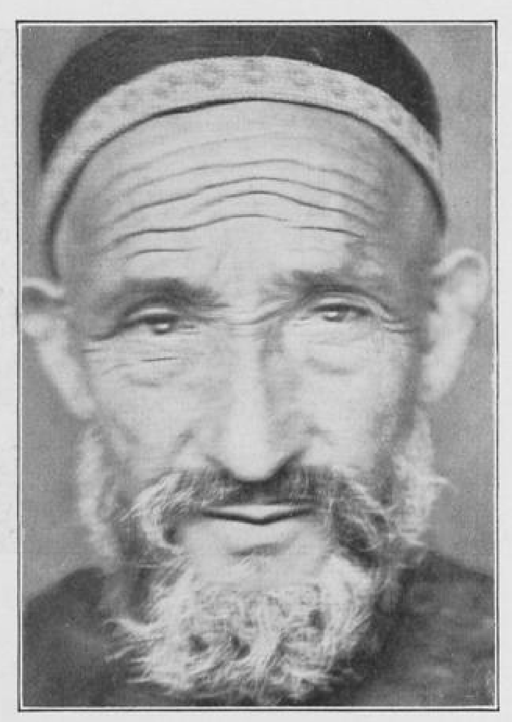
Die Gemälde an den Seitenwänden der Cella stellten Szenen aus dem Leben des Buddha vor. Sie waren einst sehr schön, in großen Linien kühn und fließend gemalt, mit vielen hellenistischen Elementen.

Aber die bilderstürmerischen Türken hatten die Gemälde derartig zerstört, daß es nur gelang, einige schöne Köpfe von den Wänden zu schneiden.

Über den Bilderreihen umzog ein Fries die ganze Cella: es war die hellenistische Stabguirlande, die in verschiedenen Arten der Mißverstandenheit eine so häufige Dekoration dieser Tempel ist. Darüber, in der ganzen Cella, erhob sich ein ebenfalls spätantikes Balkenlager mit darauf ruhendem, wenig abgewandelten hellenistischen Akanthusfries.

Das über diesem Wandschmuck ansteigende Gewölbe war auf jeder Seite mit Reihen von Berglandschaften bemalt, in denen Wiedergeburtslegenden dargestellt wurden. Leider war hier der



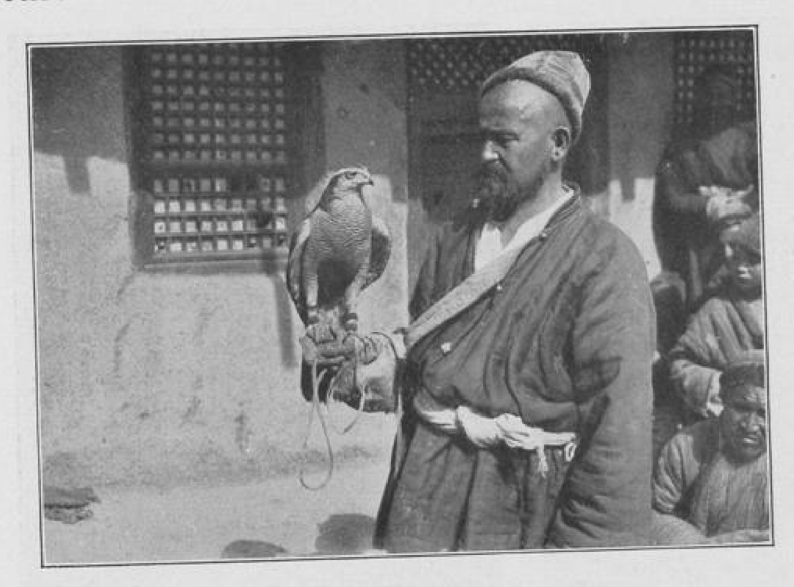


Maksūd Darogha



Falkenier mit Steinadler, Aksu

Tafel 16



Falkenier mit Habicht, Kutscha



Beizjäger mit Steinadler, Kutscha

Verputz so dünn, daß eine Entfernung der schönen Gemälde untunlich war.

An den vier Wänden der Korridore dieser Höhle befanden sich Gruppen, im ganzen also vier, vornehmer oder fürstlicher Stifter.

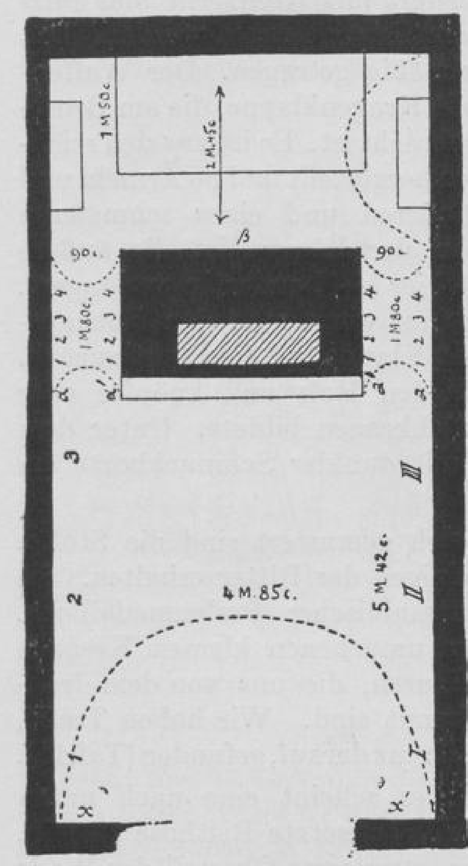


Abb. 5. Tempel der 16 Schwertträger (nach Grünwedel).

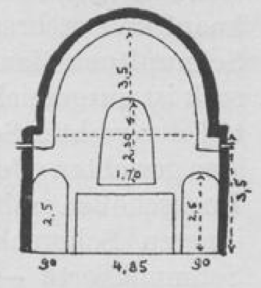


Abb. 6. Aufriß (nach Grünwedel).

Alle vier Ritter jeder Gruppe stehen in derselben gezierten gotisch anmutenden Stellung mit gespreizten Beinen auf den Zehenspitzen neben- (hinter- ?) einander. Die Köpfe sind leicht nach vorn geneigt. Die Hautfarbe ist weiß; die Haare sind in einer Gruppe durchweg rot, in der zweiten rot, außer bei einer Person; in den beiden anderen Gruppen immer abwechselnd rot oder weiß. Die Farbe der Pupillen ist nirgends ausgemalt, und Grünwedels Angabe, daß die Augen „scheinbar blau" seien, ist unzutreffend. Bei den Haaren hat man den Eindruck künstlicher Färbung, etwa mit Henna und mit Puder (Mehl ?). Das Haar ist sorgfältig gescheitelt und auf dem Kopf in zwei genau zurechtgeschnittene Massen geteilt (Taf. 11). Der Rest des Haares fällt nach hinten auf den Nacken herab und ist dort, wie eine kleine Stuckfigur zu beweisen scheint[1], zu einem Zopf geflochten.

Jedenfalls ist das Haar hinten, ob Zopf oder nicht, mit einem meist weißen Kopftuch gebunden. Ein Ende der Schleife dieses Tuches erscheint über der Schulter, der Rest ist am Rücken sicht-

1 Es ist nämlich möglich, daß diese kleine Büste eine Frau darstellt.

bar. Kleidung und Bewaffnung ist von größtem Interesse. Die Tracht besteht aus einem nach links schließenden Waffenrock und nach unten sich verengenden Beinkleidern. Weiße oder farbige Schuhe vervollständigen die Kleidung. Die Bewaffnung besteht in einem langen, geraden Schwert mit Kreuzgriff und Pilzknauf und mehreren Dolchen, die am Gurt getragen werden. Das Schnupftuch (fazzoletto) wird regelmäßig getragen. Der Waffenrock ist ausgezeichnet durch die große Kragenklappe, die am Brustteil der rechten Seite des Rocks angebracht ist. Er ist aus den reichsten gewebten oder bestickten Stoffen hergestellt und an Ärmeln und Rockschößen mit einer breiten äußeren und einer schmäleren inneren Schmuckborte besetzt. An der Klappe ist die äußere Schmuckborte — die innere fehlt hier — bandartig verlängert. Ohne Zweifel ergriff man dieses Band, wenn man den Rockausschnitt schließen wollte und legte die Klappe auf die Brust zurück. Vielleicht führte man es dann um den Hals und knöpfte oder hakte es so an, daß es eine Art Stehkragen bildete. Unter dem Rock wird ein weißes Unterkleid mit dunkler Schmuckborte am Oberrand getragen.

Ungemein farbenprächtig und reich gemustert sind die Stoffe. Aber diese Musterung ist nur bei einigen der Ritter erhalten. Sie besteht häufig in den beliebten sassanidischen Perlenmedaillons, höchst merkwürdigen, von Strahlen umgebenen kleinen Kreuzen und auffallenderweise aus jenen Figuren, die uns von dem französischen Kartenspiel her wohl bekannt sind. Wir haben Trèfle, Pique und Coeur, letzteres mit einem Kreuz darauf, gefunden (Taf. 11).

Eigentümlich ist das Beinkleid; es scheint eine nach unten sich verengende, am Fuß mit Leder (?) besetzte Reithose zu sein, welche an der Innenseite des Beines, etwa vom Oberteil der Wade an, mit andersfarbigem Tuch oder Ledereinsätzen verstärkt ist oder aber, es werden weite Beinkleider getragen, über die man zum Reiten engere, einzelne Hosenbeine anzog, die etwa mit Bändern am Hosenbund befestigt wurden.

Europäisch anmutend[1], wie die Tracht, ist auch ein Teil der Bewaffnung. An dem aus metallenen Scheiben bestehenden, vorn durch eine metallene Haken- und Ösenvorrichtung geschlossenen Rittergurt hängt ein großes, gerades Schwert mit Kreuzgriff und dunkler Scheide. Das große Ortband ist weiß. Der unverhältnis-

---

1 Vergl. hierzu das bei E. Wasmuth A. G. erschienene Buch des Malers M. Tilke „Studien der Entwicklungsgeschichte des orientalischen Kostüms"; es ist ein in seiner Weise einzigartiges, sehr zu empfehlendes Werk.

mäßig lange Griff endet in einer Art Pilzknauf. Der Dolch ist eine messerartige Waffe mit weißem Griff und schwarzer oder hellfarbiger Leder-(?)scheide, die mit zwei Vorsprüngen mit Ösen für Tragbänder versehen ist. Es ist eine wohlbekannte, persisch-skythische Form. Dieser Dolch wird wagerecht getragen. Rechts hängt ein ganz ähnlicher Dolch senkrecht vom Gürtel herab, an ihm oder neben ihm hängt ein weißes oder farbiges Taschentuch.



Abb. 7. Rittergruppe (nach Grünwedel).

Tracht und Bewaffnung dieser Ritter wird von Grünwedel kaukasisch genannt, sie ist aber vielmehr sassanidisch, wie Abbildungen auf sassanidischen Silberschalen beweisen (Taf. 45). Tracht und Bewaffnung dieser Ritter hat allerhand Beziehungen zu europäischen Belangen, auf die ich im Schlußkapitel zurückkommen werde.

Da die Gruppenbilder in der Photographie nicht gut zu studieren sind, lege ich die Wiedergabe einer Pause bei, die Prof. Grünwedel 1906 an Ort und Stelle angefertigt hat. Sie läßt die Einzelheiten der Tracht und Bewaffnung klarer erkennen.

War es nun mißlungen, hier einige der künstlerisch und religionsgeschichtlich bemerkenswerten Deckengemälde zu retten — ich sage absichtlich zu retten, denn alle Gemälde, die nicht von uns und ähnlichen Unternehmungen europäischer Völker geborgen werden, gehen unweigerlich zu Grunde!! — so hatten wir mehr Glück in dem weiter nach Osten gelegenen Tempel „mit dem Musiker-Fries“ (Taf. 10 u. 13).

Neben diesem schönen Tempel lag eine andere Höhle, das sog. „Kloster", deren bis auf geringe Reste durch Absturz zerstörte Vorhalle den Rest einer Kassettendecke antiker Art zeigte. Die Kassettendecke kommt in diesen Tempeln zuweilen vor. Sie ist das einzige Element antiker Bauweise, die wir gefunden haben: die Architektur folgt sonst immer iranischen oder indischen Vorbildern. Chinesische Einflüsse fehlen in der Architektur ebenso vollkommen wie in Skulptur und Malerei der älteren Zeit. Sie beginnen in diesem Lande anscheinend erst um 700 n. Chr.[1].

Auf dem Türsturz (Unterseite) unserer Höhle sind einige Scheiben aufgemalt (Hauptfarbe Ultramarin!), die ich für eine gemalte Nachbildung der antiken Kassettendecke halte. Gemalte Nachbildungen der komplizierten, ursprünglich aus einem System aufeinandergelegten Balkenvierecke bestehender „Laternen"-Decken haben wir ja oftmals in den östlichen Siedelungen gefunden.

Abb. 8. Höhle mit dem Musikerfries (nach Grünwedel).

Hier sehen wir eine in den Stein gehauene Kassettendecke neben einer gemalten.

Ich gebe hier eine Wiedergabe des Gemäldes über der rechten Wand (Taf. 13).

Der Musikerfries (Taf. 13) zeigt in indischen Bogen immer je ein paar Götter, die auf sehr interessanten Musikinstrumenten spielen.

Darüber läuft der horizontale Fries, von dessen innerer Kante das Gewölbe sich erhebt. Er stellt einen Fluß oder Teich dar, der von Wassertieren belebt ist (Taf. 13).

Die Malereien des Gewölbes waren zum Teil sehr gut erhalten und bestanden in der Hauptsache aus Reihen von schematischen Darstellungen von Berglandschaften, in denen Wiedergeburtslegenden geschildert sind; Erzählungen von guten Handlungen, mit Selbstaufopferung zugunsten anderer verknüpft, durch die die

1 Es ist behauptet worden, daß die schweren Dächer der chinesischen Bauten mit ihren seltsamen, nach oben umgedrehten Ecken auf eine Nachahmung des Zeltes mit aufgeschürzten Seitenwandungen zurückgehen dürften. Es scheint aber näher zu liegen, sie mit den in Südasien gebräuchlichen Strohdächern in Beziehung zu bringen. Diese Dächer sind an den Enden in die Höhe gebunden in einer Art, die ihnen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der chin. Dachform verleiht.

betreffende Person sich das höchste Verdienst erwirbt. Es sind gemalte Traktätchen, die handgreiflich suggestiv dem Beschauer die Mahnung einschärfen sollen: „Gehe Du hin und tue also!"

Es sind wohlbekannte buddhistische Legenden. Grünwedel hat einige nachgezeichnet; sie mögen hier zum besseren Verständnis der Photographie des Deckengewölbes eingeschaltet werden.

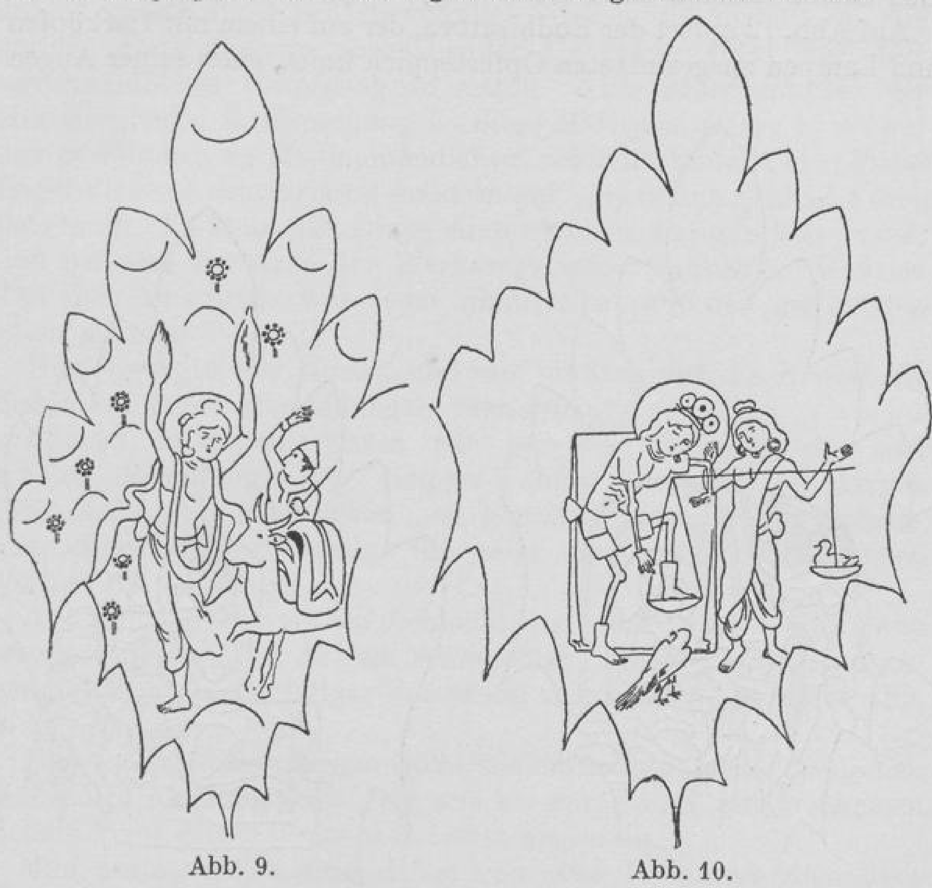


Abb. 9. Abb. 10.

Abb. 9 (in der Photographie oben rechts) in der dunkeln (nächtlichen) Berglandschaft, zeigt den Bodhisattva (künftigen Buddha oder Erlöser) wie er mit flammenden Händen dem verirrten Kaufmann mit seinem Lastochsen den Weg aus der Wüste weist.

Abb. 10 ist die berühmte Erzählung vom Bodhisattva, der, um eine gefangene Taube aus den Fängen eines Falken zu retten, dem Rauvbogel zunächst soviel von seinem eigenen Fleische zusagte, als das Gewicht der Taube beträgt. Er schneidet sich das Fleisch von seinen Schenkeln — die Darstellung ist von großer Einfalt! — als es aber gewogen wird, genügt es nicht, um das Gewicht der Taube aufzuwiegen! Er tritt also selbst in die Schale

der Wage, die nun herabsinkt und rettet die Taube durch seine Hingabe.

Abb. 11 schildert den frommen König Visvantara, der seinen kostbaren Besitz, dann seine Frau, zuletzt seine Kinder den heiligen (und habgierigen) Brahmanen schenkt, um Verdienst zu erwecken. Das Bild behandelt die Fortführung der jammernden Kinder.

Auf Abb. 12 opfert der Bodhisattva, der auf einem mit Tierköpfen und Lampen ausgestatteten Opferteppich kniet, eines seiner Augen

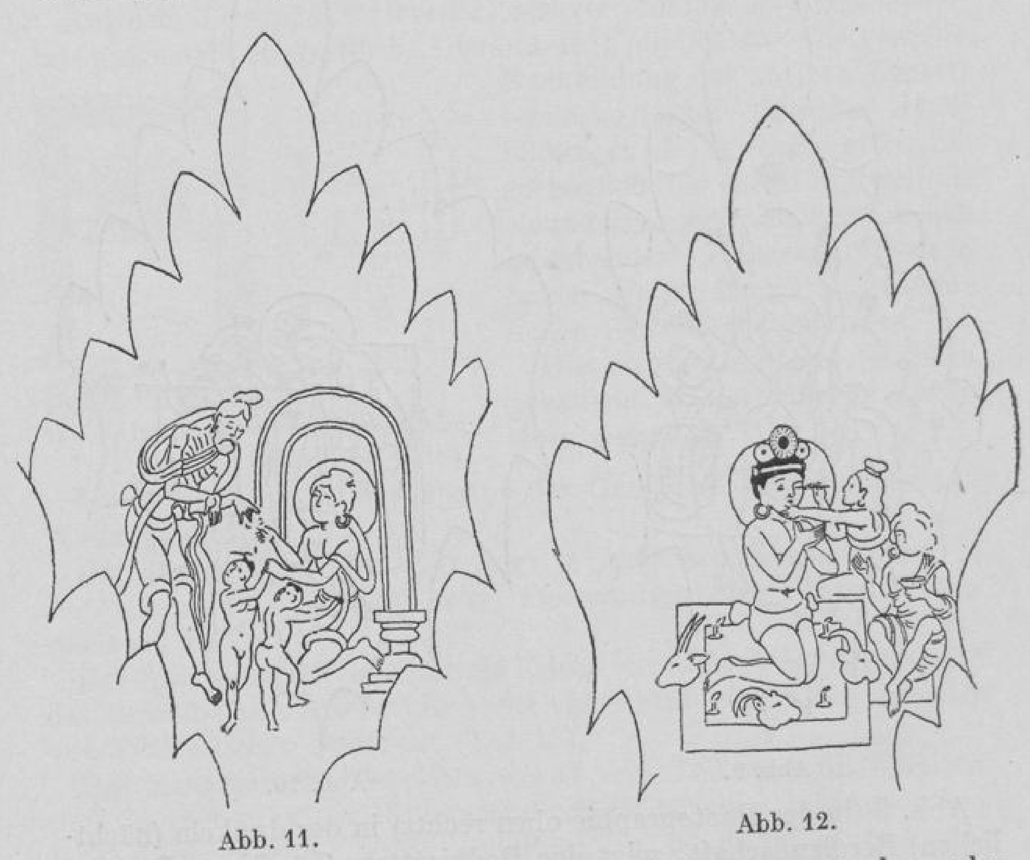


Abb. 11. Abb. 12.

einem Brahmanen, der im Begriff ist, es ihm auszustechen oder auszuschneiden. Der Verlauf der Legende ist mir unbekannt.

Diese kleinen Gemälde sind koloristisch außerordentlich schön. Die Hauptfarben sind schwarz, weiß, ultramarinblau und ein sehr schönes Grün (Frage: Ultramarinblau mit chromgelb gemischt?).

Eine ganze Anzahl dieser Berglandschaften konnte gerettet werden und ziert jetzt unser Museum.

In einer der merkwürdigen Höhlen mit „Laternendach" war dieses Dach mit exquisiten Malereien verziert.

Neben einer sehr schönen Ornamentik, (Taf. 14) die, wenn ich nicht irre, auch spätägyptische Motive aufweist[1] ist der doppelköpfige Adler, mit einer Schlange im Schnabel, der in den Dreieckflächen wiederkehrt, von großem künstlerischem Interesse.

Bartus hat diese Malereien genau untersucht. Wir waren sehr darauf erpicht, diese außergewöhnlich schönen und im Stil von den übrigen Darstellungen abweichenden Deckengemälden vor dem unvermeidlichen Untergang zu retten. Aber leider erlebten wir hier eine herbe Enttäuschung — diese Malereien waren nicht auf den gewöhnlichen, oft daumendicken, schlimmstenfalls aber kleinfinger-dicken Lehmverputz, sondern auf eine dünne Schicht Stuck aufgemalt, die kaum die Dicke eines mäßigen Pappdeckels besaß, und bei dem Ansetzen der Werkzeuge sofort splitterte. Und ein Teil der Ornamente war sogar unmittelbar auf den geglätteten Stein gemalt!

Hier versagte alle Kunst, und wir mußten auf die Erwerbung dieser kostbaren Darstellungen verzichten.

Ebenso enttäuscht waren wir bei dem Versuch, die sehr schöne Bemalung der Kuppel eines Tempels zu bergen (Taf. 14). Sie war zwar auf gewöhnlichen Verputz gemalt, aber dieser war zu rissig, um seine Entfernung ohne großen Verlust zu gestatten.

Am Eingang zur großen Schlucht, auf dem rechten Ufer, war an einer Stelle (Taf. 12) ein senkrechter, von Menschenhand zugeschnittener, pfeilerartiger Vorsprung zu erkennen. (Auf der Abb. links.)

Hier wurden auf derselben Höhe, wie die der am tiefsten gelegenen Höhle der Nachbarschaft (sie war bis zur Hälfte mit trockenem Schafdünger gefüllt!) ein paar Leute angestellt.

Man hatte dort in einer Höhe von etwa 18 Metern über dem Bachbett die steile Bergwand ungefähr 11 Meter hoch mit dem Meißel geglättet. so daß eine riesige Nische von etwa 24 Meter Länge bei einer (heutigen) Tiefe von etwa 1,50 m entstanden war. Diese Nische war durch eine steile Trümmerwand halb verdeckt, der stromabgelegene, behauene Eckpfeiler ragte aber etwas aus dem Schutt hervor, und sein Anblick veranlaßte zu

1 Grünwedel hat dankenswerter Weise die Malereien dieser Decke farbig kopiert und sie in seinem Buch „Buddhist. Kultstätten“ farbig veröffentlicht.

Die Grundfarben sind hellbraun und hellgrün; schwarz und weiß, hellblau und dunkelblau, und hier und da ein wenig hellkarmin, treten in der Ornamentik auf. Die Wirkung ist außerordentlich gefällig.

einer Grabung, die, nicht ohne Gefahr für die Grabenden, bald die Nische freilegte.

Statt der erwarteten Höhlentempel fand sich aber nur eine Reihe, oder Reste einer Reihe, etwa 1,20 Meter hoher, 60 cm breiter und 60—80 cm tiefer rechteckiger in den Stein geschnittener Behälter vor. Ihre Innenwände waren mit geweißtem, schmucklosen Verputz bekleidet. Über dem oberen Teil der Türöffnung war überall ein beschädigtes, aus Lehm geformtes Ornament angebracht das die Form etwa eines spitzigen Dreiecks oder eines Pipalblattes gehabt haben muß und Spuren roter Bemalung zeigte. Diese Behälter bildeten eine Reihe in etwa 1,30 m Höhe vom Boden der großen Nische.

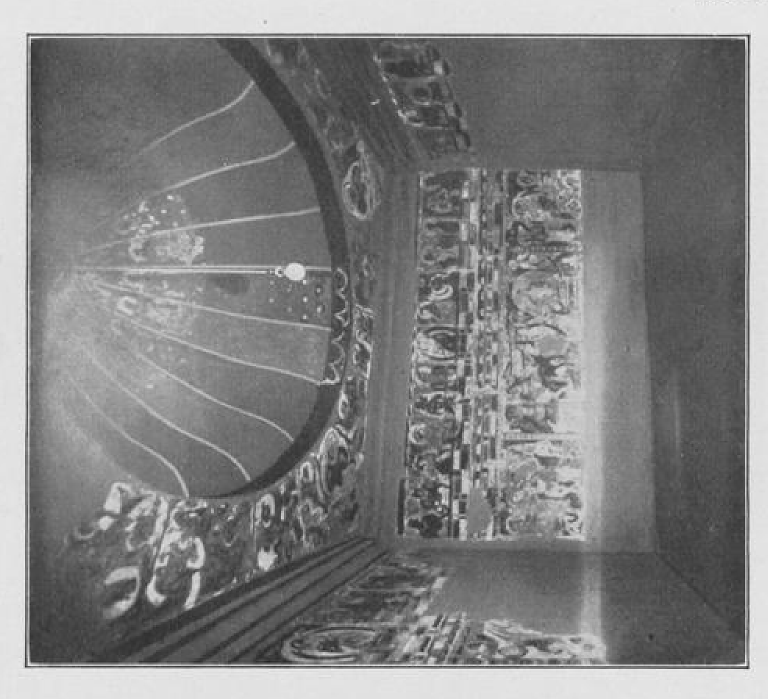
Wir fanden noch vier vor, die übrigen waren durch Absturz der Felswand zerstört. Sie waren geöffnet und ihres Inhaltes beraubt worden.

Einen verschlossenen Behälter dieser Art fanden wir aber noch, nämlich den ersten der Reihe am stromauf gelegenen Ende, in der Ecke, die die Rückwand der Nische mit dem jetzt abgestürzten Eckpfeiler dieser Seite bildete. Das Ornament über der Tür war zerstört, die Öffnung mit breiten Stücken innen und außen geweißter Verputzplatten verschlossen. Bei Entfernung dieses Verschlusses stellte sich heraus, daß die innere Decke des Behälters eingestürzt war. Die Felsstücke waren auf einen in der Nische bodenaufwärts gestellten starken irdenen Topf gefallen und hatten ihn zusammengedrückt. Bei vorsichtiger Entfernung der faustgroßen Steinstücke und der Topfscherben kam eine merkwürdige Holzschachtel zum Vorschein. Sie war gefüllt mit Resten verkohlter Menschenknochen, die in ein Stück rosarot gefärbten dünnen Leders eingeschlagen war.

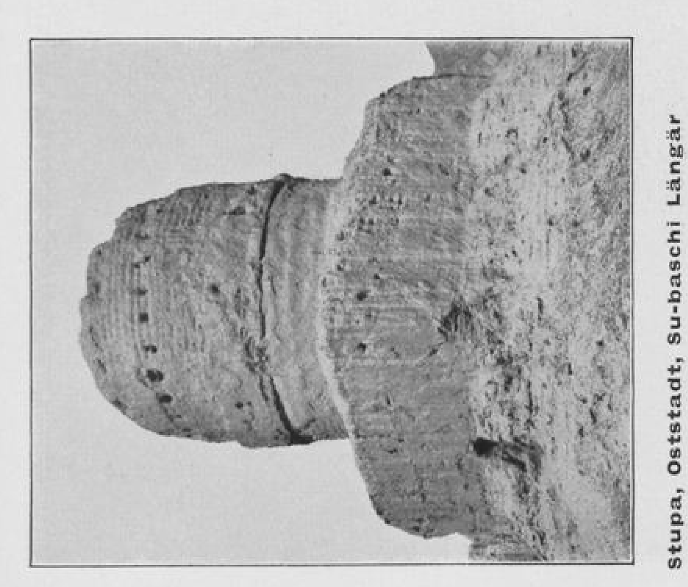
Die Anlage war augenscheinlich ein Bestattungsort für die Leichenbrandreste vornehmer oder frommer Leute.

Die Holzschachtel hat die Form der Reliquienbehälter, die auf den Bildern der Reliquienverteilung häufig in den Händen der auf der Stadtmauer versammelten Götter vorkommen. Die Form ist heute noch in Indien für Schachteln profaner Verwendung in Gebrauch. Unser Stück ist, Schachtel wie Deckel, aus je einem Stück weichen Holzes gedrechselt. Es ist mit grellgelber Farbe bemalt und, auf diesem früher leuchtenden Hintergrunde befinden sich die interessanten Malereien, die wir studieren wollen.

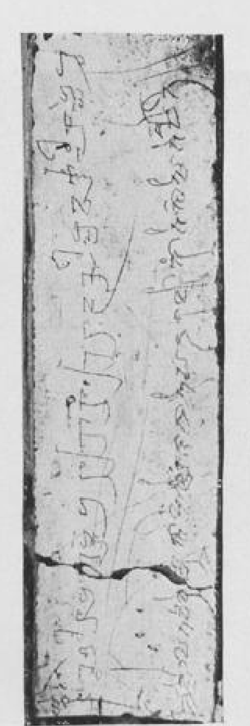
Der Körper der Schachtel ist mit 6 Reihen Wellenlinien (Darstellung einer Berglandschaft?) mit starken Ausbuchtungen in grauer Farbe bemalt, so zwar, daß alle nach oben gerichteten wie



Aufbau der „Pfauenhöhle" im Museum für Völkerkunde, Berlin

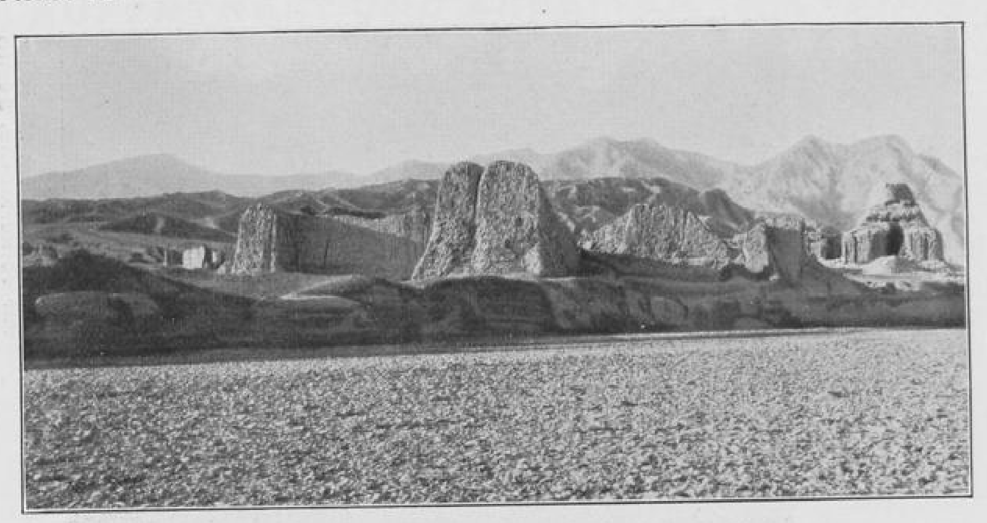


Stupa, Oststadt, Su-baschi Längär

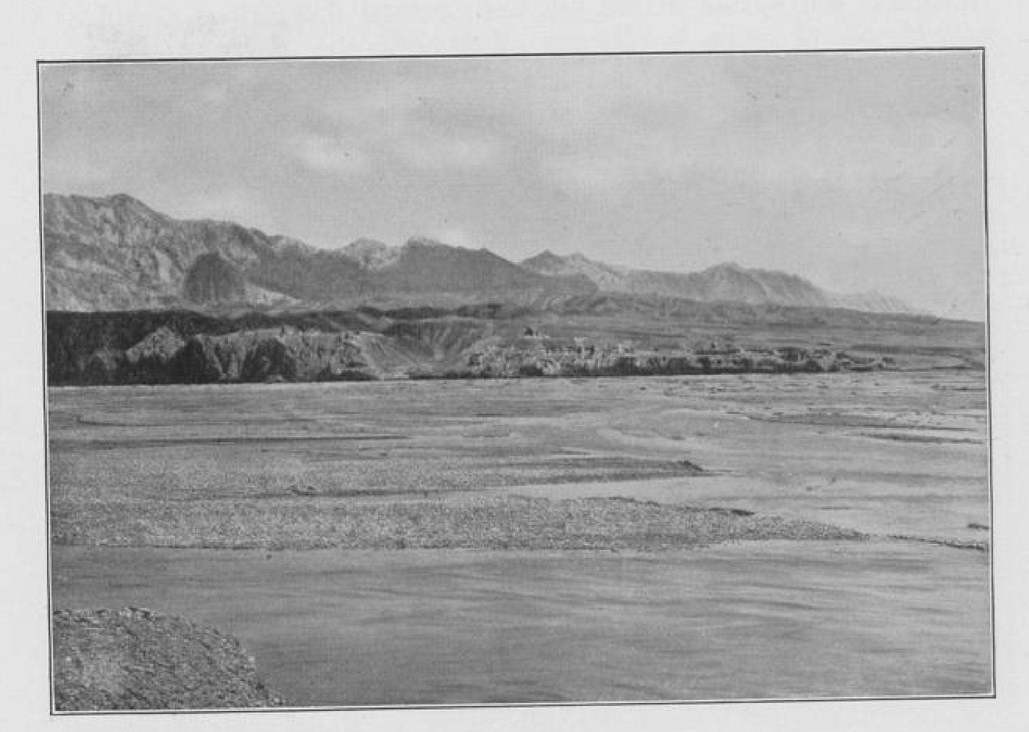


Inschrift, Su-baschi Längär

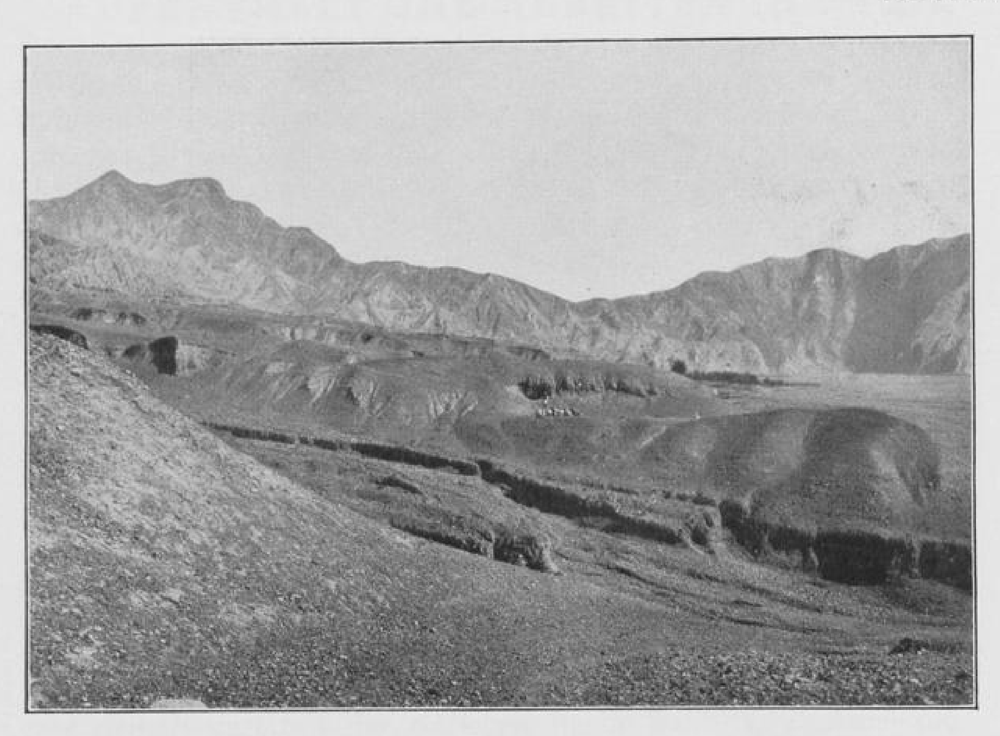
Tafel 18



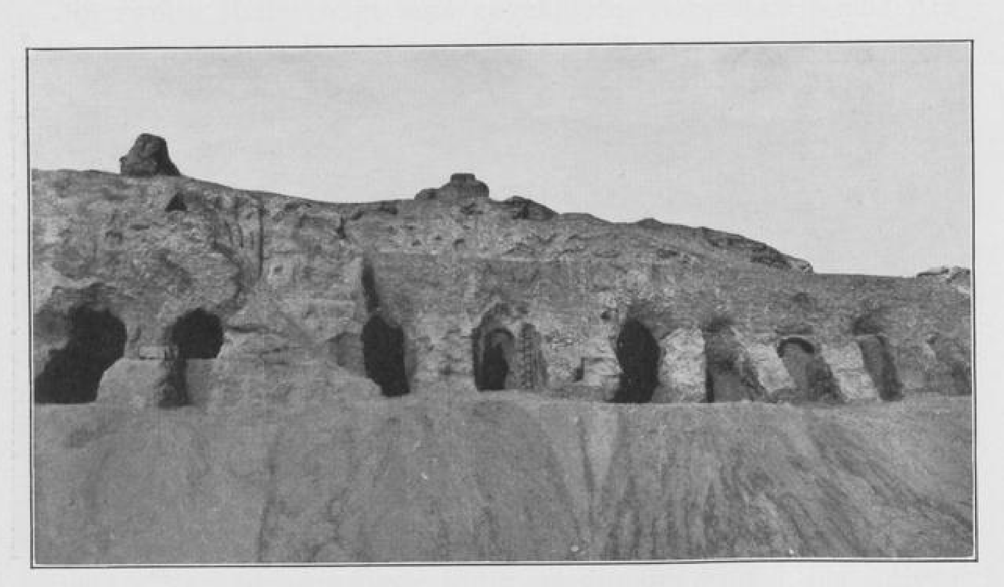
Festung und Stupa, Weststadt, Su-baschi



Oststadt, Su-baschi

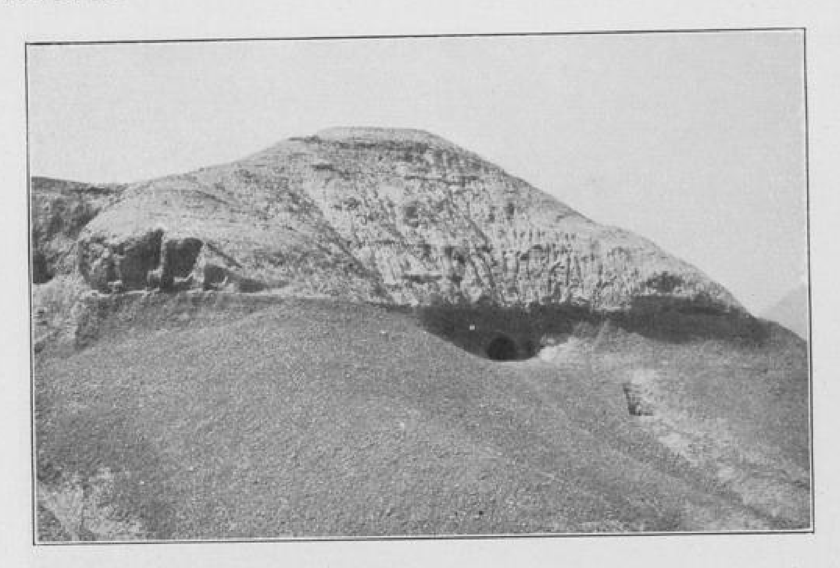


Höhlentempel, ungeöffnet, Su-baschi

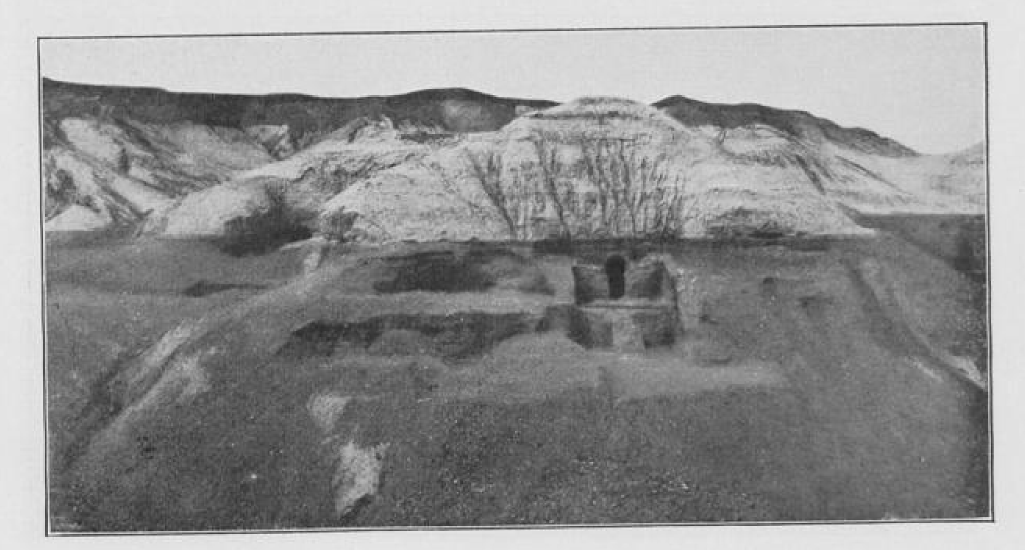


Derselbe, geöffnet

Tafel 20



Tempel, ungeöffnet, Atschigh-Iläk



Derselbe, geöffnet

alle nach unten gerichteten Buchten übereinander zu stehen kommen. Die nach oben ausladenden Buchten sind auf dem Oberrand mit je vier oder fünf senkrecht nach oben gerichteten kurzen Strichen verziert. Am Ansatz des aufsteigenden und des absteigenden Astes sind je zwei gekrümmte Zierstriche angebracht, die sich nach unten und nach der Seite richten. Die nach unten ausladenden Buchten tragen je 4—5 nach unten gerichtete Zierstriche, sie entbehren der seitlichen Ornamente.

Neun ebensolche Reihen einfacher Mäanderlinien laufen quer über den Deckel. Eine einzelne solche Linie umfaßt den senkrechten Deckelteil. Die Ausbuchtungen dieser Linien bilden also auf der Schachtel im ganzen zwanzig senkrecht übereinander geordnete Reihen von Feldern, in denen merkwürdig stilisierte, an die Tiere unserer Heraldik erinnernde Geschöpfe ihr Wesen treiben. In jeder der senkrechten Felderreihen erscheint ein Tierbild in regelmäßigem Turnus. Alle diese Malereien sind in zwei Farben ausgeführt, in Silbergrau und einem sehr matten weißlichen Rot.

Die Mäanderlinien mit ihren Buchten und Zierstrichen sind silbergrau gemalt und mit der rötlichen Farbe konturiert. Auch die Tiere sind in diesen zwei Farben gemalt, und zwar herrscht in der einen Bildreihe die mattrötliche, in der anderen die silbergraue Farbe vor. Die erste der senkrechten Reihe (auf der Abbildung ganz links vom Beschauer) besteht aus acht stilisierten Hirschgestalten; sie sind mattrötlich gemalt, mit einigen silbergrauen Tupfen.

Die zweite Reihe zeigt eine abgekürzte Tiergestalt, eine Art Raumfüller in Gestalt etwa einer hakenartig gewundenen Schlange. Die Körperlinie ist silbergrau mit mattrötlichen Konturen.

Die dritte Reihe enthält Figuren von Löwen; sie setzen sich zusammen aus einer s-förmigen silbergrauen Körperlinie und den mattrötlich gemalten Gliedern. Der Kopf mit dem aufgerissenen Rachen ist zurückgewandt, der Schweif erhoben und nach vorn über den Körper zurückgeschlagen, die Beine sind zum Sprung gekrümmt.

In der vierten Reihe erscheint ein schwer zu bestimmendes Geschöpf (rötlich, mit gewundener silbergrauer Körperlinie), es soll vielleicht eine Schlange sein. Dieser Typ kehrt in der sechsten Reihe wieder. Aber auch dort ist nur die Körperlinie mit einer rötlichen Umrandung zu erkennen. Die Tiergestalt der fünften Reihe ist auf dem Original am besten zu erkennen. Es ist die Darstellung eines geflügelten Löwen in Angriffstellung mit geöffnetem Rachen. An dieser Figur ist nur der Flügel, bei einigen

das Auge und ein Tupfen auf dem Oberschenkel des Hinterbeins in grau ausgeführt.

Die siebente Reihe bringt wieder die Hirschgestalten, die achte die Geschöpfe der vierten Reihe. Hier möge die Aufzählung der 20 Buchtenreihen folgen, eine jede mit dem Namen des darin enthaltenen Geschöpfes bezeichnet. Sie beginnt mit der Hirschreihe, am Rande links vom Beschauer.

1. Hirsch, 2. Raumfüller, 3. Löwe rückwärts gewendet, 4. Schlange, 5. Flügellöwe, 6. Schlange, 7. Hirsch, 8. Schlange, 9. Löwe, 10. Schlange, 11. Flügellöwe, 12. Schlange, 13. Hirsch, 14. Schlange, 15. Löwe rückwärts, 16. Schlange, 17. Flügellöwe, 18. Schlange, 19. Löwe rückwärts, 20. Raumfüller.

Auf der Seite des Deckelrandes wiederholt sich dieselbe Anordnung. Auf der Fläche des Deckels stehen folgende Reihen, links vom Beschauer beginnend.

1. Löwe rückwärts, 2. Hirsch, 3. Flügellöwe, 4. Hirsch, 5. Löwe rückwärts, 6. Hirsch, 7. Flügellöwe. Die Schlange fehlt hier.

Unseres Erachtens soll dies gelb bemalte Holzgefäß eine kostbare Leichenbrand-Urne aus Bronze oder Messing mit Gold- und Silberverzierungen nachahmen. Wie schon erwähnt, ist die Form des Gefäßes indisch, sie kommt später, in glasiertem Ton ausgeführt, in China vor, wo sie durch den Buddhismus eingeführt wurde. Die Form der Tiergestalten möchten wir als der hellenistischen Kunst Vorderasiens zugehörig betrachten.

Um diese Zeit kam plötzlich eine große Aufregung in unser abgeschlossenes Tal. Es hieß, eine Anzahl revolutionären Mordgesindels sei am Ostende, wo ein überaus schwieriger und nur für Fußgänger überschreitbarer Paß den Zugang ermöglicht, in das Tal eingedrungen und wolle unser Lager überfallen. Obwohl ich noch sehr schwach war, sammelte ich unsere Leute, Bartus führte eine Abteilung, ich die andere, und so unternahmen wir eine große Streife.

Nichts ist passiert; wir sahen keine Banden. Ein einziges jämmerliches Männlein wurde von den Kyziler Bauern, die auf eigene Faust nach den Räubern fahndeten, eingefangen; er gestand, daß er und drei oder vier andere aus bitterer Not bei uns hätten stehlen wollen. Dieser arme Teufel bekam von den Bauern tüchtige Prügel, von mir eine kräftige Mahnung und eine kleine Geldspende, die ihn über die Not der nächsten Wochen forthelfen sollte. Er wußte nicht, wie ihm geschah und lief heulend, wegen der Prügel, und Segenswünsche stammelnd, wegen des Geldes, schnurstracks davon.

Ich unternahm einige Grabungen, die gegen früher nur mäßige

Erfolge ergaben, obwohl einige ganz neue Höhlen aufgedeckt wurden. Aber es wurden doch noch interessante Statuetten, einige Manuskripte, Münzen und besonders Scherben von glasierten Tongefäßen gefunden. Einige Bruchstücke von dickwandigen Tonschalen erfreuten mich besonders: sie zeigten rein antike Ornamentik den „laufenden Hund", die Palmette usw.

Es galt aber besonders, die wertvollen, aufschlußreichen Wandbilder zu retten, die Grünwedel 1906 zwar gezeichnet hatte, zu deren Mitnahme er aber, des Zeitverlustes halber, nicht bewegt werden konnte.

Es wurden daher nun die Hippokampenhöhle mit ihren kostbaren alten Bildern und besonders die Höhlen der 2. und 3. Anlage in Angriff genommen.

Wir mußten wieder unsere Kisten selber machen. Drei „mū-ğang" oder Zimmerleute wurden von Kutscha verschrieben, Holz wurde importiert, Nägel herbeigeschafft (die kleinere Größe kostete M. 7,50 das Pfund!!) und in nicht zu langer Zeit waren 80 Kisten der gewünschten Art hergestellt.

An Packmaterial fehlte es nicht. Bei Kyzil wurde Flachs in Menge gebaut, des Samens halber, nicht der Faser, die zu gewinnen und zu verwenden man noch nicht gelernt hat. Dieses Stroh ist das beste Packmaterial, denn die in den Stengeln ruhenden Fasern verhindern die Zerreibung, die bei dem sonst üblichen Packmaterial, dem Laube der Iris dzungarica und dem gemeinen Rohr der Niederungen, sehr schnell einzutreten pflegt.

Ganz ungewöhnlich interessante Bilder wurden noch aus der sog. „Maya Höhle" der 3. Anlage geborgen.

Ein riesiges Gemälde aus der Rückwand des hinteren Korridors (es ist soeben im Museum zur Aufstellung hergerichtet worden) stellt die Verbrennung der Leiche des Buddha dar.

Er liegt, in ägyptischen Mumienbinden, in seinem Sarg, aus dessen Deckel Kopf und Schwanz eines Drachen hervorschauen[1].

Hinter dem Sarg erhebt sich ein Balkon mit dem berühmten buddhistischen Gitter (railing). Hier halten sich die trauernden Freunde des Buddha auf, alle in anachronistischer Weise in die sassanidische Landestracht gekleidet. Wahrscheinlich sind die einheimischen Fürsten hier abkonterfeit, gewissermaßen als Kompliment. Beim Tode und bei der Verbrennung des Buddha waren natürlich nur Inder zugegen.

---

1 Vgl. hierzu den betr. Passus im Endkapitel.

Diese „Tocharer“ gehörten, nach allem, was wir sehen können, unter den Sammelbegriff der (europäischen) Skythen.

Von den Trauernden, von denen besonders die Frauen durch ihre verzweifelten Stellungen unmäßigen Kummer bekunden, sind drei Männer besonders auffallend. Sie zerfleischen sich



Abb. 13. Trauernder „Tocharer“, sich die Stirnhaut zerschneidend (nach Tilke).

nämlich mit ihren, merkwürdigerweise grün gemalten Dolchen, Stirn oder Brust; ein Ausdruck der Trauer, der nach Herodot bei den skythischen Völkerschaften Südosteuropas und den angrenzenden asiatischen Landschaften üblich war.

Was die grüne Farbe der Dolchklingen angeht, so wird es nicht zulässig sein, an patinierte Bronze zu denken. Im Türkischen, und ich glaube auch im Chinesischen, gilt dasselbe Wort im täglichen Leben zugleich für blau und für grün. Der Maler kann sich also hier die Farbe gewählt haben, die ihm grade einfiel — blau oder grün.

Aufenthalt in Kutscha
Arbeiten in Subaschi Längär
Aufenthalt in Kirisch

Da die Darmstörungen auch jetzt noch durchaus nicht weichen wollten und die Belästigung und besonders der Kräfteverlust mich mißmutig machten, beschloß ich, die Niederung am Muzart zu verlassen und höher ins Bergland vorzudringen, wo die beiden großen Siedelungen von Su-baschi Längär mir mit glühenden Farben beschrieben worden waren.

Ich entschloß mich um so leichter zu diesem Schritt, als der mäßige Erfolg der Grabungen nach Handschriften den schlagenden Beweis dafür erbrachte, daß wir im Jahre 1906 hier gute Arbeit geleistet hatten.

Für Bartus war noch reichliche Arbeit vorhanden, wir hatten uns bereits über die herauszuschneidenden Bilder geeinigt, auch über jene, deren Standorte an schwer zugänglichen Felsenklippen ich in meinem Schwächezustand aufzusuchen nicht imstande war, und ich wußte, daß ich dem zuverlässigen Manne freie Hand lassen konnte.

Ich ritt daher am 8. August abends nach Kutscha, wo ich bei Isa Chan wieder meine schönen Zimmer bezog.

Beim Eintritt war schon ein kleines Abenteuer zu verzeichnen. Isa und einige seiner Leute waren mir einige Kilometer entgegengeritten. Als wir in die Nähe des Bazars kamen, strömten aus kleinen Gäßchen in der Nähe der Zitadelle blaugekleidete, schmutzige und zerlumpte Chinesen dem Bazar zu. Sie hatten lange, breite gerade Messer in der Hand und schrien mit ihren heiseren Stimmen fortwährend „scha! scha!", was, wie ich wohl wußte „töte! töte!" bedeutet. Meine Begleiter erschraken, wir drehten um und gallopierten um die Stadt zu Isa Chans Haus, wo wir eine Menge der Türken aus Taschkent und Andidschan versammelt fanden.

Das chinesische Gesindel — ich habe selten so scheußliche vertierte Kerle gesehen! — hatte uns wenig Aufmerksamkeit gewidmet, und es stellte sich bald heraus, daß die Unruhen durch ein Gerücht veranlaßt worden waren: es hieß, einer der früheren Beamten der Mandschu-Dynastie sei in einem Versteck entdeckt worden; solch einen einzelnen, wehrlosen Menschen in Stücke zu hauen, wäre dem schauerlichen Gesindel ein Fest gewesen.

Der Tong-nung beruhigte seine Anhänger schnell, und in kurzer Zeit herrschte wieder Ruhe.

Später wurde das Verhältnis der Andidschantürken zu den Revolutionären getrübt, und ein grämlicher alter Kavallerieoffizier aus Hu-pe, namens Schiä Darin, erging sich in Todesdrohungen gegen Isa Chan und uns. Wir haben aber im November, kurz vor unserer Abreise, diesen Mann eingeladen: der „Sam-pin-djo“ (Champagner) schmeckte dem alten Herrn vortrefflich, und wir sind schließlich ganz freundschaftlich auseinandergegangen.

Der Ritt nach Kutscha war mir schlecht bekommen — es war immerhin wieder eine verlorene Nacht — und ich mußte mich legen, um den verpaßten Schlaf wieder einzuholen.

Es war der Fastenmonat (Ramazan) der Muhammedaner, und als ich spät nachmittags erwachte, hörte ich unter meinen Fenstern eine sonore Stimme den Koran rezitieren. Als ich herabschaute, sah ich die vornehmsten der Andidschaner, alle in ihren besten Kleidern, in Reihe und Glied stehen, während ein würdiger Herr — der Bruder des Aksakal, der ein Kārī oder berufsmäßiger Koranleser war — ihnen den Koran rezitierte.

Es klang mir — ein Araber hätte sich wegen der schlechten Aussprache des Arabischen heftig erzürnt — fabelhaft majestätisch und eindrucksvoll. Einige der Koranabschnitte waren mir bekannt, andere fanden sich, mit Übersetzung, in meiner arabischen Grammatik. Nach Sonnenuntergang hört bei den Muhammedanern das Fasten auf, und während der Nacht darf man essen, trinken und rauchen[1]. Ich wurde eingeladen, am, übrigens sehr festlichen, Abendmahl teilzunehmen und wurde wie ein Fürst geehrt. Man hatte bemerkt, daß ich, auf mein Fensterbrett gelagert, den Rezitationen mit Teilnahme gefolgt war, und als die Leute erfuhren, daß ich sogar manche der vorgetragenen Abschnitte verstehen könne, wurde ich mit einem Male ein doppelt angesehener Mann.

Das größte Interesse war dem ersten Kapitel des Korans gewidmet. Ich mußte den Leuten den Inhalt ins Türkische übersetzen. Es war mir eine Überraschung, zu sehen, daß diese Muhammedaner, obwohl sie diese Worte täglich hersagten, auch nicht die geringste Ahnung von ihrer Bedeutung hatten. Noch mehr aber staunte ich, als, wie aus einem Munde, die drei Klügsten ausriefen: „baschka yok mu?“ „Weiter (steht) nichts (drin)?“

---

1 Wenn der Fastenmonat in die Sommerzeit fällt, ist das Verbot des Trinkens — der Genuß von Tee, selbst von Wasser ist durchaus untersagt! — eine unerhörte Belastung. Kein Wunder daß in diesen unbarmherzig heißen Gegenden die Gläubigen tagsüber verdrießlich und unzugänglich sind.

In dieser Nacht hatten wir ein ziemlich heftiges Erdbeben, das meine Wirte aber wenig erschreckte; es waren derer im Laufe des Frühjahrs mehrere vorgekommen, ohne Schaden anzurichten.

An diesen abendlichen Schmausereien beteiligten sich die Frauen nie — meine Wirte waren Westturkistaner, und in ihrem Lande beobachtet man die Satzungen des Islams weit genauer als in dem glücklicheren Ostturkistan.

Bei den Turfanleuten nehmen die Frauen, die dort nie verschleiert sind, oft an solchen Festen teil.

Gewerbsmäßige Erzähler gibt es angeblich in Kaschghar, Yārkänd und Chotän. Ich habe dort nie einen angetroffen, viel weniger aber in Kutscha oder in Turfan.

Meine Wirte fragten mich, als ich mich nach solchen Erzählern erkundigte, warum ich diese Leute treffen wollte, und als ich sagte, daß ich aus den Erzählungen allerhand Beziehungen zwischen den West- und den Ostländern herauszulesen hoffe, fragten sie, ob ich denn etwa schon solche türkischen Geschichten gesammelt hätte. Ich hatte die von Radloff gesammelten „Proben der Volksliteratur der Türk-Stämme" bei mir, und als ich mich erbitten ließ, einiges daraus vorzutragen, wollte der Jubel nicht enden: ich mußte jeden Abend, während meines kurzen Aufenthalts, den Leuten die Nächte des Ramazan erheitern helfen durch solche Rezitationen. Besonders die Geschichte von den Schingiltak mit dem Pingiltak rief große Freude hervor.

Einige dieser Erzählungen sind derb, aber sie sind voller volkstümlichen Humors. Es hat mir immer Freude gemacht, zu sehen, wie die Leute vor Lachen sich beim Sitzen nach hinten fallen ließen. Die Tränen strömten ihnen über die Wangen.

Einige Proben solcher Erzählungen folgen am Ende dieses Kapitels.

In Kutscha war es sehr heiß und dumpfig, es drängte mich, ins Gebirge zu kommen. Mein alter Diener, Maksūd, war benachrichtigt worden, mich am nächsten Morgen abzuholen, und so ritten wir am 12. August nach Sū-baschi-längär ab.

Maksūd war 1906 ein Beg oder Beamter der chinesischen Regierung gewesen, hatte aber durch die Revolution seine Stelle verloren.

Er war ein schlanker, großer, stattlicher Mann, der trotz seiner 50 Jahre in kühner straffer Haltung ausgezeichnet zu Pferde saß und Ermüdung nicht zu kennen schien. Sein Gesicht zeigte eine der edleren Typen der bei den Landeseinwohnern vorkommenden Gesichtsformen (Taf. 15); es waren Züge, wie sie bei den Pamir-Iraniern häufig sind. Die Kopfform war breit und ungemein hoch, wie es bei fast allen Pamir-Iraniern der Fall ist.

Wenn solch ein Mann seine hohe Mütze abnimmt, was nur durch Zufall oder auf Befehl der Fall zu sein pflegt, so dauerte es eine ganze Weile, bis der Gipfel des Schädels erschien. Er hatte einen braunen Bart, braunes Haar und ebensolche Augen; seine beiden Söhne zeigten abweichende Typen (Taf. 16), der eine, ältere, war ein Mann durchaus europäischen Aussehens mit hellbraunen Augen und braunem Haar; der zweite, von einer anderen Frau, hatte eine Art Buddhakopf und war schwarzhaarig mit mehr ostasiatischen Zügen (Taf. 16). Alle drei waren berühmte Beizjäger, die mich später mit den verschiedenen Arten der Jagd mit Sperber, Habicht, dem Edelfalken und dem Steinadler vertraut machten.

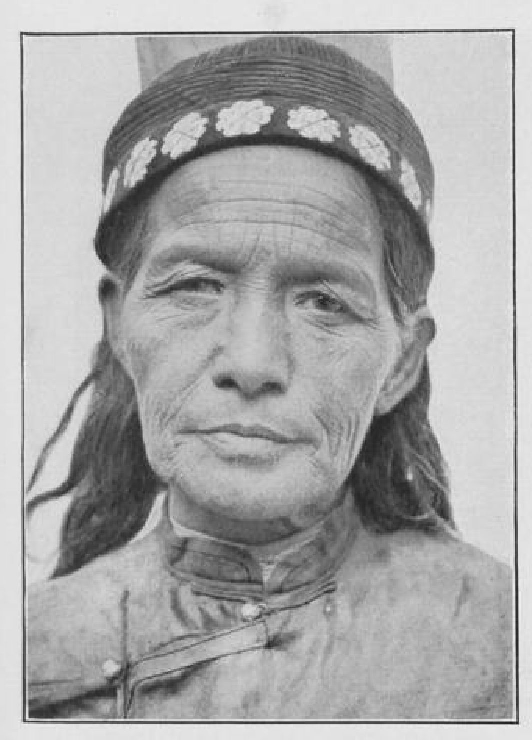
Maksūd war ein auffallend gescheiter und findiger Mann; er verstand es trefflich, aus Tamariskenzweigen ein wundersam üppiges Bett herzurichten, mit ein Paar Töpfen über einem trotz Sturm und Regen schnell entfachten Feuer ein schmackhaftes Mahl herzurichten u. dgl. unschätzbare Künste mehr. Vor allem aber war er merkwürdig durch seine Manieren, die immer gemessen, vornehm, rücksichtsvoll und würdig waren, ohne daß man je empfunden hätte, daß man einen Diener vor sich hatte — er machte immer den Eindruck eines wohlerzogenen, vornehmen Mannes. Seinen Takt kann ich nicht genug loben; als wir nach Kirisch kamen und die wohlhabenden Leute dort sich zunächst weigerten, den Fremden aufzu nehmen, führte er die Verhandlungen mit den widerspenstigen Grundbesitzern mit bewundernswerter diplomatischer Feinheit.

Ob er von den Fehlern seiner Landsleute ganz frei war, weiß ich nicht; mir ist dieser Mann, wie früher der Mīrāb von Luktschun, Mähämmäd Sayyid, stets ein anhänglicher, zuverlässiger Diener gewesen. Ja, in beiden Fällen hatte sich ein freundschaftliches Verhältnis entwickelt, ohne daß jemals die gegenseitige Achtung außer acht gelassen worden wäre.

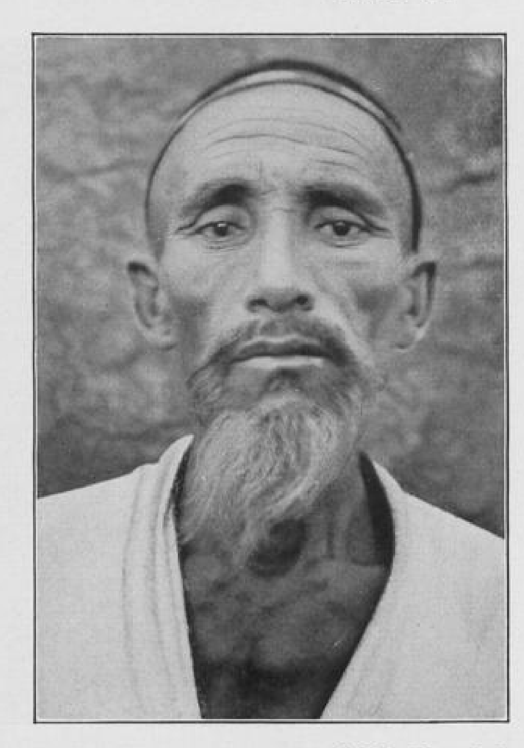
Mit diesem Begleiter begab ich mich auf den Weg. Es war ein stürmischer Morgen; bald begann es zu regnen, und ich konnte mit Erstaunen feststellen, daß in diesem Jahre, in dem sonst fast ganz regenlosen Lande — im Jahre 1906 hatten wir zwischen Anfang April bis Ende September einen einzigen, allerdings heftigen Schauer — Regengüsse mehrmals in jeder Woche niedergingen.

Nachdem wir etwa 12 km in nördlicher Richtung geritten waren, kamen wir an den Kutscha-Fluß, den wir an einer Furt passierten. Der Strom war sehr voll und der Übergang entsprechend schwierig. Maksūd führte aber so gut, daß wir ungefährdet den breiten Strom überschritten.

Hier bot sich ein überraschender Anblick. Das Flußbett war



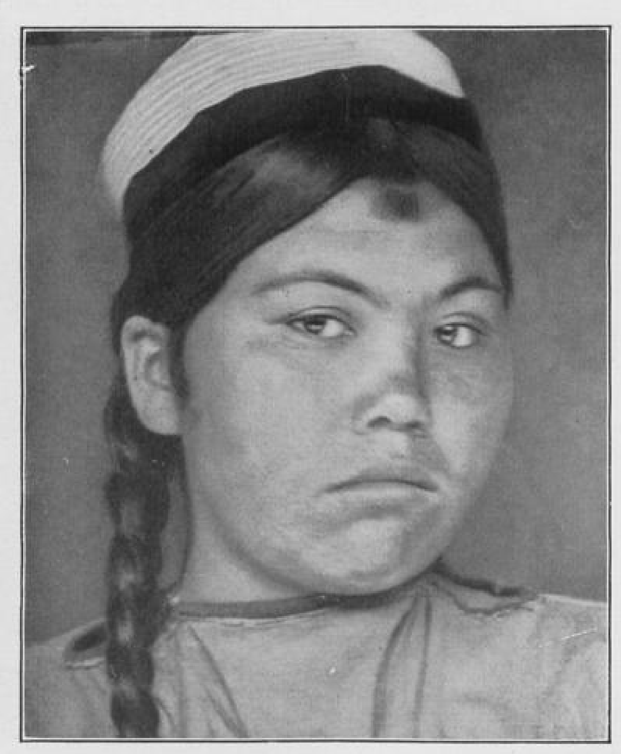
Mutter des Scheich, Kum Aryk



Idris Aksakal



Chalpa Chan, Bäuerin, Kirisch

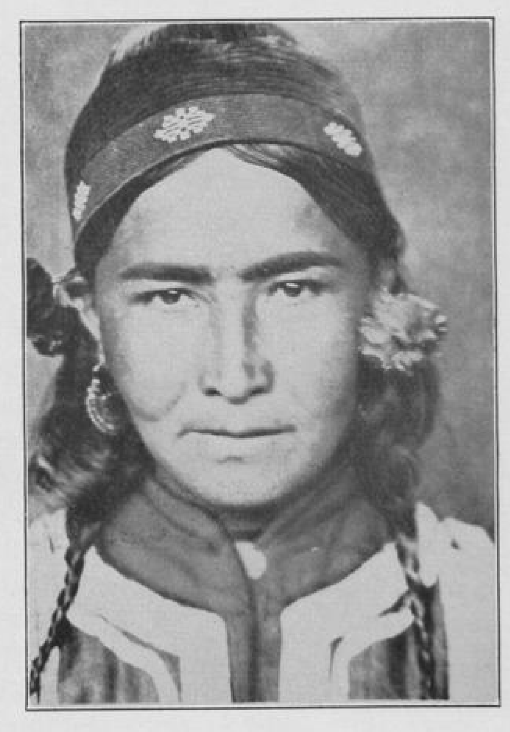


Hafizä Chan, Bäuerin, Kirisch

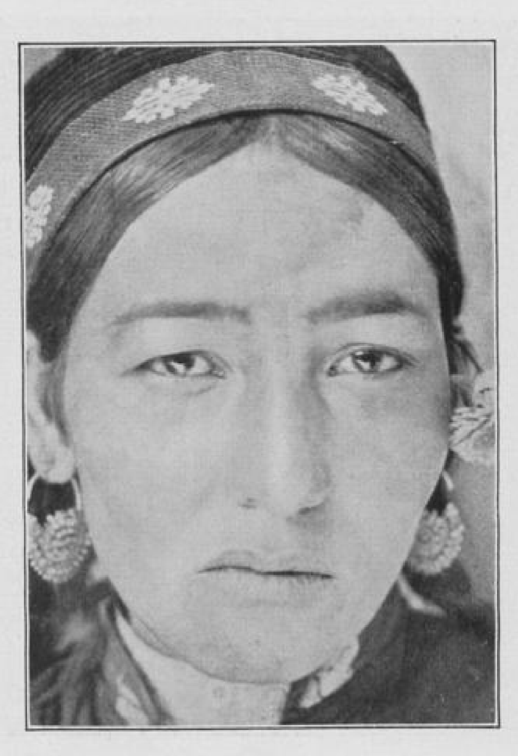
Tafel 22



Haschirä Chan



Gülschadä Chan



Tschong Haschir Chan



Iradä Chan

Bäuerinnen, Kirisch

mehrere Kilometer breit und auf beiden Seiten von steilen Uferklippen eingesäumt. Der Strom lief mit unerhörter Gewalt unter den Klippen des Ostufers, hatten sich aber in mehrere seichtere Arme geteilt, die in raschem Lauf das ungeheuere Schotterfeld durcheilten.

Ich konnte kaum einen Ausruf der Freude unterdrücken, als ich die Ruinen erblickte! Auf beiden Ufern des Flusses waren die Reste von ungeheuren Tempelbauten mit Befestigungen von großer Ausdehnung und Mächtigkeit — ich glaubte schon ein zweites Chotscho entdeckt zu haben und trieb mein Pferd an, um schnell zu dem neuen Flecken zu kommen, wo wir Quartier nehmen wollten.

Weitere 4 km Wegs brachten uns zu diesem kleinen Ort, wo ich sehr ermattet anlangte. Ich mietete ein winziges Häuschen mit einem einzigen Zimmer von einem alten Bauern, dessen Frau, eine freundliche Matrone, durch mein schlechtes Aussehen gerührt, sofort ihren Sohn zum Taubenschlag schickte und mir ein bekömmliches und geradezu lukullisches Mahl aus den Brüsten von jungen Tauben herrichtete. Der Wagen mit dem Bett, Werkzeug, Schreibmaterial usw. kam später. Maksūd richtete mir meine kleine Lehmhöhle so behaglich her, daß ich sein Geschick bewunderte.

Nach kurzer Rast machte ich mich auf, die Ruinen zu untersuchen. Die geographische Lage ließ leicht erkennen, daß die beiden Städte von sehr großer strategischer Wichtigkeit gewesen sein müssen, denn hier tritt der Kutscha-Fluß aus dem Gebirge, und an seinen Ufern windet sich ein relativ bequemer Weg, auf dem man, nach Angabe der Einwohner, das Yulduztal leicht erreichen kann.

Es ist daher leicht verständlich, daß diese Pforte im Gebirge stark befestigt war, um dem Einbruch der Nomaden des Nordens einen Riegel vorzuschieben.

Besonders interessant war die Stadt auf dem Ostufer (Taf. 18). Es war nicht möglich, sie von Längär aus zu besuchen[1], und ich begnügte mich einstweilen mit photographischen Aufnahmen. Im Süden der Stadt erhob sich ein großer Stupa mit halbkugeligem Dom (Taf. 17), mit ausgedehnten Umfassungsmauern. Überall an diesen Mauern standen noch Sockel aus Stuck, von denen einige

1 Später habe ich diesen Ort besucht und einige Grabungen gemacht, aber mit demselben schlechten Erfolg, aus denselben Gründen, wie auf der Stadt des Westufers. Aber man konnte feststellen, daß die Ruinen einer frühen Zeit angehören müssen, und daß die Tempel mit den kostbareren Stuck-Statuen, nicht mit den später üblichen Lehmfiguren, verziert gewesen sind.

noch die Füße zerstörter, überlebensgroßen hellenistischen Statuetten trugen. Reste der Stuckstatuen, mit antiker Draperie, wurden noch gefunden.

In der Stadt auf dem Westufer stehen mehrere riesige Stupatempel, von großen Schutthalden umgeben. Ich ließ sofort die merkwürdigste dieser Ruinen anschneiden, war aber sehr enttäuscht, als sich herausstellte, daß alle Trümmer durch Feuchtigkeit derartig zusammengebacken waren, daß eine Fortsetzung der kostspieligen Arbeiten, nachdem ein tief eingetriebener Schacht gelehrt hatte, daß die Feuchtigkeit bis auf den Grund gedrungen, einen Erfolg nicht zeitigen würde.

Zudem machten mir die Türken die Mitteilung, vor Jahren seien schon „Parang" oder Franken dagewesen, die viel gegraben und in dem großen Stūpa neben der Festung (Taf. 18) auch allerhand Handschriften gefunden hätten. Gemeint war die Expedition Pelliot-Paris, deren Spuren ich alsbald an zahlreichen Holzpflöcken erkannte, die, nach der Beschreibung der Türken, als Hilfen zur Vermessung in die Erde eingeschlagen worden waren.

An den mächtigen Ruinen hatten die Franzosen ihre Kunst ebenso vergeblich versucht als ich selber.

Ich wollte aber noch einen Versuch machen.

Ganz stromaufwärts, im Norden der alten Stadt, sah ich an der Böschung eines der zahlreichen, bei der Schneeschmelze entstandenen Wildbachbetten eine durch Schottermassen halb verdeckte Öffnung, die in den Hügel hineinzuführen (Taf. 19) schien. Ich nahm eine Anzahl Arbeiter, und nach großen Bemühungen — der zusammengebackene schwarze Schotter war hart wie Stein! — kam ein alter Höhlentempel ans Licht. Der Eingang zur Cella war jenes Loch im Schotter, das den Anlaß zur Grabung gegeben hatte.

Er war mit einer merkwürdigen Verzierung aus gebranntem Ton bekleidet[1] und führte in einen fast kleeblattförmigen Raum, an dessen Hinterwand der Sockel für die Kultstatue in den Stein gehauen war. Die Eingänge zu den Korridoren mündeten rechts und links; in die Hinterwand des hinteren Korridors waren fünf rechteckige Nischen eingeschnitten, zwei ähnliche befanden sich am Anfang und am Ende dieses Ganges.

Neben diesen Eingängen waren noch eine Anzahl mannshoher Nischen rechts vom rechten Eingang in die Wand geschnitten; links war ein leerer kleinerer Raum.

1 Es waren zwei Reihen von Rechtecken, die schachbrettartig sich gegenüberstanden.

Als wir den, durch die Art seiner Anlage sehr merkwürdigen Tempel geöffnet und die Gänge vom Schutt gesäubert hatten, sahen wir, daß der große Steinpfeiler aufgebrochen und seines Inhalts beraubt worden war.

Im hinteren Gang, an der hinteren Wand fand sich eine Aufschrift in einer Art (indischer) Kharosthi-Schrift, darunter einige

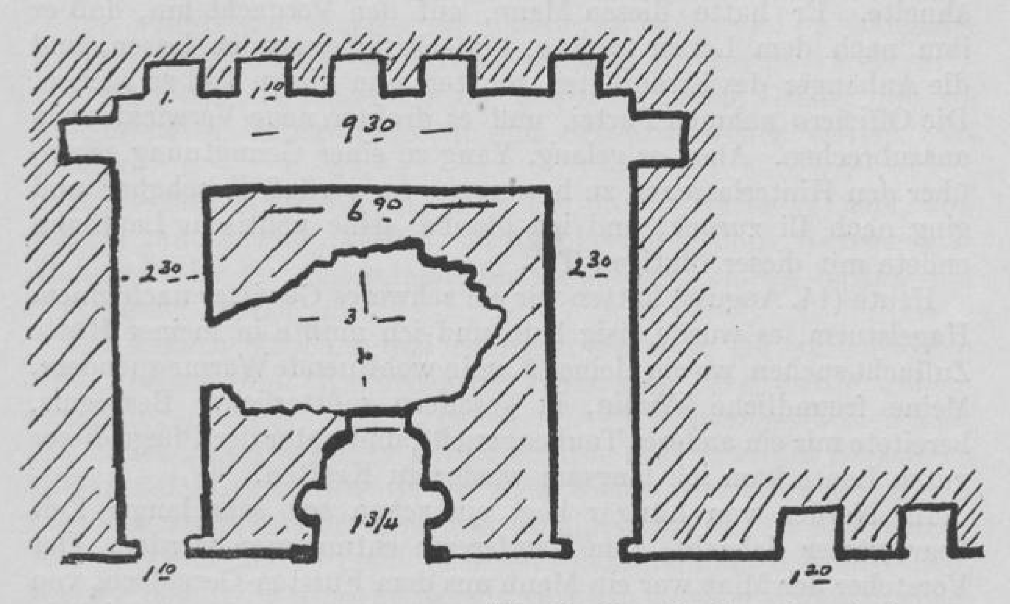


Abb. 14. Plan des Stupatempels, Längär.

Wörter in indischer Brāhmī-Schrift, und auf dem Fußboden wurden einige Münzen der späteren Han aus dem Schutt aufgelesen. Sonst blieb diese mühsame Grabung ohne Erfolg!

Auch andere Grabungen ergaben nur Kleinfunde, besonders interessante frühe Glasuren auf rotem Ton.

Hier erreichte mich ein besorgtes Telegramm von Macartney aus Kaschghar. Es enthielt die Nachricht, daß in Kaschghar ein politischer Mord vorgekommen sei, und daß neue Unruhen begonnen hätten — wir sollten uns auf russisches Territorium retten!

Ich war etwas in Verlegenheit. Wir hatten in Kyzil schon eine recht wertvolle Ausbeute von Bildern. Ehe ich Bartus erreichen konnte, um dann mit ihm zu fliehen, verging einige Zeit. Was ich von der Revolution gesehen hatte — nämlich jener Auflauf neulich in Kutscha — hatte mich nicht sonderlich erschreckt, und da ich außerdem befürchten mußte, eine sehr angestrengte Flucht nicht ertragen zu können, benachrichtigte ich Bartus, und stellte ihm anheim nach Kutscha zu kommen, um das Nötige zu besprechen.

Aber Bartus wollte auch nicht fort, und so blieben wir, nicht ohne alle Besorgnisse, aber doch mit gutem Vertrauen auf unser Glück.

Und — alles wandte sich zum Guten. Der Grund der Beunruhigung war folgender. Der energische und gescheite Ti-du in Kaschghar, Yang Dsan-su (Taf. 3) hatte eine Abneigung gegen einen seiner Majore gefaßt, der an Energie und Ehrgeiz ihm ähnelte. Er hatte diesen Mann, auf den Verdacht hin, daß er ihm nach dem Leben trachte, hinterlistig ermorden lassen, und die Anhänger des Ermordeten suchten nun diesen Tod zu rächen. Die Offiziere nahmen Partei, und es drohten neue Verwicklungen auszubrechen. Aber es gelang, Yang zu einer Genugtuung gegenüber den Hinterlassenen zu bewegen — er verließ Kaschghar und ging nach Ili zurück, und ich glaube, seine politische Laufbahn endete mit dieser blutigen Tat.

Heute (14. August) hatten wir ein schweres Gewitter nach einem Hagelsturm, es wurde eisig kalt, und ich mußte in meiner Hütte Zuflucht suchen, wo ein kleiner Kamin wohltuende Wärme spendete. Meine freundliche Wirtin, in geradezu mütterlicher Besorgnis, bereitete mir ein anderes Taubengericht, und unter der Pflege dieser guten Leute kam ich langsam wieder zu Kräften.

Im Norden von Längär liegt ein schon seit sehr langer Zeit bearbeiteter Schacht, dem Kupfererze entnommen werden. Der Vorsteher der Mine war ein Mann aus dem Fürsten-Geschlecht von Kutscha, namens Tömür Chodscham. Als er erfuhr, daß ich in Längär sei, kam er in den kleinen Flecken, um mir seine Aufwartung zu machen und mir seine Unterstützung anzubieten, im Falle ich Arbeiter, Transport, Lebensmittel u. dgl. nötig haben sollte.

Ich fand, daß die erfolgreichen Kuren, die ich im Jahre 1906 an Malaria- und Rheuma-Kranken vollzogen hatte, mir in der ganzen Oase den Ruf eines wohltätigen Mannes verliehen hatten. Rührend fand ich, daß jetzt, als ich selbst noch recht leidend war, die Kranken sich zurückhielten und mich wenig störten. Nur einige Unheilbare kamen in ihrer Verzweiflung — ich mußte sie mit unschuldigen Medizinen und frommen Sprüchen, einigermaßen getröstet, entlassen.

Ehe ich nach Kutscha aufbrach, kam eine Abordnung von jungen Leuten — manche die bei mir gearbeitet hatten — an meine Tür. Sie warteten geduldig geraume Zeit, bis ich merkte, daß sie etwas von mir wünschten, und als ich sie nach ihrem Begehren fragte, kam unter viel verlegenem Stottern die Antwort, daß sie glücklich sein würden, wenn der fremde Herr ihnen eine kleine Beihilfe spenden wollte zur nahenden Feier des „kleinen Festes", das

auf die ersten drei Tage des dem Ramazan folgenden Monats Schawwāl fällt. Sie brachten mir etwas Kandiszucker, ein paar Hände voll Rosinen, Tee u. dgl., welche kleinen Gaben sie in einer so anmutigen, bescheidenen und doch selbstbewußten Weise darboten, daß ich erfreut war und den guten Leutchen ein fabelhaftes Geschenk machte, nämlich etwa 3 Taler unseres Geldes.

Ich konnte das rechtfertigen, denn es ist Brauch, abhängigen Leuten am Ende des Ramazan Geld oder Kleider zu verehren.

Mein Geschenk entzückte die Leute in hohem Grade, und sie gingen unter Dankessprüchen und Segenswünschen erfreut von dannen.

Ich verabschiedete mich, mit nicht minder warmem Dank, von meiner mütterlichen Wirtin, die den Fremden ohne Ansehen der Religion oder der Rasse menschlich liebevoll gepflegt hatte, und von ihrem Eheherrn.

Die kleinen Mädchen und Bübchen des Orts, die ich zuweilen mit Rosinen und Kandiszucker beschenkt und mit Märchenerzählungen erfreut hatte, gaben mir ein achtungsvolles Geleit, bis Maksūd sie freundlich zurücksandte. Wahrlich, das Benehmen dieser einfachen Landleute, die viele Meilen von einer Eisenbahn entfernt wohnen, war so wohlanständig, taktvoll und menschlich, daß die ländliche und städtische Bevölkerung mancher Gegenden, die der Heimat weit näherliegen, sich ein Beispiel daran nehmen könnte.

Am 23. August — es war ein Sonntag — ritt ich mit Maksūd von Kutscha nach Kirisch. Der Weg wurde in vier Stunden zurückgelegt; die beiden Wagen brauchten deren sechs. Die Entfernung beträgt ungefähr 22 km über ebenes Gelände, in ostnordöstlicher Richtung. Auf dem Weg passiert man, noch in der Oase, die Reste der starken Festungsmauern der mittelalterlichen Stadt Kutscha, die etwa 3 km östlich von der heutigen Stadt liegen, und kurz darauf den merkwürdigen Stupa-Tempel des Avalokitesvara (oder Kwannon), mit dem großen muhammedanischen Heiligtum, des „Vaters der tausend Körper“ (Taf. 28).

Bei unserem kurzen Besuch in Kirisch im Jahre 1906 hatten wir im Hause des reichsten Einwohners freundliche Aufnahme gefunden, und ich wies Maksūd an, wieder dort vorzusprechen. Aber der Grundbesitzer wies Maksūd ziemlich barsch ab, und wir mußten uns anderswo nach Unterkunft umtun. Mir war das Benehmen des früher so freundlichen Mannes unerklärlich. Ich war damals nur einen Tag in Kirisch und mußte gleich, anderer Geschäfte halber, nach Kutscha zurück, so daß ich nicht wußte, ob der Mann etwa

mit Grünwedel Zerwürfnisse gehabt habe. Aber auch Bartus, später befragt, wußte sich keinerlei Ärgerlichkeiten zu entsinnen; vielleicht hatten also die Chinesen den Mann gegen uns eingenommen.

Maksūd führte mich zum Hause des Dorfältesten, Idris Achond Aksakal (Taf. 21), aber auch dieser weigerte sich zunächst, mich aufzunehmen, und nur der Diplomatie Maksūds gelang es, ihn gefügig zu machen.

Ich glaube, daß er, ein geriebener Kenner seiner Landsleute, durch Höflichkeiten, vielleicht auch durch Versprechungen, die Ehefrau des Idris gewann und durch sie ihren Mann zum Nachgeben brachte.

Der Aksakal war ein werkwürdig aussehender Mann. Groß, hager, muskulös, hatte er ein stattliches Äußeres; seine Nase war wie der Schnabel eines Raubvogels, die Backenknochen scharf hervorstehend, Bart und Schnurbart braun, schlicht und leicht ergraut. Der Mund war groß und sinnlich, die braunen Augen schauten mit einer gewissen Überheblichkeit in die Welt; kurz, er war der Repräsentant eines in diesen Gegenden seltenen Mischtyps.

Seine Frau war die häßlichste Person, die ich in Turkistan gesehen, grobknochig, mager in der Figur, auf einem Auge schielend, und dennoch so kokett wie die größte Schönheit. Sehr schlau war sie auch.

Hier war zunächst nicht an Arbeit zu denken. Das sogenannte „Kleine Fest", das am Ende des Fastenmonats gefeiert wird, stand vor der Tür, die Leute waren lässig und matt, auch verdrossen, und so benutzte ich diese Tage zu Inspektionsreisen in die nahen Ruinenstätten von Simsim und Atschigh-Iläk, die auch hier den Namen ming-öi tragen.

Meine Wirtin, obwohl ihrem Mann gegenüber etwas von einer Xantippe, erschöpfte sich in Bemühungen, mich durch gute Diät zu kräftigen.

Ein Gericht, das diese Frau mit besonderer Mühe zubereitete, erfreute mich wenig. Es waren Würste — sie nannte sie hāsib (ar. ?) — aus Schafsdärmen, die sie mit gehacktem Hammelfleisch, capsicum, gekochtem Reis und Hammelfett stopfte.

Dieses Essen widerstand mir; ich zwang mich das erste Mal, als sie es mir vorsetzte, davon zu essen, entschuldigte mich aber dann mit meinem Gesundheitszustand.

Keine europäische Dame hätte liebenswürdiger meine Entschuldigungen annehmen können!

Sie veranlaßte dann die Frau eines Nachbarn, sich der Milchversorgung anzunehmen, und diese Frau sammelte im ganzen Örtchen die abgebbare Milch — es war im besten Fall ein Kännchen voll.

Chalpa (corr. ar. für „Chalīfa") Chan, so hieß die Milchfrau, hatte einen 7 oder 8jährigen Sohn, einen bildschönen, schwarzäugigen Bengel, der bald seine Scheu verlor und mir ein wertvoller Bundesgenosse wurde.

Ich hatte ja eine Reihe von Frauenbildnissen aufgenommen, aber die Originale dieser Bilder waren Wandervolk, und ich war nie sicher, ob ihre Angaben über den Geburtsort richtig waren.

Hier sah ich überall prachtvolle Frauentypen und ich wünschte sehr, einen Bestand von Frauenbildern mit zuverlässigen Ortsangaben zu erwerben.

Ich schloß also Freundschaft mit Schātil (= Seth), dem Sohn, photographierte ihn, rahmte den Abzug mit einem abgewaschenen[1] Negativ in papierene Goldleisten ein, gab ihm einen Nagel und sagte ihm, dieses Bild müsse er im Hause seiner Eltern aufhängen. Er tat es. Am nächsten Morgen bat ich die Mutter, mir doch zu erlauben, sie zu photographieren. Großes Entsetzen! Nein, Nein! Das geht nicht. Ich photographierte nun mehrere Männer die alle ungeschädigt blieben, aber Chalpa Chan wollte durchaus die Aufnahme nicht gestatten. Die anderen Frauen, die oft auf den Hof des Idris kamen, angeblich in Geschäften, in Wirklichkeit, um das fremde Wundertier zu sehen, flohen zunächst wenn ich sie anredete.

Ich bestach dann Schātil mit allerhand Zehnpfennig-Spielzeug, das ich mitgebracht hatte — besonders die hölzernen Schlangen die sich bewegen, wenn man sie am Schwanz hält, hatten es ihm angetan, er wollte seine Freunde damit „fürchten machen" — der Mutter zuzureden, ich würde ihr einen Taler und ein buntes Kopftuch schenken.

---

1 Es ist mir zweimal zugestoßen, daß ein Kästchen, in dem eine Anzahl frisch entwickelter Negative wässerte, durch die Sonnenstrahlen so stark erhitzt wurde, daß statt der Negative nur blanke Glasplatten darin waren! Freilich standen die Kästen beide Male im Schatten, aber die Sonne senkte sich und fand ihr Opfer. Es waren jedesmal Ansichten, zu deren Aufnahme man tüchtig klettern mußte. Die Unglücksfälle, denen man dort mit dem Photographieren ausgesetzt ist, sind verschiedener Art. Widerwärtig ist z. B. auch, wenn man eine Menge mühevoll aufgenommener guter Negative zum Trocknen aufstellt, und dann plötzlich ein Staubsturm entsteht, der die feuchten Flächen im Nu mit einer Staubschicht bedeckt! Oder wenn, wie es mir bei Tumschuk begegnet ist, das Wasser, das man zum Entwickeln und Wässern benutzt, Mineralien enthält, die mit den in der Gelatineschicht vorhandenen Chemikalien unerwartete Verbindungen eingehen! Die Negative hatten dort plötzlich allerlei Wolken und Landkarten über der Aufnahme!

Jeden Tag brachte ich mein Anliegen vor; endlich, an einem Tage da die Wirtsleute nicht da waren, willigte sie ein und wurde photographiert (Taf. 21).

Nach einigen Tagen — das Fest hatte inzwischen stattgefunden und ich war mit den Honorationen bekannter geworden — änderte sich die Sachlage, und die Bauernfrauen kamen eine nach der andern.

Jede wollte photographiert werden; d. h. jede wollte einen Taler ein buntes Kopftuch und einen gerahmten Abzug haben, und ich war nur zu zufrieden, diese schwer zu beschaffenden Bilder meiner Sammlung einzuverleiben.

Jeder, der Turkistan bereist hat, erwähnt sein Erstaunen über die europäisch anmutenden Volkstypen, die er häufig trifft.

Jch glaube, drei Haupttypen bemerkt zuhaben, von denen ich einen den europäischen, den anderen den persischen und den dritten den ostasiatischen nennen will. Letzterer ist der gewöhnlichere im Osten, die beiden anderen nehmen an Zahl zu, je mehr man nach Westen gelangt. Die Mischlinge sind in der Mehrheit.

Auffallend ist bei vielen der Frauen die auffallend fettige Haut des Gesichts; sie ist gröber als die des Körpers und enthält zahlreiche Fettdrüsen, die, wenn verstopft, häßliche Knötchen bilden. Diese grobe Haut zieht sich häufig auch über die Lippen, die oft eine Anzahl von außen nach innen verlaufender Spalten aufweisen. Die Augen sind bei beiden Geschlechtern prachtvoll; bei den Frauen oft von unvergleichlichem Glanz. Die Farbe ist meist dunkel bis hellbraun, graue, blaue, selbst grüne Augen kommen zuweilen vor und sind dann meist mit blondem, braunem und rotem Haar verbunden.

Das Haar ist in den meisten Fällen schwarz, grob und schlicht. Welliges oder gelocktes Haar, weich und fein, kommt zuweilen vor.

Die meisten der von mir photographierten Bäuerinnen waren hoch gewachsene stattliche Frauen, besonders die als große Schönheit betrachtete Gülschādä Chān (= Prinzessin Rosenfreudig) (Taf. 22), und die beiden Schwestern Haschīra Chān und Irāda Chān (Taf. 22), die alle drei dem Typ, den ich europäisch nennen möchte, angehören.

Sehr groß und stark war auch die Vertreterin des ostasiatischen Typs Hāfizä Chān (Taf. 21), die eine fabelhafte Mähne blauschwarzen, groben, aber schönen Haares besaß. Leider fürchtete sie sich bei der Aufnahme, so daß sie mürrisch aussieht. Sie war aber eine lustige Person.

Klein war unsere Milchfrau Chalpa Chān. Ihr Gesicht zeigt einen Typ, der mir sonst nicht vorgekommen ist. Ihr Haar war fein und weich, aber glatt (Taf. 21).

Die schönste war Kitschik Haschir (oder Haschīrä) Chān (Taf. 22).

Sie war eine schlanke, zarte, feingliedrige Person mittleren Wuchses, von unbeschreiblicher Anmut in den Bewegungen. Ihr schönes Gesicht war ausgezeichnet durch eine feine, gelblichweiße Hautfarbe und eine wohlgeformte, leicht gekrümmte Nase. Ich möchte sie für eine gute Vertreterin meines iranischen Typs halten, dem ich auch Maksūd Beg zuweisen möchte[1].

Die Zähne sind beinah immer prachtvoll; sie benutzen wie andere Muhammedaner als Bürsten Ästchen von gewissen Bäumen (aber einheimischen!) deren eines Ende, etwas gekaut, die Reibfläche abgibt.

Leider gelang es mir nicht, eine einzige der Frauen dazu zu bewegen, daß sie ihr Mützchen ablege.

Chalpa Chan und ihre Freundin Hāfizä Chan habe ich einmal zufällig des morgens, als die eine die andere frisierte, barhäuptig gesehen. Wenn ich nach diesem kurzen Anblick und nach den Köpfen der kleinen Kinder schließen darf, wiegen hier die Kurzköpfe erheblich vor. Viele der Leute haben ungemein hohe Schädel. Wenn z. B. der Mīrāb seine hohe Mütze abnahm, dauerte es eine überraschend lange Zeit, bis der Gipfel seines Turmschädels entblößt war.

Die Tracht der Frauen besteht aus einem oft sehr hübsch verzierten Käppchen, einem weiten Hemde, Pyjamabeinkleidern und hohen Stiefeln mit Überschuhen. Bei festlichen Anlässen tragen sie dazu noch ein chinesisches Jäckchen, im Winter einen wattierten Überrock.

Früher waren die Hosen in Breite von etwa 30—40 cm mit schöner Stickerei besetzt, und wenn eine Frau ihrem Gemahl Kinder schenkte, wurden gewissermaßen Gardelitzen an ihrem Hemd angebracht (Taf. 9) — es sind seidene Borten, meist in karminroter, selten in grüner Farbe. — Die Stickereien und diese Borten werden nicht mehr getragen.

Das Benehmen dieser Frauen war sehr bescheiden und gesetzt. Aber einige dieser Bäuerinnen waren zur Intrige geneigt und betrieben sie mit großer Kühnheit.

Ihre Gatten, wenigstens in dieser Gegend, geben sich meist den Anschein, als merkten sie nichts und legen ihren Weibern keine große Schwierigkeiten in den Weg.

Unverheiratete Mädchen dürfen aber keine Liebesabenteuer erleben. Das wäre im höchsten Grade unschicklich.

---

1 Wie die Frauentypen den Türken selbst erscheinen, ergibt sich aus dem amüsanten Spottlied auf S. 107.

Da die Frauen nur sehr selten lesen und schreiben können, bedienen sie sich zu ihren Liebesbotschaften eines auch in Indien wohlbekannten, den Brief ersetzenden Mittels.

Ich hatte bei meiner Ankunft in Kaschghar dem König von Luk-tschun telegraphiert, er möge mir meinen alten Diener Mämäsit Mīrāp nach Kutscha senden. Der wollte aber nicht, er sei zu alt sagte er[1], und schickte daher seinen Sohn Üsüp[2], der 1904—6 gute Dienste geleistet hatte.

Üsüp (ar. „Yūsuf") kam; er war ein gut aussehender, gescheiter Jüngling von etwa 24 Jahren, der sich schnell das Herz einer sehr hübschen Frau, der Tochter eines reichen Bauern in Kirisch, gewann.

Eines Tages erhielt er einen „Liebesbrief" von dieser Frau. Er zeigte mir diese seltsame Epistel[3]. Es war ein kleines Säckchen aus gemustertem Baumwollstoff, in dem sich folgende Gegenstände befanden, die ich hier, mit ihrer Erklärung aufführe:

1. Ein Stückchen Ziegeltee = čai ičalmaimän (Tee kann ich nicht trinken),
2. ein Strohhalm = sarγardim (ich bin bleich geworden [aus Liebe zu dir]);
3. eine rote Jujubenfrucht = qizardim (ich bin errötet [als ich an dich dachte]);
4. eine getrocknete Aprikose = ōruq boldum (ich bin mager [trocken] geworden, wie diese Frucht);
5. ein Stück Holzkohle = köyüp kül boldum ([von Liebesflammen] brennend, bin ich (ist mein Herz) Kohle geworden),
6. eine getrocknete Blume = sän čirailiq (du bist schön);
7. ein Stück Zuckerkandis = sän tatliγ (du bist süß);
8. ein kleiner Kiesel = säning baγring qatiγmu (ist dein Herz [wörtlich Leber] hart (wie Stein)?;
9. eine Feder vom Falken = qanāt bolsa učimän (hätte ich Flügel ich flöge [zu dir]!);
10. ein Stück Walnußkern = sanga bärimän (ich [er]gebe (mich) dir).

---

1 Der Mirab kann nicht älter als höchstens 50 Jahre gewesen sein. Ich war 53 Jahre alt, Bartus 56 oder 57, und wir konnten uns solche Reisen noch zumuten. Aber diese Türken, so fabelhaft widerstandsfähig sie auch gegen Verletzungen u. dgl. sind, altern früh, und ich habe sehr wenige weißhaarige Männer gesehen. Die Frauen scheinen bedeutend älter zu werden.

2 Vgl. die Photographie der Expedition auf Taf. 3. Üsüp steht unmittelbar hinter mir.

3 Aus meinem vergriffenen Buch „Volkskundliches aus Ost-Turkistan", D. Reimer, Berlin 1916.

Üsüp war nicht geneigt, dieser Einladung zu folgen.

Als ich ihm sagte, er möge doch den schönen Kandiszucker essen, erschrak er förmlich: der Genuß der geschickten eßbaren Dinge könne ihn in Abhängigkeit von dem Willen jener Frau bringen, wenn sie etwa „Sprüche" (d. h. Zauberworte) darüber ausgesprochen haben sollte.

Diese Art der Mitteilung gehört dem indischen Kulturkreis an. An Stelle der Walnuß schickt man in Indien Mandeln.

Am 3. September war das „Kleine Fest". Es erstreckt sich über drei Tage, an denen die Leute nach den vorgeschriebenen Gebeten sich allerhand Lustbarkeiten hingeben.

Alles trägt die besten Kleider, man beschenkt sich gegenseitig. Kinder gehen singend umher und betteln sich Süßigkeiten und Früchte zusammen, kurz es ist eine allgemeine Lustigkeit und guter Wille.

Am Abend des ersten Tages hatten wir im Garten des Idris Aksakal einen großen Tanz mit Musik und einem kleinen Schmaus.

Diese „mäschräp" (corr. ar.)[1] finden während dieser Zeit allabendlich statt.

Die Leute laden dazu ein, und die Feste[2] finden auf einem freien Platz im Garten am Haus oder in dem „aiwān" (p.) und „dālān" (p.) genannten großen Räumen des Hauses statt. Matronen und junge Mädchen, alle unverschleiert, sitzen auf Bänken, die man auf die „süpä" (corr. ar.) genannten Lehmpodien stellt, und halten sich im Hintergrunde. Mehr nach vorn auf den „süpä" oder auch auf dem mit Teppichen, Filzen oder Matten bedeckten Boden sitzen die jungen Frauen und ihre Männer und die unverheirateten Burschen („yīgit").

Die Kapelle besteht, soviel wir gesehen haben, immer wenigstens aus dem Saiteninstrument „dū-tār" und dem „dāp" genannten Tamburin. Oft kommen aber alle anderen Instrumente dazu, und die Musik wird fast immer mit Gesang, oft mit taktmäßigem Händeklatschen, begleitet.

Tee, Zucker, Kandiszucker, Brot und Früchte werden gereicht. Der Tanz wird entweder von einer oder von mehreren der jungen Frauen oder Männer allein oder gemeinsamen mit Personen des anderen Geschlechts ausgeführt. Er besteht aus einem zu meist

---

1 mäšräp bedeutet im Arabischen einen „Ort, wo man trinkt", und ich vermute, daß die moderne Veranstaltung ein Überlebsel ist aus älterer Zeit, wo die „Weintafel" aufgetragen wurde und die würdigen Herren sich bei Musik und Tanz leider schwer betranken. Man vgl. die Schilderungen in „Tausendundeine Nacht".

2 Nach „Volkskundliches".

feierlichen, taktmäßigen Drehen und Wenden des Körpers, das durch ein oft seltsam anmutiges Spiel der Arme belebt wird. Eine genauere Beschreibung dieser Tänze vermögen wir nicht zu geben. da diese zu schwierig ist.

Es möge aber gesagt sein, daß, wenn mehrere Frauen tanzen, sie sich gewöhnlich langsam umkreisen, und die Plätze fortwährend vertauschen. Dasselbe geschieht, wenn ein oder mehrere Pärchen tanzen. Nimmt aber eine große Anzahl von Männern und Frauen am Tanze teil, so stellen sie sich oft erst einander gegenüber in zwei Reihen auf, und jeder Tänzer dreht und wendet sich auf seinem Platz, bis die Reihen entweder sich in einzelnen, sich umkreisenden Pärchen auflösen oder aber die eine Reihe die andere Reihe zusammendrängt, umwandelt, sich löst und von neuem bildet und auf diese Weise eine Reihe wechselnder Figuren zustande kommen.

Die Schritte der Tanzenden haben etwas eigentümlich Geziertes; aber für eine kurze Zeit ist das Schauspiel eines solchen Tanzes anziehend. Die Türken geraten in große Begeisterung, und oft fällt die ganze Gesellschaft mit großem Eifer in den Gesang der Kapelle mit ein.

Die Art des gemeinsamen Tanzes muß bei Muhammedanern stark befremden. Wahrscheinlich sind diese Tänze Reste aus der alten vorislamischen Zeit. Unanständige Tänze haben wir nie gesehen.

Die Unsitte, als Mädchen gekleidete Knaben „bätschä“ (p.) für Geld vorzuführen, ist in den uns bekannten Gegenden unerhört. Auch haben wir sonst in Kutscha und Turfan nichts von Homosexualität bemerkt.

Sie ist angeblich im Westen des Landes, und besonders bei dem chinesischen Pöbel, ziemlich häufig.

Bei solchen „mäschräp“ werden zuweilen außer dem Tanz allerlei Possen getrieben, wie z. B. das Auftreten der von jungen Männern dargestellten „Kuh“ und des „Reiters“. Die „Kuh“ wird von zwei jungen Männern dargestellt, die in gebückter Stellung hintereinander gehen und auf ihrem Rücken den aus einigen Pelzmänteln, Lederseite nach außen, zurechtgemachten Körper der „Kuh“ tragen. Der Kopf ist aus Tüchern geschickt zusammengebunden und mit Hörnern bewehrt. Er wirkt unglaublich grotesk. Der Vordere der beiden Jünglinge trägt ihn mit beiden Händen vor sich her und bemüht sich, das dargestellte Tier in seinen Bewewegungen und Gewohnheiten nachzuahmen, was ihm gar nicht schlecht zu gelingen pflegt. Ungeheuren Jubel erregt sein Gebrüll, noch freudiger wird es aber aufgenommen, wenn das possierliche

Ungeheuer mit seinem dicken Kuhmaul einer der jungen vorn sitzenden Frauen einen Kuß zu rauben versucht. Dann fällt alles übereinander, um dieser Liebkosung zu entgehen, und die Kinder wie die Erwachsenen kreischen vor Entzücken. Der „Reiter“ wird von einem Mann, zuweilen angeblich von drei Leuten wiedergegeben. Auch er wird ungemein geschickt dargestellt. Der Reiter zeigt mit Stolz die Gangarten seines Pferdes, wobei er die ausgestopften Hosenbeine, die an seinem improvisierten Sattel herabhängen, geschickt zu schlenkern versteht. Er scheint sich die Vertraulichkeiten, die man der „Kuh“ nicht verübelt, nicht gestatten zu dürfen.

Dieselben oder ähnliche Possenspiele finden sich bei den Pamir-Tadschik, wo man sich zur Darstellung des „Reiters“ eines aus Holz hergerichteten Gestelles mit geschnitztem Pferdekopf bedient.

Eine liebenswürdige Abwechslung in der mäšräp ist der „tschilim“ genannte Aufforderungstanz, der immer von den Frauen begonnen wird. Das Wort „tschilim“ (sonst = Wasserpfeife) bezeichnet hier die bei diesem Tanz eine Rolle spielende Blume.

In einer Pause der Kapelle erhebt sich eine der jungen Frauen, nähert sich einem der jungen Männer, macht ihm eine zeremonielle Verbeugung und winkt ihm mit einer Blume (häufig die goldgelbe Ringelblume, Calendula). Der so Aufgeforderte erhebt sich, erwidert die Verbeugung und geht mit seiner Dame auf den Tanzteppich. Hier verbeugen sich beide von neuem voreinander, die Musik fällt ein, das Pärchen führt ein chassé croisé anmutiger Art aus, verbeugt sich von neuem und wechselt dos-à-dos die Plätze. Beide knien dann, die Gesichter sich zugewendet, auf dem Teppich nieder, wo die Frau dem Mann die Blume überreicht. Dann erheben sich die Tänzer, und nach nochmaliger Verbeugung trennt sich das Paar; die Frau kehrt auf ihren Platz unter den Gästen zurück, und der Mann sucht sich nunmehr seinerseits eine andere Tänzerin, der er nach Beendigung des kurzen Tanzes die Blume zur Weitergabe übergibt. So wird das Spiel weitergeführt, bis wieder eine Pause in der Musik eintritt oder der Gastgeber eine neue Unterhaltung vorschlägt.

Die Dorfbewohner finden nichts Anstößiges an der Teilnahme ihrer Frauen als Zuschauer an solchen Festen; die Teilnahme am Tanze selbst wird dagegen von Einigen der Vornehmeren als leichtfertig betrachtet und deshalb vermieden.

Ein liebenswürdiger Zug im Charakter der Osttürken ist ihre ungemeine Leidenschaft für die Musik.

AUFENTHALT IN KUTSCHA

Schon in Turfan war mir aufgefallen, daß alle Kinder sich mit Vorliebe aus dem steifen Ton der Oase kleine Musikinstrumente im Pyramidenform anfertigten, von denen einige eine Pfeife, andere zwei Pfeifchen enthalten. Sie heißen dort „tschōr" und sind, wie die Anmerkung verrät[1], wieder ein Beispiel für die zahlreichen Anleihen, die China bei der westlichen Kultur gemacht hat.

In der Oase von Kutscha kommen diese Pfeifchen auch vor, weit häufiger aber zwei seltsame Pfeifenformen, die wir hier beschreiben.

Die eine dieser Pfeifen (iskitma) ist ein Tongefäß in Gestalt eines Eis mit abgeschlagener Spitze auf einem runden Fuß.

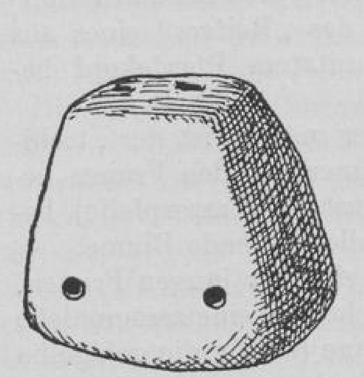


Abb. 15. Tschōr. Doppelte Tonpfeife aus Turfan. Spielzeug (nat. Größe).

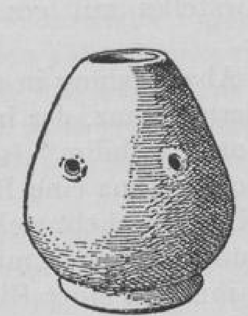


Abb. 16. Pfeife, Kutscha $^1/_2$ Größe.

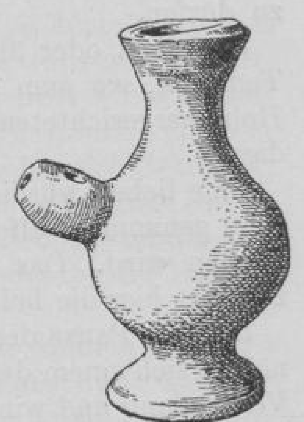


Abb. 17. Pfeife, Kutscha $^1/_2$ Größe.

---

1 Čōr genannte Pfeifen kommen ebenfalls als Kinderspielzeug auch in Ostturkistan vor. Kleine fünfseitige Pyramiden aus Ton mit einem Flageolettmund-Stück: ein kleiner, flacher Kanal führt von der Spitze schräg abwärts gegen die eine Seitenwand, die durch eine rechteckige Öffnung durchbrochen ist. Zwei Fingerlöcher durchbohren die der Mundöffnung gegenüberliegenden Pyramidenseiten. Diese unscheinbaren Instrumente sind kulturhistorisch sehr beachtenswert. Schon die Depravation zum Kinderspielzeug läßt auf hohes Alter schließen. Nun ist augenscheinlich das Čōr nichts anderes als das chinesische Hsüan (oder Hiuen), das die chinesische Tradition selbst zu den ältesten und ehrwürdigsten Tonwerkzeugen rechnet. Das Hsüan war ein kegel- oder eiförmiges Pfeifchen aus rotgelbem gebrannten Ton mit einem Blasloch an der abgekappten Spitze und fünf, später sechs Fingerlöchern. Es ist heute sehr selten geworden und scheint nur im Confuciusdienst verwendet zu werden. Es ist ferner schon wiederholt auf die Ähnlichkeit des Hsüan mit einem in Babylon ausgegrabenen Tonpfeifchen assyrischen Ursprungs aufmerksam gemacht worden, das aber ein Flageolettmundstück und nur zwei Fingerlöcher hat, also vollkommen dem Čōr entspricht. Die zentralasiatischen Pfeifchen müssen demnach als Vorläufer des Hsüan in seinen beiden Formen und dieses — im Gegensatz zu bisheriger Auffassung — nicht als urtümlich chinesisches, sondern in vorhistorischer Zeit aus dem Westen importiertes Instrument gelten (v. Hornbostel in Karutz, Unter Kirgisen und Turkmenen, Leipzig 1911).

Auf einer Seite sind zwei Durchbohrungen in der Wand angebracht.

Man füllt etwas Wasser in das Gefäß und bläßt dann darauf. Die zweite dieser Pfeifen (iskitma) ist noch sonderbarer. Es ist eine kleine Tonkanne ohne Henkel, aber mit einem Ausgußrohr, auf dessen Rücken sich eine Durchbohrung befindet. Auch in

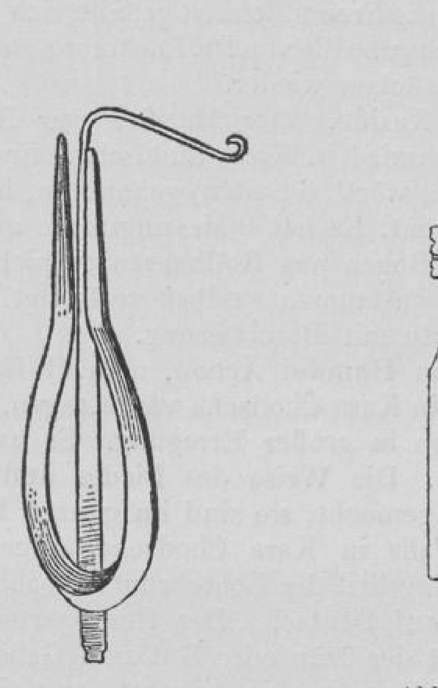


Abb. 18. Maultrommeln.

dieses Gefäß wird etwas Wasser eingefüllt und dann auf dem Rohr geblasen.

Während aber diese Pfeifchen Spielzeuge sind, kann man die von der reiferen Jugend, Mädchen und Knaben, im ganzen Lande vielbenutzten Maultrommeln (qobus) schon zu den Musikinstrumenten rechnen. Die Maultrommel kommt in zwei Formen vor, nämlich als eisernes, hufeisenförmiges Instrument mit einer vibrierenden Zunge und als ein einfaches aus Bambus, zuweilen auch aus Holz, geschnitztes Gerät. Da Bambus nicht im Lande wächst, wird man die letztere Form für eine chinesische Form halten dürfen.

Aber die Stärke der einheimischen Musiker liegt im Gesang, den sie mit Saiteninstrumenten verschiedener Art begleiten.

Die Weisen sind oftmals sehr anmutig und erinnern mehr an

europäische Musik als dies bei irgend anderen mir bekannten asiatischen Völkern der Fall ist.

Ich hatte bei unserem langen Aufenthalt in der Turfaner Oase (1904—1905) einige einheimische Gesänge und einige auf einem Streichinstrument gespielte Melodien auf einem, damals noch recht primitiven, Rollenphonographen aufgenommen.

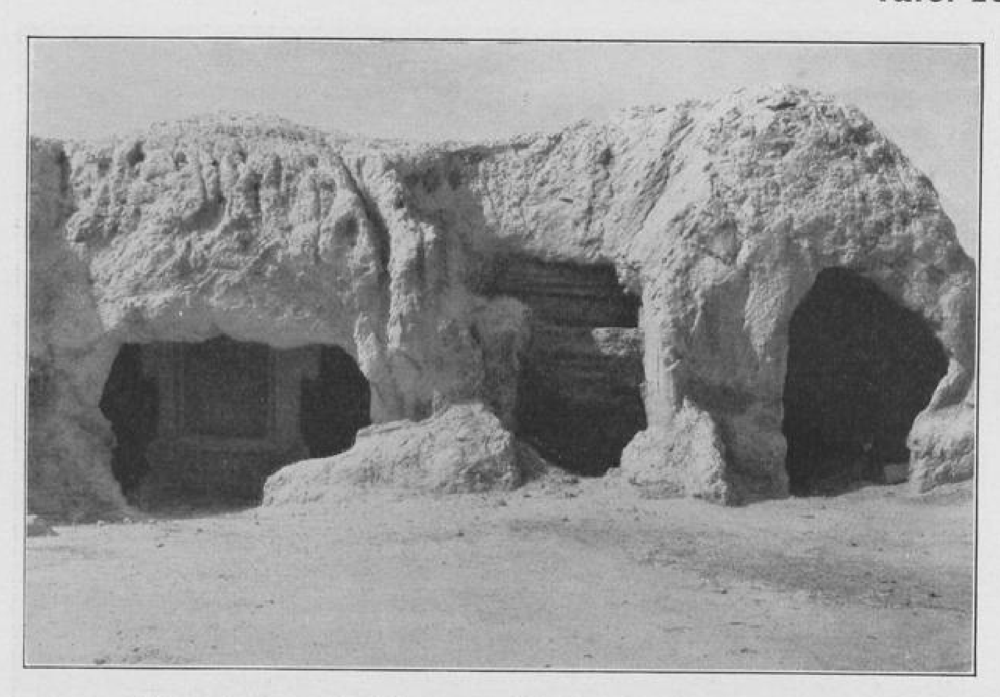
Herr Professor von Hornbostel und sein Adjunctus, Herr Dr. Lachmann, haben die Freundlichkeit gehabt, sich mit diesen Rollen zu befassen, und ich gebe die von Dr. Lachmann zu Papier gebrachten Noten von vier Stücken wieder.

Nr. 1 ist eine Kaside. Der Musiker war Rōz Āchón(d), ein musikliebender Schmied in Kara Chodscha. Er spielte dies Stück auf dem si-tārä (p., wörtl. 6 Saiten) genannten, in der Form lauten ähnlichen Instrument. Es hat 9 Messingsaiten und wurde von Rōz Āchon mit einem Bogen aus Roßhaaren gespielt. Der geschickte Mann hatte das Instrument selbst verfertigt. Seinem Vortrag lauschten die Leute mit Begeisterung.

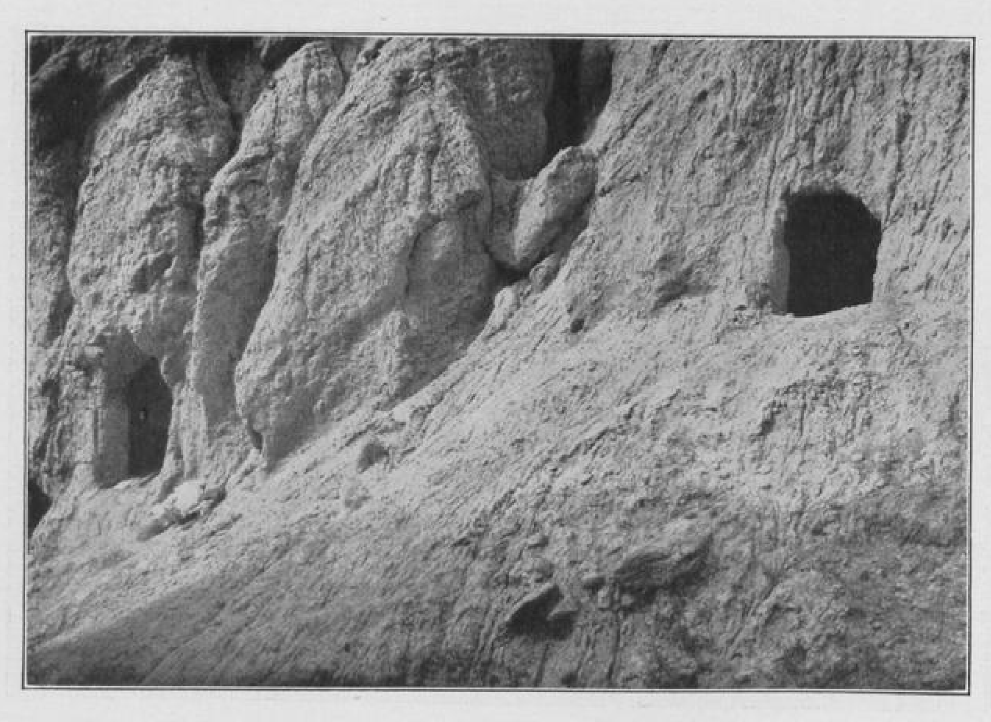
Nr. 2 wurde von Hamdul Āchon, dem Hofsänger des Königs von Luk-Tschun, in Kara Chodscha vorgetragen. Leider war dieser Mann beim Singen in großer Erregung. Er hatte noch niemals Franken gesehen. Die Weise des Liedes und die Worte dazu wurden in Turfan gemacht, sie sind im ganzen Lande bekannt.

Nr. 3 ist ebenfalls in Kara Chodscha aufgenommen worden, ist aber ein Lieblingslied der Leute von Kutscha. Der Titel „Gül bāghī" bedeutet auf Deutsch „Der Rosengarten".

Nr. 4 endlich ist der āzān oder Ruf zum Gebet, den unser Wirt Saut in Kara Chodscha in den Apparat sang. Nach der Aussage eines Imām (Vorbeters) aus Turfan ist diese Melodie die von der Schule von Buchara den hanafitischen Osttürken vorgeschriebene Art des āzān. Die Tungan bedienen sich einer anderen Melodie, die ich ebenfalls aufgenommen habe. Die Rolle muß sich bei den übrigen im Archiv des psychologischen Instituts befinden. Nach dem āzān krähte Saut dreimal in den Apparat; ich schalt ihn deshalb als einen Spötter, aber er erklärte, der erste Ruf zum Gebet müsse zur Zeit des ersten Hahnenschreies ertönen, und das Krähen gehörte gewissermaßen dazu.

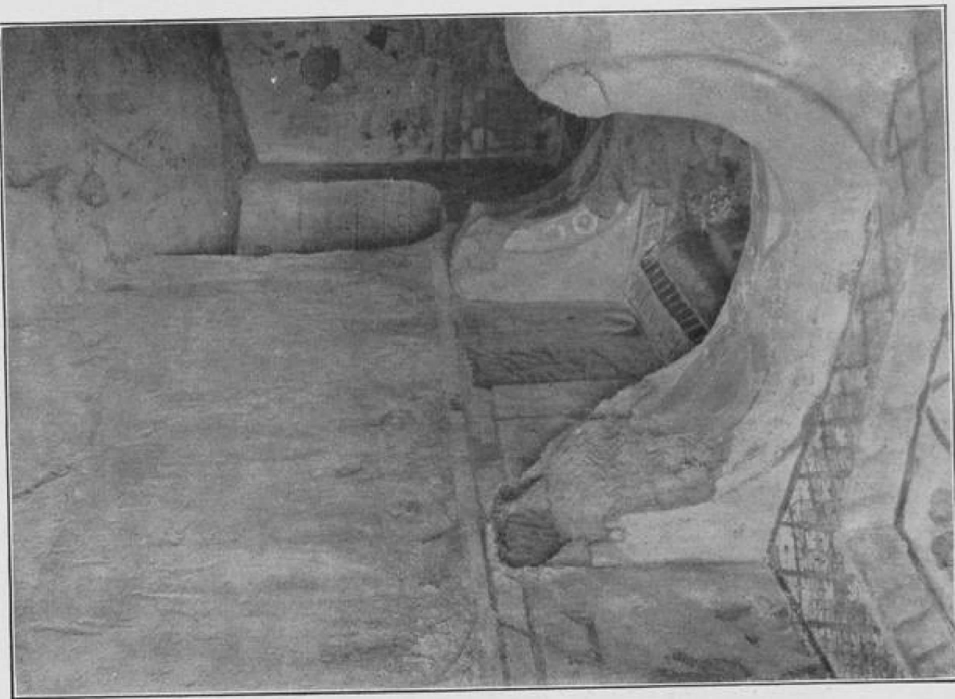


Tempelgruppe im W. des Tales, Sim-Sim (l.: Tempel cf. Taf. 24)



l.: Tür des „Kuppeltempels", Sim-Sim

Tafel 24



Rechte Seite, rechter Korridor



Linke Seite, rechter Korridor

KASIDE MIT SITAR (Streichinstrument, Bogen mit Pferdehaar).

Vorgetragen von Rōz Āchon, Schmied aus Karachodscha. Phonogramm (Sammlung von Le Coq, Nr. 8).



ALMA CHAN (Apfelfürstin).

Vorgetragen von Hamdul Āchon aus Komul, Hofsänger des Wang von Luktschun. Phonogramm (Sammlung v. Le Coq, Nr. 12).



AUFENTHALT IN KUTSCHA



AUS: GÜL BĀGHĪ.

Phonogramm (Sammlung v. Le Coq Nr. 1).



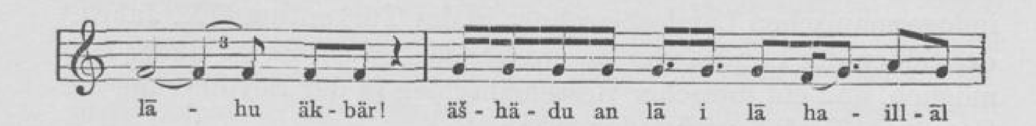
Hierauf wieder CB^1 B^1.

MORGEN-GEBETSRUF, Karachodscha.

Phonogramm (Sammlung v. Le Coq, Nr. 25).

Freies Zeitmaß.

















Herr von Hornbostel schrieb mir in Bezug auf den Charakter dieser Melodien:

„Die Melodien und auch die praktische Vortragsweise erinnern auffällig an nordindische Gesänge — der Melodietypus ist der von Rāga Kalyān. Könnte da physisch-anthropologischer Einfluß (Rasseneinschlag) vorliegen oder nur kultureller?“

Dazu ist zu bemerken, daß bis zum Eindringen der Türken, und wahrscheinlich bis zur Absorbierung der arischen und europäisch-indogermanischen Landesbewohner in das Türkentum (IX. Jahrh.) der Süden des Landes von Indern besiedelt war. Es ist daher sehr möglich, daß ein indischer Rasseneinschlag in der Bevölkerung der Oase von Turfan vorhanden war.

Yüsüp trug an einem dieser Abende nicht wenig zur allgemeinen Heiterkeit bei, durch die Erzählung einer wahren Geschichte die sich in Kara Chodscha letzthin zugetragen hatte.

An einem oder mehreren der Tage dieses und des „großen Festes“ gehen nämlich die Frauen auf die Friedhöfe, wo sie grüne Zweige auf die Gräber ihrer Verwandten legen und ein Gebet hersagen.

Oft wickeln sie Speisen in ein Tuch und bringen sie, frühmorgens, auf den Friedhof. Finden sie dort einen Mann, so geben sie ihm die Speisen und bitten ihn, darüber ein Gebet für die Toten zu sagen. Nach dem gesprochenen Gebet darf er die Speisen — gewöhnlich ganz wohlschmeckendes pfannenkuchenartiges Gebäck — verspeisen. Auf diesen Gebrauch begründet sich Üsüps Geschichte die ich im Wortlaut wiedergeben will.

Ich muß noch hinzufügen, daß die Familien des Mīrāb und unseres Wirtes in Kara Chodscha, Saut Hādschim in großer Feindschaft miteinander lebten.

Die beiden Familien waren die Montecchi und Capuletti von Kara Chodscha.

Üsüp machte es daher besondere Freude, die Geschichte der Niederlage des Hauptes der feindlichen Familie vor einer teilnehmenden Hörerschaft auszukramen. Beide Familien waren den meisten männlichen Zuhörern wohl bekannt, obwohl Kara Chodscha dreißig Karawanentagereisen entfernt liegt; im Sommer wird nämlich das Feld bebaut, Winters ergreift ein Teil der Männer irgendein Handwerk, der größere Teil aber verdingt sich als Wagenführer, Packknechte u. dgl., und so gibt es wenige erwachsene Männer, die nicht einen großen Teil des Landes gesehen hätten.

In manchen Gegenden, z. B. in Turfan, tragen die bekannteren Geschlechter oft einen Familiennamen, der zuweilen aus einem Spitznamen entstanden ist. So hießen die Angehörigen der Fa-

milie unseres Wirtes Saut die „sunuktschi“ oder Knochensetzer, weil ihr Ahne ein geschickter Knochensetzer war.

Die Familie des Mīrāb aber führte den Namen der „tochoi“, oder Hähne. Zur Zeit der Dzungaren Kriege im 18. Jahrhundert, als die Kalmücken das Land mit unmenschlicher Grausamkeit verheerten, waren viele Turfaner nach Komul geflohen, wo durch diesen Bevölkerungszuwachs die Nahrungsmittel knapp wurden. Alle Hühner wurden bald geschlachtet, und so fehlten die Hähne, deren Schrei nachts die Gläubigen zum Gebet ruft (dies Gebet wird oft birintschi tochoi = der erste Hahn genannt). Der Ahne des Mīrāb ahmte den Hahnenschrei nach und erhielt davon den Namen „tochoi“, der sich auf seine Nachkommen übertrug. Also hießen die einen Saut Sunuktschi, Schait Sunuktschi, die anderen Mämäsīt Tochoi, Üsüp Tochoi. Letztere waren aber etwas empfindlich, wenn man sie so nannte. Die ersteren dagegen trugen ihren Beinamen mit Befriedigung.

ERZÄHLUNGEN AUS OSTTURKISTAN.

Geschichte Üsüps.

Saut Hadschi also (unser Wirt in Kara Chodscha) ging frühmorgens, früher als die anderen Leute, auf den Friedhof, verrichtete die Gebete und nahm sehr viele der dort aufgestellten Speisen. Sein Freund Radil (ein berüchtigter amüsanter Spitzbube) ärgerte sich schwer. „Soll denn Saut Hadschi alles fortholen?“ so dachte er. Da fiel ihm eine List ein.

Eines Morgens zog Radil Frauenkleider an, tat ein Handtuch um seinen Kopf, in die Hand nahm er, in ein Tafeltuch gehüllt, auf einem Teller, einige in eine alte, baumwollene Weiberhose gewickelte Eselsäpfel. So ging er auf den Friedhof. Bald kam auch Saut Hadschi. Radil winkte ihm zu, da kam Saut schnell herbei und verrichtete viele Gebete über dem Teller. Jetzt setzte Radil den Teller im Tischtuch vor Saut Hadschi nieder. Saut sah es hungrig an und dachte bei sich, „diese Speise werde ich essen“. Als er es aufmachte, war es eine Baumwollhose und Eselsdung. Schnell lief Radil davon. Saut sagte, „ha! das ist Radil!“ und lief hinter ihm her, konnte ihn aber nicht erreichen. Dem Radil rief er nach, „halt! ich muß dir etwas sagen!“ Radil blieb stehen. „Du Radil sollst keinem Menschen diese Sache sagen, wenn du sie einem anderen Menschen sagst, werde ich dich töten! Von jetzt an gehe ich nicht mehr auf den Friedhof, komme du und bete und nimm!“ Mit

diesem Rat ging er nach Hause. Jener Radil ging zu dem Beg, der Kara Chodscha verwaltete. Er sagte, „solcherlei Sachen habe ich heute getan“ und erzählte dem Beg die Sache in ihrem ganzen Verlauf. Zwei Tage darauf kam Saut an der Tür des Begs vorbei auf seinem Lastwagen. Der Beg sah ihn und rief ihm zu „komm her!“ Saut kam. Da sagte er zu ihm, „wie hat sich denn Alles ereignet, ist es wahr, daß du über einer Baumwollhose und Eselsäpfeln Gebete verrichtet hast?“ Als Saut dies vernommen, kehrte er, ohne eine Antwort zu geben, um. Aus dem Wagen spannte er das Pferd aus, bestieg es und ritt davon, um den Radil zu töten. Zwei Tage suchte er ihn, konnte ihn aber nicht finden. Nach einigen Tagen, als Saut früh zum Gebet ins Bethaus kam, stand Radil Gebete sagend da. Saut erblickte den Radil, ergriff ihn und warf ihn zu Boden. So verdarb er den anderen Leuten ihr Gebet, die „was ist denn los“ fragten und Saut herauswarfen.

Eine andere Geschichte Üsüps, die sich ebenfalls in Kara Chodscha zugetragen haben soll, erregte noch größere Heiterkeit.

Es gab dort einen eifrigen Mulla, oder Gottesgelehrten, Namens Seipul Mullam (= Seifullah), der durch die Langeweile seiner Predigten berüchtigt war. Gewöhnlich, besonders in der in der Niederung von Turfan unerträglich heißen Sommerzeit, schliefen seine Zuhörer ein, was den frommen Mann unsäglich ärgerte und betrübte.

Eines Tages nahm ein alter Oedlandsbauer aus der Umgegend an der Predigt Seipul Mullams teil. Er hörte aufmerksam zu, während die anderen zu schlafen begannen, und nach einiger Zeit brach er in Tränen aus. Bis zum Ende der Predigt weinte er, und Mullam, entzückt ein Herz gerührt zu haben, sprach ihn an. „Bruder, habe ich dich auf den rechten Weg gewiesen? Hat Allah . . “ „Ja, ja,“ unterbrach ihn der Greis, „ja, du hast mich sehr gerührt! Weißt du, meine alte Ziege ist gestern gestorben, ja, und die hatte solch einen langen weißen Bart wie du — und wie du so eifrig redestest, da ging dein Bart — er sieht genau so aus — auch so hin und her und! o weh! ich mußte weinen!“

Seipül Mullam ging auch weinend von dannen!

Das Volk der tauben Menschen.

(Nach Radloff)

Es war eine Stadt, deren Einwohner waren alle taub, und keiner vermochte die Worte des anderen zu verstehen. Eines Tages waren einem Bauer drei Ziegen abhanden gekommen. Als dieser Mensch seine Ziegen suchte, traf er einen anderen, der pflügte. Da ging er zu ihm und fragte, ich habe drei Ziegen, die sind fortgelaufen,

hast du sie gesehen? Jener aber erwiderte: bis zu jenem Kanal da gehört alles Land mir. Als der erste nun weiterging und zu dem Graben kam, den jener ihm gezeigt hatte, da fand er seine Ziegen; die eine war lahm. Er aber dachte bei sich, ich will die lahme Ziege dem Mann geben, der mir die Ziegen gezeigt hat; die beiden gesunden aber will ich nach Haus treiben. So trieb er die Ziege zur Seite des anderen und sprach zu ihm: da du mir meine Ziegen gewiesen hast, so nimm diese lahme Ziege. Jener aber sprach: ich bin nicht schuld, daß deine Ziege lahmt, ich habe sie ja gar nicht gesehen. Der Herr der Ziegen aber sprach: ich gebe dir nur die lahme, die gesunden gebe ich dir nicht. Da erwiderte jener: ich habe deine Ziegen gar nicht gesehen und bin nicht schuld, daß diese lahmt. So zankten beide sich, und zuletzt prügelten sie sich.

Die Stelle, wo jene standen, war nahe beim Weg, und auf diesem ritt gerade ein Reiter vorüber. Da gingen beide streitend zu jenem. Der Herr der Ziegen sprach: „Mir waren drei Ziegen fortgelaufen. Als ich ausging, sie zu suchen, traf ich diesen und fragte ihn nach den Ziegen. Er hat sie mir gezeigt, dafür gebe ich ihm eine lahme Ziege. Er aber will eine gesunde Ziege haben. Darüber haben wir uns gezankt und geprügelt".

Darauf sprach der andere: „ich pflügte gerade, da kam dieser Mensch und fragte mich, wo mein Land anfange, da zeigte ich ihm jenen Graben; von dem Graben an, sagte ich, gehört das Land mir. Da ging er hin und sah sich mein Land an. Er fand seine Ziegen und brachte sie her. Dann beschuldigte er mich, ich wäre schuld, daß seine Ziege lahme. Ich aber habe die Ziege gar nicht gesehen".

So redend hielten sie das Pferd des Reiters auf.

Der Reiter aber sprach:

„Das ist mein Pferd, ich habe es gekauft, als es ganz jung war".

Darauf stieg er vom Pferde ab, und alle drei prügelten sich. Dann begaben sich alle drei streitend vor den Richter, und jeder von ihnen sprach seine eigene Rede.

Der Herr der Ziegen sprach:

„Ich habe drei Ziegen, die waren fortgelaufen. Diesen habe ich nach ihnen gefragt, und er hat sie mir gezeigt. Dafür wollte ich ihm eine lahme Ziege geben, er verlangte aber eine gesunde." Der zweite sprach:

„Ich pflügte, da kam dieser Mann und erkundigte sich nach meinem Lande. Ich zeigte es ihm, und er sah es sich an. Er hatte aber Ziegen bei sich, von denen die eine lahmte, und er sagte, ich sei schuld, daß seine Ziege lahme. Ich habe aber seine Ziegen gar nicht gesehen."

Der Reiter, der des Weges gekommen war, sprach:
„Ich ritt bei diesen Leuten vorbei. Da traten beide an mich heran und hielten mein Pferd an. Dieses Pferd habe ich aber gekauft, als es ganz jung war, und das ist viele Jahre her. Jetzt behaupten diese Leute, es sei ihr Pferd und haben mich geschlagen.“
Der Richter sprach nun seinerseits:
„Wenn ihr den Mond gesehen habt, so wollen wir morgen das kleine Fest feiern“[1].
Da sprach der Richter zu seiner Frau:
„Die drei Leute haben den Mond gesehen, morgen wird Feiertag sein“.
Des Richters Frau aber antwortet: „Brokat ist sehr schön, wenn ihr mir einen Brokatrock schenkt, so werde ich ihn anziehen“.

Schingiltak und Pingiltak.
(Nach Radloff)

In einer Stadt lebten sieben Schingiltak und ein Pingiltak. Die sieben Schingiltak hatten eine Tenne voll Weizen. Der eine Pingiltak hatte sieben Tennen voll Weizen. Jener Pingiltak hatte seine sieben Tennen verkauft. Die sieben Schingiltak hatten ihre Tenne nicht verkaufen können. Da sprachen die Schingiltak: „Pingiltak hatte sieben Tennen Weizen, er hat sie verkauft, wir sieben Schingiltak konnten eine Tenne nicht verkaufen. Wir wollen hingehen und fragen, wie er das gemacht hat.“ Alle sieben kamen darauf zu Pingiltak und sprachen: „Wir haben unsere eine Tenne nicht verkaufen können, wie hast du nur deine sieben Tennen verkauft?“ Als sie so gesprochen hatten, sagte Pingiltak lächelnd: „Ich habe meinen Weizen mit Feuer verbrannt, die Asche habe ich abgeführt und in jener Stadt für Silber verkauft“. Da fragten ihn jene, „kaufen sie noch?“ Pingiltak sprach: „Wenn ihr hinfahrt, werden sie schon kaufen. Ich zündete meinen Weizen an, verbrannte ihn, tat die Asche in Säcke und brachte sie zur Stadt, um sie für Silber zu verkaufen. Da hat man die Asche gekauft.“
Da verbrannten auch diese ihren Weizen, taten die Asche in Säcke, brachten sie zur Stadt, gingen hinein und riefen: „Wer will Asche für Silber kaufen?“ Die Leute der Stadt aber sprachen: „Wer wird denn Asche für Silber kaufen, bringt die Asche weit aus der Stadt und schüttet sie aus!“. So sprechend schlug man sie und

1 Die Geschichte spielt im Fastenmonat Ramazan. Gegen Ende spähet alles nach dem Mond, dessen Erscheinen dem beschwerlichen Fasten ein Ziel setzt.

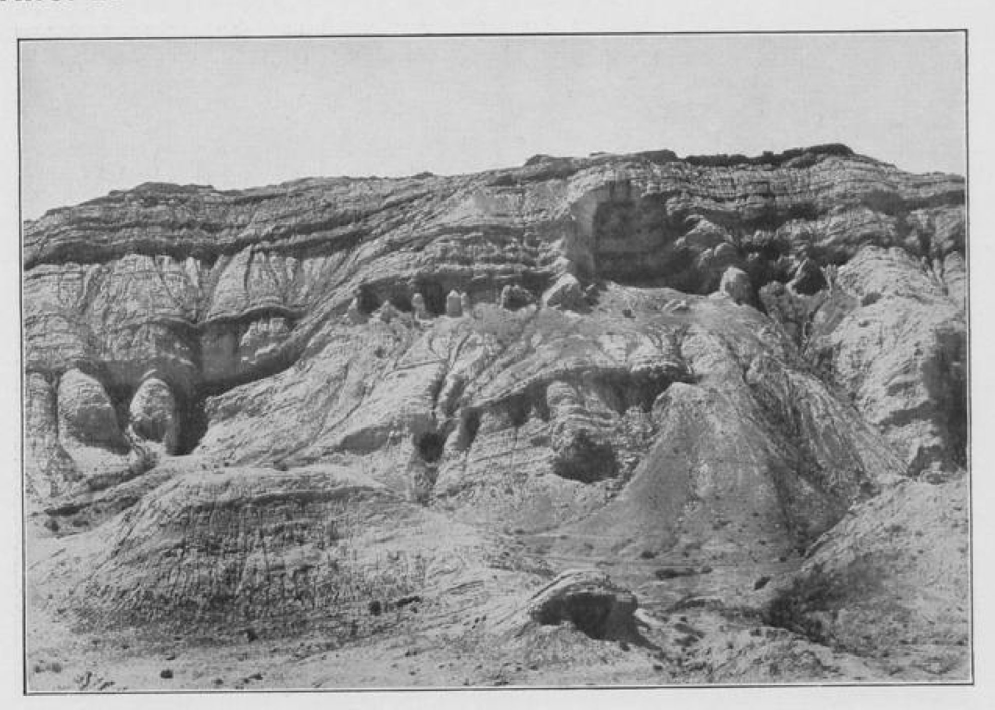


Gesims unter der Kuppel, Kuppelhöhle Sim-Sim

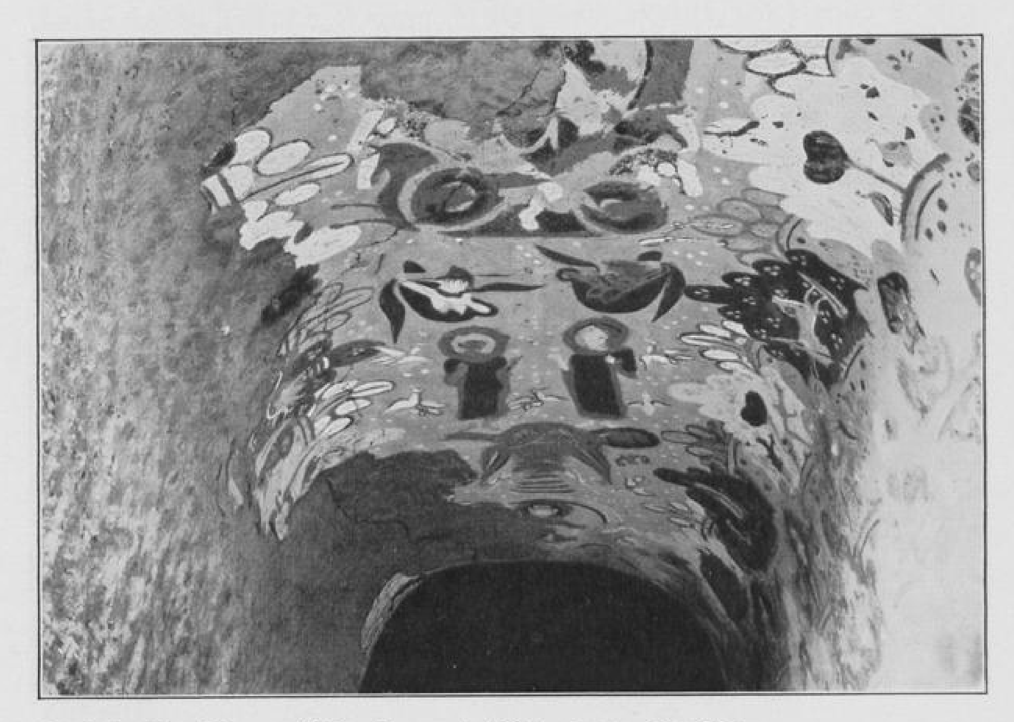


Kuppel darüber

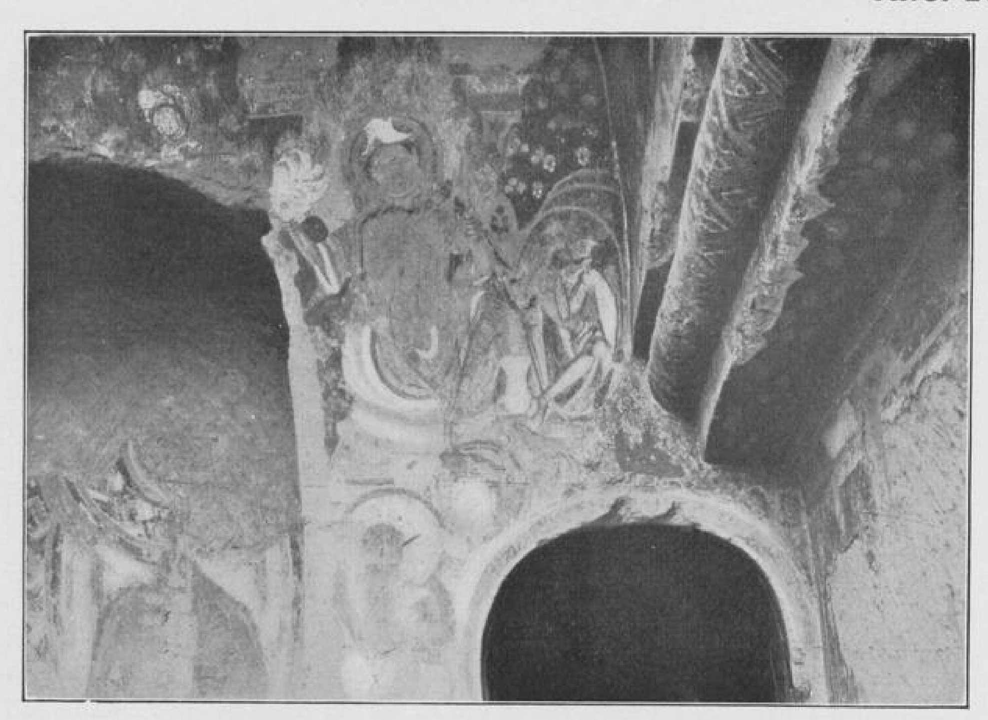
Tafel 26



Südanlage, Sim-Sim



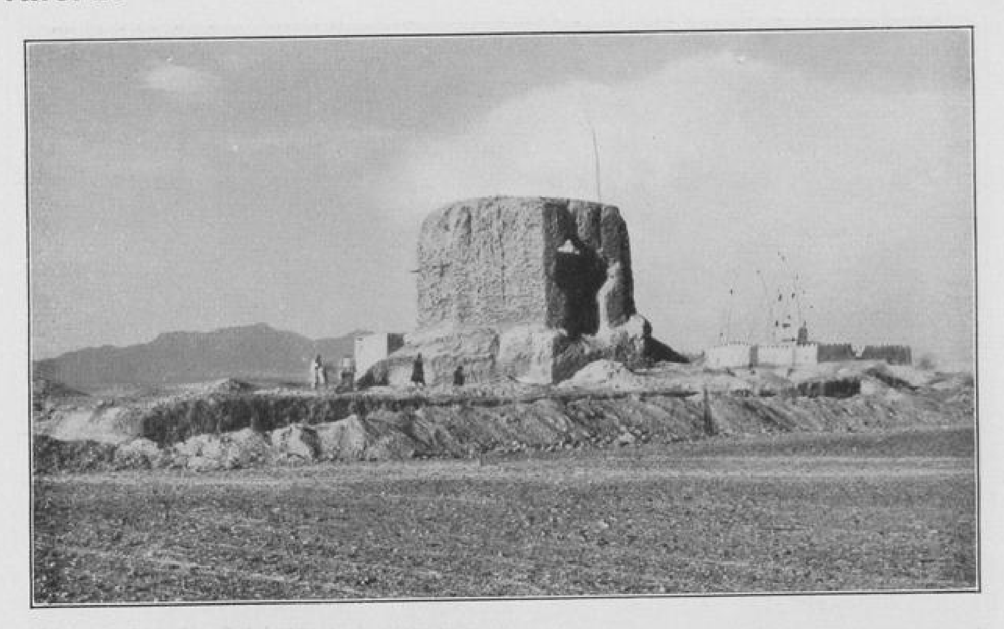
Rechter Korridor, größter Tempel, Südanlage, Sim-Sim



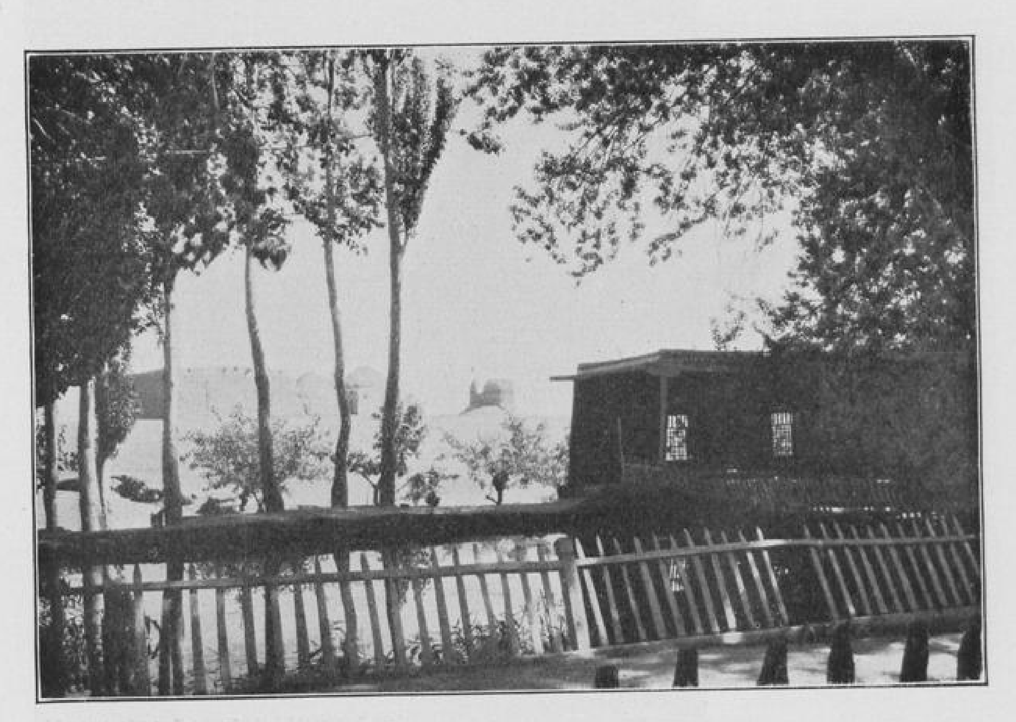
Brahmana-Tempel, Sim-Sim



Größter Tempel, Südanlage, Sim-Sim



Stupa des Avalokitesvara, Kum Aryk
(Rechts das islamische Heiligtum)



Haus des Scheich, Kum Aryk

jagte sie fort. Da hielten sie einen Rat. „Dieser Pingiltak hat uns unseren Weizen verbrennen lassen, wir wollen hingehen und ihn töten.“ Darauf kamen die sieben Schingiltak zum Hause des Pingiltak. Als sie dort hinkamen, saß im Haus ein schönes Mädchen. Jene fragten, „wessen Mädchen ist dies? Pingiltak sprach, „dies ist meine Frau“. Jene sagten: „wann hast du diese Frau genommen?“ Pingiltak antwortete, „die habe ich kürzlich genommen. Meine frühere Frau habe ich getötet, habe sie zu jener Stadt gebracht und gefragt, ob man dort Lebendige für Tote bekäme? Da hat man mir für meine tote Frau dieses Mädchen eingetauscht.“ Jene fragten, „werden sie auch unsere Frauen nehmen, wenn wir sie töten?“ Pingiltak sprach: „wenn ihr sie tötet und hinbringt, so nehmen sie, wenn ihr nur zur Stadt geht und ruft: Wer gibt für die Tote eine Lebende? Dann bringt man euch ein schönes Mädchen und nimmt dafür eure tote Frau.“

Da gingen alle sieben hin, töteten ihre Weiber, brachten sie zur Stadt und riefen: „Gibt man hier Lebende für Tote?“ Die Leute dieser Stadt sagten, „warum habt ihr die Toten nicht in der Steppe begraben, warum habt ihr sie in die Stadt gebracht?“ und prügelten sie tüchtig.

Da berieten sich wieder die sieben Schingiltak, „jetzt wollen wir hingehen und Pingiltak töten“. Als sie hinkamen, hütete Pingiltak Schafe. Als sie ihn sahen, fragten sie ihn, woher er die Schafe bekommen habe. Pingiltak sprach, „die hat mir mein Vater gegeben. Mein Vater hat mir auch gesagt, die Eltern der Schingiltak seien sehr reich geworden und ließen ihren Söhnen sagen, sie möchten doch kommen, sie wollten ihnen Schafe geben“. Jene fragten, „wo sind denn unsere Eltern?“ Pingiltak sprach „ich gehe jetzt Schafe zu hüten, kommt mit mir, ich will euch die Schafe zeigen, die eure Eltern euch geben wollen.“

Als er so gesprochen hatte, waren jene sehr froh. Da führte Pingiltak seine Schafe und sie selbst zum Ufer des Sees. Da tranken die Schafe Wasser und man sah auch im Wasser Schafe. „Die Schafe, die ihr da im Wasser seht, sind diejenigen, die euch euer Vater geben will.“ Da sprach der älteste Schingiltak, „ich will zuerst hineingehen; wenn er uns Schafe gibt, so will ich euch rufen, dann kommt auch ihr“.

Da sprang der älteste Schingiltak ins Wasser und tauchte unter. Als er untergetaucht war, schauten die Arme heraus, mit denen er schlenkerte. Da sprach Pingiltak, „seht, seht, da ruft er euch“. Die übrigen sechs sprangen darauf zusammen ins Wasser. Da ertranken die sieben Schingiltak, der eine Pingiltak blieb am Leben.

Bestrafter Geiz[1].

In Yarkänd lebte ein Schriftgelehrter, der durch seinen Geiz verrufen war. Vor der Stadt hatte er ein Melonenfeld, und als die Melonen reiften, ging er hinaus, setzte sich an den Weg und verkaufte die Melonen an die Leute die vorübergingen. Eines Morgens kam ein würdiger Greis vorbei, ein Bettler, der ihn in Gottes Namen um eine Melone anflehte. Der Mullah aber sagte: „Gott wird geben" (ich nämlich nicht). Dreimal wiederholte der greise Bettler seine Bitte, dreimal antwortete der Mullah: „Gott wird geben". Der Greis entfernte sich mit den Worten: „Dreimal habe ich dich in Gottes Namen gebeten, dreimal hast du mich abgewiesen. Wer von diesen Melonen ißt, wird in seinen Mund ein unanständiges Geräusch bekommen." Der Mullah schenkte seinen Worten keine Beachtung und aß eine Melone.

Dann aber fiel ihm ein, daß dieser Greis am Ende ein Heiliger, vielleicht Chidher, gewesen sei. Er nahm also eine schöne Melone und eilte dem Bettler nach, fand ihn aber nicht mehr.

Mittlerweile war es spät geworden und seine Frau, die ihm sein Mittagbrot bringen sollte, war nicht gekommen. Das ärgerte den Mullah, und als die Frau schließlich kam, begann er sie auszuschelten. „Was, ptt, ptt, fällt dir ein, ptt, du dumme Person, ptt, warum ptt, kommst du so spät, ptt ?" Die Frau sagte: „Im Namen Gottes, was ist mit deinem Mund passiert" ? und biß in ein Stück Melone. Er schimpfte weiter: „Ptt, du bist eine nichtswürdige Person, ptt." Da wurde sie ärgerlich und sagte: „Ptt, was ptt, ptt, fällt dir ein ? ptt! mich so, ptt! zu schelten!" Sie merkte aber, daß auch ihrem Mund ein Unglück zugestoßen sei und lief zur Stadt, um einen Geistlichen zu holen, der mit Koransprüchen ihnen das Übel vertreiben sollte. Der Geistliche kam, wunderte sich über die Sprache dieser Leute, bestand aber, ohne auf Erklärungen zu hören, darauf, eine Melone zu essen. Als er gesättigt war, begann er den Koran zu rezitieren: „Bismillāh ptt! ptt! hirrahmā ptt! ptt nirrahīm ptt! ptt! ptt! äl ptt! hamdu ptt! ptt! lillāhi ptt! ptt! ptt!"[2] da entsetzte er sich, und voller Zorn über die Geräusche, die seinem Munde entflohen, lief er, ptt, ptt! ptt, ptt! schimpfend, ptt, ptt! von dannen.

Jene sammelten die Melonenschalen, die Samen und andere Reste der Früchte, nahmen sie nach Hause und gaben sie den Hunden, den Kühen und den Hühnern. Gleich darauf fing der Hahn an zu krähen „Kickeriki! ptt! kickeri-ptt-ki! ptt!", die Kuh sagte

1 Nach G. Raquette, Eastern Turkestan Dialect.

2 Etwa: Im Namen des barmherzigen Gottes, des Erbarmens! Lob sei Gott usw.

„Muh! ptt ptt, muh! ptt!" und der Hund bellte „ptt! hau, hau! ptt, hau! ptt!, hau! hau!" und so blieb es ein ganzes Jahr. Natürlich wollte niemand mehr Melonen von dem Mullah kaufen, und er hatte eine strenge Strafe für seinen Geiz erhalten.

Spottlied auf die Mädchen des „Alti-Schahr"[1] genannten Distrikts

(aus „Lieder und Sprichwörter" nach R. B. Shaw).

Mit ebenmäßigen Körpern und runder Taille,
(So sind) die Mädchen von Kaschghar.
Von kurzem Körper, von Wuchs wie ein Sack,
4 So sind die Mädchen von Yangi-Hissar.
Oben ein Kropf, unten Fett,
So sind die Mädchen von Yārkänd.
Wie auf einem Porzellanteller geordnete Äpfel,
8 So sind die Mädchen von Chotän-Iltschi.
Viel Korinthen-Trauben essend,
So sind die Mädchen von Udschat[2].
Sonnenhüte tragend, und mit breiten Stirnen,
12 So sind die Mädchen von Sārik-kol. (n. b. Iranierinnen!)
Flachnasig, aber mit süßen Zungen (beredt),
So sind die Mädchen der Kirgisen.

Als Probe des Versmaßes.

1. özī tüzük, bēlī üzük
Kāsγarlik ning qizlari.
özi qalta bōyi χalta
4. yangi hisar ning qizlari
üstun poqaq tobän pordaq
yārkänd lik ning qizlari usw.

---

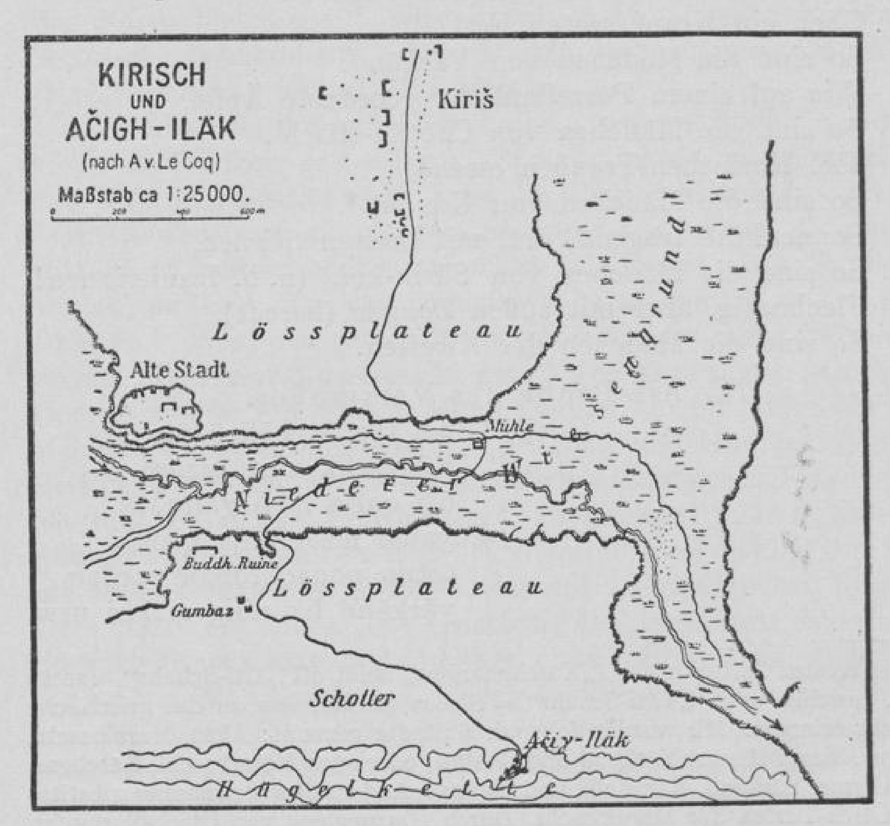
1 Der Westen Ostturkistans („Kaschgharien") heißt oft „Alti-Schahr" = sechs Städte, zuweilen auch „Yäti-Schähr" = Sieben Städte, was an das griechische Hexapolis erinnert. Mir wurden folgende 6 Städte genannt: Aksu, Maralbaschi, Kāschgar, Yangi Hissar, Yārkänd und Chotän; oder auch Maralbaschi, Kāschgar, Yangi-Hissar, Yārkänd, Karghalik und Chotän. Andere Gewährsmänner substituierten Ütsch-Turfan für Maralbaschi, Durch Hinzunahme von Ütsch-Turfan zu obiger Liste erhält man 7 Städte. Die Angaben sind wechselnd.

Der Name „Sechs Städte" reicht ins Mittelalter zurück, denn er findet sich in einem chines. Dokument des 8. Jhdts. n. Ch., das der englische Reisende Sir A. Stein im Süden Ostturkistans gefunden hat. Die Liste der Ortschaften weicht ab; Stein's Gewährsmänner scheinen sie als aus Chotän, Yurung-Kasch, Kara Kasch, Tschira, Keriya und eine zweifelhafte 6. Stadt bestehend zu denken. Sie gehörten alle zum alten Distrikt von Chotän, der heute noch am reichsten an hellenistischen Altertümern und Erinnerungen ist.

2 Ort, wegen seiner Trauben berühmt, SW von Chotän.

Arbeiten in Atschigh-Iläk

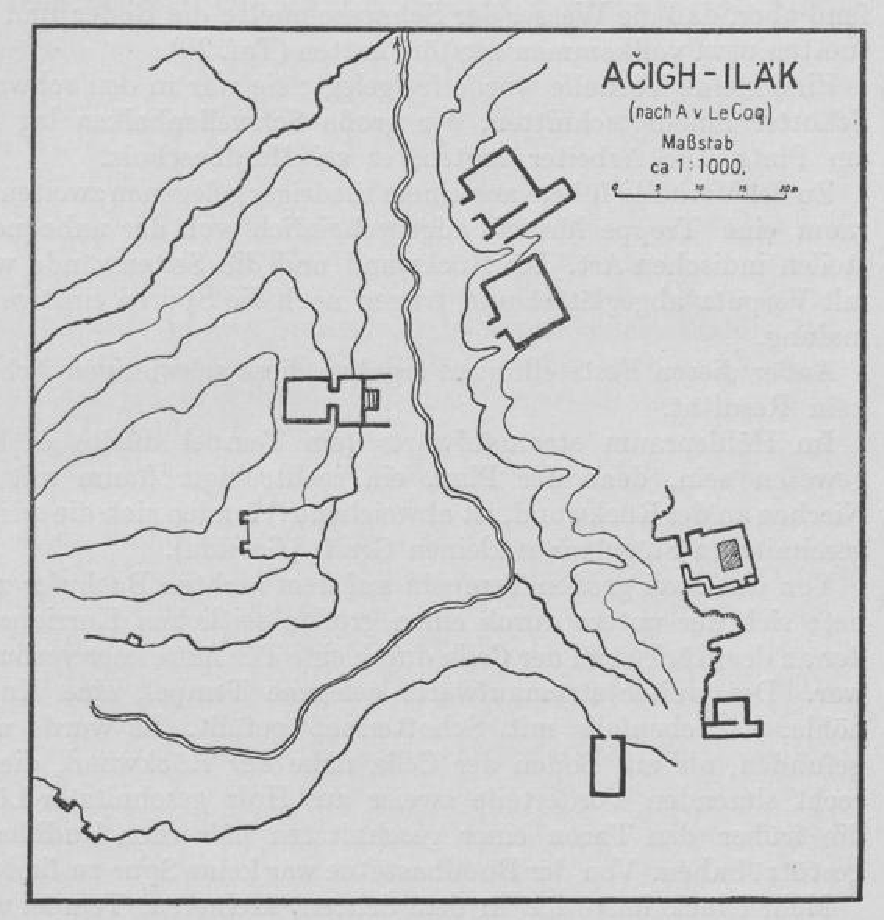
Im Süden des Fleckens Kirisch, der inmitten eines fruchtbaren, gut bewässerten Loeßplateaus erbaut ist, befindet sich im Süden und Osten eine große Strecke niedrigen Wiesengrundes, durch den ein mehrfach verzweigter Bach sich schlängelt. Am Westende des Loeßplateaus liegen die Ruinen einer ummauerten kleinen



Stadt von ovaler Form. Diese Stadt ist durch Brand zugrunde gegangen, und die Ruinen waren in einem derartigen Zustande der Zerstörung, daß außer Asche und gebrannten Luftziegeln nichts durch unsere Grabungen erzielt wurde. Wenn man von Kirisch das Loeßplateau nach Süden zu durchquert und an einer paßartigen Stelle in die Wiesenniederung herabsteigt, muß man den Bach bei einer Mühle überschreiten, dann reitet man nach Westen

und kommt an den Fuß eines anderen, aber unkultivierten Loeßplateaus, auf welches man durch eine steile Schlucht aufsteigt. Hier reitet man in südöstlicher Richtung zu einem Höhenzug, der durchweg aus schwarzem Kiesschotter besteht. Auf diesem Kiesschotter erheben sich Kuppen von Loeß, welcher demnach scheinbar hier vom Winde deponiert ist.

Ein kleines Tälchen in diesem Höhenzuge enthält einen Bach, der auf seinem südlichen Ende sich gabelt. Die Wasser sind bitter,



und das Tälchen mit den darinliegenden Tempelanlagen führt den Namen Atschigh-Iläk oder Zusammenfluß der bitteren (Gewässer). Auf der rechten Seite des Tälchens finden sich vier Tempel, von denen einer noch wichtige Malereien enthielt. Die anderen waren so durch Feuchtigkeit beschädigt, daß unsere Grabungen nur wenige Erfolge zutage förderten.

Auf der linken Seite, ganz und gar im Schotter verborgen, entdeckte ich die verschütteten Eingänge zweier Höhlenbauten, von

denen der untere (stromabwärts gelegene) aus einem Kuppeltempel und den Resten der Vorhalle mit einer Treppe bestand. Der obere war ein ziemlich großes, ebenfalls in den Stein geschnittenes Anwesen, dessen Zweck mir indessen unerklärlich geblieben ist.

In den unteren Tempel konnte man grade noch hineinkriechen. Er hatte aber Hirten zum Aufenthalt gedient, und ihre Lagerfeuer, hatten die, dem Anschein nach, prächtigen Gemälde verräuchert.

Es war ein Kuppeltempel persischer Form. Ich ließ ihn ausleeren, fand aber, daß die Wasser der Schneeschmelze die Bilder und Statuetten usw. vollkommen zerstört hatten (Taf. 20).

Eine kleine Vorhalle wurde freigelegt; sie war in den schwarzen Schotter hineingeschnitten, der große Schwellenbalken lag noch am Platz. Die Arbeiter sagten, es sei Maulbeerholz.

Zu der Vorhalle führte aus einem niedriger gelegenen zweiten Vorraum eine Treppe hinauf, augenscheinlich von der unbequemen steilen indischen Art. Die Rückwand und die Seitenwände waren mit Verputz abgeglättet und trugen noch die Spuren einstiger Bemalung.

Außer diesen Feststellungen ergaben diese schwierigen Arbeiten kein Resultat.

Im Höhlenraum stromaufwärts (ein Tempel dürfte es kaum gewesen sein, denn der Plan, ein rechteckiger Raum mit zwei Nischen an der Rückwand, ist abweichend!) fanden sich die aus Holz geschnitzten Flügel eines kleinen Greifs (Garuda).

Von den zwei großen Tempeln auf dem rechten Bachufer zeichnete sich der untere durch einen großen seitlichen Korridor aus, der an der Rückwand der Cella durch eine Tür mit dieser verbunden war. Der weiter stromaufwärts gelegene Tempel, eine Kuppelhöhle, war ebenfalls mit Schotterloeß gefüllt. Es wurde nichts gefunden, als am Boden der Cella nahe der Rückwand, die aufrecht sitzenden Vorderteile zweier aus Holz geschnitzter Löwen, die früher den Thron einer geschnitzten hölzernen Budhhafigur gestützt haben. Von der Buddhastatue war keine Spur zu finden.

Mehr Glück hatte ich in dem dritten, kleineren, Tempel weiter stromauf. Er ist merkwürdig dadurch, daß sein rechter Korridor ein kleines Fenster hat. Der Tempel ist so in den Schotter geschnitten, daß sein rechter Korridor dicht neben dem südlichen Abhang der kleinen ihn bergenden Erhebung liegt. Die Öffnung ist nicht etwa später gemacht worden, denn sie ist sorgfältig verputzt. Es ist äußerst selten, daß eine Fensteröffnung in einer Tempelwand vorkommt. Eine aus dem Stein herausgehauene Vorhalle war noch festzustellen.

Nachdem ich den Schutt hatte entfernen lassen, fanden sich die Wände noch mit Malereien bedeckt.

In der Nische des Kultbildes war der Nimbus der (zerstörten) Buddhastatue erhalten. Dahinter erhob sich ein Baum. Im Nimbus waren auf rotem Grunde zahlreiche sitzende, schwarzgekleidete Buddhas mit blauen Aureolen dargestellt. Die Farben des Nimbus selbst waren weiß und erdbeerfarben. Ein Brahmane, sitzend, war an der Decke darüber aufgemalt.

Ähnliche Buddhas wie auf dem Nimbus, schmückten die Stirnwände.

Auf der Gewölbedecke die üblichen Reihen von Berglandschaften mit Wiedergeburtslegenden. Der Zenitstreifen war blau; zu erkennen waren noch Sonne und Mond und Windgötter.

In die Nischen neben der Tür waren sitzende Buddhas hineingemalt.

Die Seitenwände und die Gewölbe der Korridore waren mit einem Rautenmuster ausgemalt, blau, grün, und weiß.

In den Seitenkorridoren trugen die inneren Wände, die am Stupa, links und rechts je eine sitzende, schwarzgekleidete Buddhafigur mit Göttern und anbetenden Menschen; auf den äußeren Korridorwänden waren je drei stehende Buddhas dargestellt mit anbetenden Menschen. Über den Eingängen Schirme.

Auf der Rückwand des hinteren Korridors standen sechs große Buddhas.

Alle diese Buddhafiguren waren in tiefschwarze Gewänder gekleidet. Ich glaube aber annehmen zu dürfen, daß die Kleider ursprünglich rotbraun waren: ein Stück Verputz mit Bemalung fand sich im Schutt einer anderen Höhle. Der obere, unbedeckte Teil war tiefschwarz, der untere Teil, der im Loeß gesteckt hatte, war rotbraun.

Im allgemeinen haben die alten Maler aber lichtbeständige Farben benutzt. Nur von einer anderen, veränderten Farbe weiß ich; in Bäzäklik-Murtuk sind die Gesichter von Stiftern oftmals schwarz, wo sie nicht bedeckt waren, aber weiß, wo sie verschüttet waren. Es scheint eine Bleifarbe zu sein, die sich oxydiert.

Das merkwürdigste Gemälde fand sich auf der Rückseite des Stupa, d. h. der inneren Seite des hinteren Korridors. Es war der Angriff von Maras Heer auf den Buddha. Die Gestalt des Buddha war leider zerstört, aber einige der angreifenden Teufel waren erhalten.

Oben links schwingt ein elefantenohriger Dämon einen linsenförmigen grünen Gegenstand mit beiden Händen gegen den Gott. Unter ihm dringt ein schwarzer Teufel gegen den Buddha vor.

Oben rechts tobt ein böser Geist mit schlangenumwundenem Kopf. Unter ihm steht Mara, ein großes, grades zweihändiges Schwert ziehend, neben ihm ein Löwe mit kleiner blauer Mähne, aus dessen Rachen eine Lanze gegen den Buddha fährt. Rechts davon steht eine Tochter des Mara und unter ihr ein schweinsköpfiger Teufel.

Ich habe später mit Bartus diese Siedelung besucht und die wichtigsten Bilder herausschneiden lassen. Sie waren aber schwer zu bergen.

Das Vorkommen der stehenden Buddhas an der Hinterwand ist auffällig. Solche Reihen kommen hauptsächlich in Bäzäklik vor, wo es Darbietungsszenen sind. Wir haben es hier vielleicht mit einer Übergangsstufe zu den Turfaner Kunstübungen zu tun. Ich möchte das Datum dieser Bilder später ansetzen als das der meisten Bilder aus Kyzil und später als das der — im Verhältnis zu Kyzil — oft etwas jüngeren Bilder von Kum Tura; sagen wir 9. Jahrhundert.

Im südlichen Ende der Schlucht war noch ein rechteckiger gewölbter Raum in den Fels geschnitten. Er war leer mit unbemalten Wänden, aber ich fand hier einige Manuskripte in indischer Schrift.

Wenn man die kleinen Kuppen auf dem rechten Bachufer, in denen diese Tempel sich befinden, überschreitet, so kommt man zu einem anderen, ebenfalls aus solchen Kuppen bestehenden Höhenzug.

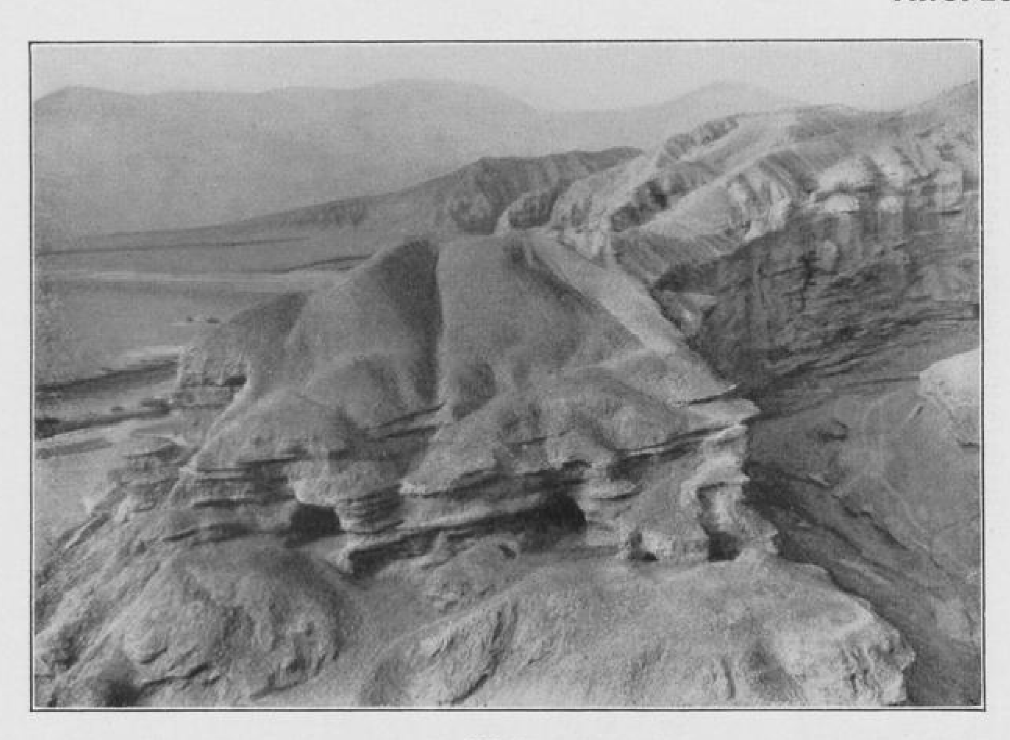
Hier waren Wohnhöhlen in den Stein geschnitten, in denen man ganz behaglich leben konnte; sie hatten Kamine, und einen Raum erkannte man durch das Vorhandensein eines Herdes als Küche.

Hier wurden Gegenstände des täglichen Gebrauchs gefunden, derbe Nadeln, Pfrieme, eine Schere, Besen aus den Ähren einer großen Panicumart, wie sie heute noch gemacht werden, u. dgl.

Unklar blieb mir der Zweck einer merkwürdigen Höhle. Sie lief, etwa 11 m lang und 2,50 m breit, von Osten nach Westen durch den Gipfel einer der Kuppen. Die Decke war in Form eines Hufeisens gewölbt; an den Seiten lief ein, meist zerstörter, bankartiger Sockel. Der Raum war an beiden Seiten offen und gestattete nach Westen einen Blick in die bizarre Kuppenlandschaft, nach Osten eine weite Aussicht in die Wüste und das jenseits eines breiten Streifens unbewässerten Landes beginnende grünende Kulturland.

Mich erinnert dieser Raum am meisten an das Refektorium eines mittelalterlichen Klosters.

Übrigens ist ein ähnlicher Raum in eine benachbarte Kuppe gehauen: hier ist aber die Ostseite verschlossen.



Höhlen oberhalb der Festung, Kum Tura



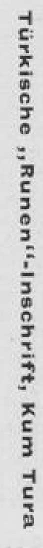
Steinkern einer Buddhafigur, Kum Tura



„Tocharische" Stifterfamilie, Kyzil



Tierfries, Sim-Sim

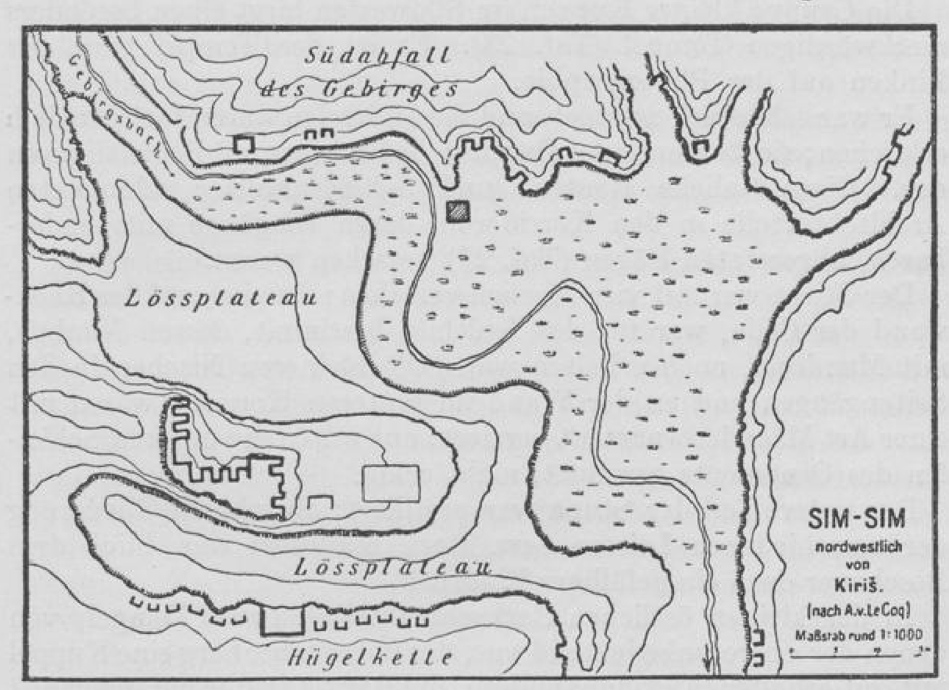




Türkische „Runen"-Inschrift, Kum Tura

Grabungen in Sim-Sim

Nordöstlich von dem kleinen Flecken Kirisch bei Kutscha befindet sich in einem wilden Tälchen eine große und zum Teil sehr alte Siedlung von Höhlentempeln. Das Tal hat seinen Zugang am östlichen Ende, ein Bach zieht sich durch ihn in die Ebene. Es ist ungefähr von rechteckiger Form. Drei Seitenschluchten erscheinen am nordöstlichen Ende. Die westliche Hälfte wird eingenommen



von einem Lößplateau, das sich über dem übrigen, etwas sumpfigen Teil des Tales erhebt. Auf diesem Lößplateaus steht im Südwesten des Tales eine merkwürdige Gruppe von niederen Kuppen eines weichen Steines, in welche eine Anzahl von Tempeln geschnitten sind.

Die Türöffnungen sind sämtlich nach Osten oder nach Norden orientiert. Die südliche Begrenzung des Tales besteht aus einer zerrissenen, unheimlich wilden Hügelkette, in der ein ungeheurer Tempel in der Mitte einer Anzahl kleinerer zum Teil sehr alter Tempelchen sich erhebt. Die Türöffnungen aller dieser Tempel

sind nach Norden orientiert. Einige dieser Felsentempel sind mit den merkwürdigen iranischen „Laternen"-Decken — Nachbildungen einer heute noch angewendeten Holzkonstruktion — versehen.

Im Norden wird das Tal begrenzt durch das Massiv des Gebirges, und hier finden sich eine Reihe von kleineren und größeren Tempeln. Der Rest eines ungeheueren Stupa liegt ungefähr in der Mitte des Nordabhangs, aber schon im sumpfigen Gelände. Auch in dem ziemlich engen Zugang im Süden des Tales sind sowohl auf der Ost- wie auf der Westseite Reste von Tempeln.

Diese z. T. sehr alte Siedlung trägt bei den modernen türkischen Bewohnern den Namen Sim-sim, was Sesam bedeutet. Vielleicht nennt man es so in Erinnerung an die bekannte Erzählung aus „1001 Nacht", Ali Baba und die vierzig Räuber.

Die Gruppe kleiner Kuppen im Südwesten birgt einen besonders merkwürdigen Tempel (Taf. 23). Es ist der Tempel ganz zur Linken auf der Photographie.

Er war sehr stark zerstört, und die Malereien waren fast gänzlich erloschen; sie stellten in der Hauptsache Buddhas mit Begleitfiguren dar. Eigentümliche Rauten- und Scheibenmuster schmückten Architekturteile in den Korridoren, deren Eingänge mit sonderbaren, abgesetzten Bögen (Taf. 24) versehen waren.

Der Stupa war mit vier Nischen versehen; die eine, auf der Rückwand der Cella, war für das Kultbild bestimmt, dessen Nimbus, mit Mandorla, noch erhalten war. Die kleineren Nischen in den Seitengängen und an der Wand im hinteren Korridor waren mit einer Art Mäanderornament verziert: nur waren die unteren Schleifen des Ornaments gerundet, nicht eckig.

Der untere Teil der Stupa war profiliert; obwohl die Gliederung der verschiedenen Leisten usw. stark zerstoßen war, blieb dem Beschauer doch ein gefälliger Eindruck.

In der kleinen östlichen Bachschlucht liegen zwei Tempel, von denen der obere unbedeutend war, der untere aber barg eine Kuppel mit gut erhaltenen Buddhabildern, die Bartus später herausschnitt und die in diesem Winter im Museum zur Aufstellung hergerichtet worden ist. Auch sie wird im eigenen Raum, nach Art der Aufstellung der „Pfauenhöhle" (Taf. 17) ausgestellt werden.

Die Kuppel erhebt sich auf einer Anzahl von Simsen, die nach Art des Balkenwerks einer „Laternen"decke ansteigend, mit chinesischen Dekorationen (Blumenfriese und geometrische Elemente mit Blumen verziert) auf das geschmackvollste bemalt sind. In den Ecken, die, von unten gesehen, Dreiecke bilden, sind halbe Figuren von Weltenhütern dargestellt, die, gewissermaßen aus

den Seitenwänden emporwachsend, die Kuppel mit erhobenen Armen stützen. Augenscheinlich ist die Kuppel als aus einem Teich hervorragend gedacht, und jene Dämonen oder Halbgötter stehen bis zum halben Oberkörper im Wasser.

Die Kuppel ist in sieben Streifen oder Felder geteilt, in deren jedem ein Buddha steht. Zu seinen Füßen sind Blumen und allerhand Geschöpfe gemalt. Auf unserer Photographie sind die Begleitfiguren links ein Fisch mit großen Flossen oder Flügeln und Menschenkopf, der aus einem Teich auftaucht, rechts ein kniender Brahmane mit erhobener linker Hand. (Taf. 25.) Die anderen, nicht abgebildeten Begleitfiguren sind: ein kniender Brahmane, mit seiner Laubhütte; ein Mönch mit einer Lampe auf dem Kopf und zwei in den Händen; ein Eber; ein schwarzer Schwan; ein Brahmane mit langem Stab (Krücke?). Diese Figuren erscheinen rechts oder links von den betreffenden Buddhas; auf der anderen Seite steht eine Blume zu seinen Füßen.

Der Oberteil der Kuppel ist mit einem einer Lotusblume ähnelnden Schirm ausgemalt, der am Unterrand ein Zackenornament trägt. Glöckchentragende (?) Anhänger sind am Außenrande angebracht.

Es ist leider nicht gelungen, den ganzen Schirm herauszuschneiden; der Verputz war sehr morsch und fiel bei der Berührung in Stücken herab. Es wurde nur ein Stück davon gerettet.

In einem anderen Tempel, den wir schon 1906 bewundert hatten, fanden wir den schönen Tierfries wieder, den wir damals hatten mitnehmen wollen. Wie im ersten Bande dieses Werkes geschildert, mußten wir damals die Arbeit in Kirisch aufgeben, weil die russische Expedition Berezowskij dagegen Einspruch erhob. Diese Herren hatten von der Technik des Herausschneidens der Bilder keine Ahnung. Nach der Schilderung der Arbeiter versuchten sie die Wandgemälde mit einem alten Kosakensäbel, der zwischen den Fels und den Verputz gesteckt wurde, loszulösen!

Es ist begreiflich, daß bei diesem rohen Verfahren viel zugrunde ging.

Wir haben damals nachgegeben und fanden den Fries intakt vor. Die Russen hatten ihn nicht berührt, aber die Ziegenhirten hatten 7 Jahre dort Winters gehaust und ihre Feuer hatten den Fries mit einer Schicht Ruß bedeckt, dessen Entfernung durchaus nicht glücken wollte.

Wir konnten nur ein Stück herausnehmen. Es ist die Gestalt eines Wolfes (Taf. 30), der einen Affen verfolgt (diese zweite Figur ließ sich schlecht photographieren und wird daher nicht abgebildet).

Die Tiergestalten sind in sehr geschickter Weise in ein Ranken- und Pflanzenornament hinein komponiert. Dargestellt waren, laut Grünwedels Bericht von der dritten Expedition (jetzt waren sie nicht mehr zu erkennen), auf der Wand links vom Eingang: „Wolf, Affe, Wolf, Zebu; auf der Rückwand Steinhühner und Affen. Die Tiere sind so mit dem Ornament verbunden, daß ihre Extremitäten sich entweder in die Mittelrippe des Blattwerks fügen oder die Zwischenräume desselben ausfüllen, z. B. die Arme des Affen, die Füße der Steinhühner. Die Schwänze der Affen und Wölfe bilden selbst Rippen des Blattornaments, die Mittelrippen kommen aus den Rachen der Wölfe heraus oder bilden die Verlängerung der Vogelschnäbel.“

Dieser schöne Fries fand sich auf dem untersten der Gesimse, die die Kuppel tragen.

In einem anderen Tempel fand sich eine Darstellung, welche zeigt, wie unveränderlich in diesen abgelegenen Gegenden manche Dinge sind.

In Turfan, besonders aber in Komul, wurden noch zur Zeit unseres Besuches (1905) große flachrunde Mützen aus indischem Gold- oder Silberbrocat (Kimchāb) getragen, und zwar von Männern und Frauen.

Dieselben seltsamen Kopfbedeckungen fand ich in Yārkänd und in Kutscha, wo sie sogar noch größer waren. Sie wurden dort aber nicht mehr getragen, und ich erstand die beiden riesigen Exemplare unserer Sammlung von alten Weiblein, die mir ihre Kleidertruhen öffneten. Das abgebildete Stück (Taf. 9) war aus schwerem Goldbrokat mit silbernen Schlangenlinien. Eine durchaus verwandte Form fand sich in einem dieser Tempel (wohl VII. Jahrh.).

Eine gute Ansicht der Cella eines der größeren Tempel bringt Taf. 27. Es ist der Tempel „mit den Brahmanen“, nach der Darstellung zweier dieser Religiosen oberhalb der Hufeisenbogen der Korridoreingänge.

Das imposanteste Heiligtum aber befand sich in der das Tal im Süden abschließenden, von den Wassern der Schneeschmelze wüst zerklüfteten Hügelkette (Taf. 26). Es nimmt ungefähr die Mitte der Anlage ein. Die Tempel westlich von diesem Tempel waren aber z. T. durch Geröllabstürze und Schlammgüsse verschüttet.

Die Cella dieses wenigstens 15 m hohen Tempels war bis zum Oberteil der Korridore rechts und links vom Stupa mit vielfach geborstenem steinharten Löß erfüllt. (Taf. 27).

An den Seitenwänden und an der Rückwand der Cella befanden sich mächtige Einschnitte, in denen früher Balken zur Anbringung von Balkonen geruht hatten.

Heute wäre es schwer, wenn nicht unmöglich, in Ostturkistan so dicke Balken aufzutreiben; war die Vegetation damals üppiger oder importierte man diese gewaltigen Hölzer vom Nordabhange des Thien Schan? Oder setzte man sie kunstreich aus kleineren Balken zusammen?

In der Rückwand waren noch zwei riesige und vier kleinere Dübellöcher angebracht, die zur Befestigung der enormen Buddhafigur gedient haben dürften. Merkwürdigerweise war von dieser Figur nicht die geringste Spur zu finden, auch nicht, als ich unter unsäglichen Bemühungen der Kirischer Bauern, die Lößanhäufungen in der Cella untersuchen ließ.

Allerdings bin ich nur an den Seiten, in einer Linie mit der Axis der Korridore, auf den Grund gelangt.

Die Grabung ergab nur zusammengebackenen Lehm und Reste von buntbemalten Stoffen von Laternen, die sich merkwürdigerweise unter einigen Felsstücken vorfanden.

Dafür legten wir aber einen Sockel blos, der an der rechten Seitenwand der Cella einherlief und etwa 50 cm hoch war. Zu meinem Erstaunen waren hier einige Malereien erhalten. Ein Bild stellte eine Göttin mit Schlangen in den Händen dar und erinnerte befremdlich an kretische Statuen.

In der Cella war sonst von Malerei nicht eine Spur erhalten; wir leerten aber den rechten Gang aus und fanden die äußere Wand noch bemalt mit Darstellungen von Berglandschaften mit Wiedergeburtserzählungen. In der obersten Bergreihe rechts ein Lieblingstier der Iranier, der Steinbock, Steinhühner und Affen. Links oben ein Greif (Garuda) mit einer Schlange im Schnabel (Taf. 26).

Der Zenitstreifen war z. T. zerstört; er zeigte, auf blauem oder blaugrünem Hintergrund, vorn, den Wagen des Sonnengottes mit vier nach den Seiten gallopierenden Pferden und enface gesehenen Rädern. Die Pferde sind je ein Schecke und ein Brauner mit weißem Gesicht und weißer Mähne.

Die weiße Sonnenscheibe ist fast ganz zerstört; vor ihr sitzt der ebenfalls nur teilweise erhaltene Gott. Ein Bein ist untergeschlagen. Das andere hängt vom Wagenrande herab und ruht auf einem seltsamerweise zwischen den Rädern fliegenden (?) Teppich mit Rautenmuster.

Hinter dem Gott schweben zwei Windgottheiten, eine weiße und eine schwarze, mit dem Windschlauch. Es sind dämonische Weiber mit häßlichen Hängebrüsten. Sie ragen nur mit dem Oberkörper aus den Wolken hervor.

Dahinter schweben zwei Mönche oder Buddhas mit Nimben; beide Arme werden in Brusthöhe gehalten; sie scheinen miteinander zu sprechen.

Hinter diesen schwebenden Heiligen fliegt ein (doppelhäuptiger?) Garuda mit einer Schlange in den Fängen, und hinter diesem Vogel wieder erscheint, sehr zerstört, der Mondgott auf seinem Wagen.

Daß es der Mondgott ist, ergibt sich aus der seinen hellfarbigen Nimbus einfassenden Mondsichel, wie sie auf manichäischen Gemälden und Miniaturen vorkommt.

Zwischen diesen Figuren wird der Hintergrund belebt durch Konstellationen und äußerst keck gemalt fliegende Enten.

Von den dargestellten Figuren sind die Windgöttinnen, der Sonnengott und der Mondgott Ableitungen aus der hellenistischen Kunst.

Es fällt auf, daß in Ländern hellenistischer Kultur die androgynen Gestalten der klassischen Kunst, die Hermaphroditen, leicht zu Frauen umgewandelt werden.

Die Darstellung der Windgöttinnen geht zurück auf den Typ des Windgottes in der Gandharakunst, eines schönen weichlichen Jünglings. Schon im hellenistischen Ägypten ist aus dem Windgott eine Windgöttin geworden, hier werden sie zu garstigen Weibern degradiert, und vollends in der tibetischen Kunst werden es die scheußlichen, bluttrinkenden und Eingeweide verschlingenden weiblichen Dämonen des verkommenen lamaistischen Buddhismus.

Auch der Sonnen- und der Mondgott verdankt antiken Darstellungen seine Entstehung. Die hier vorkommenden Typen sind sicherlich auf dem Wege über Iran nach Turkistan gekommen.

Hier in diesem Tale habe ich noch öfter den Spaten angesetzt; aber wir selbst, nach uns die Russen, endlich Schatzgräber aus Kutscha, hatten hier schon vorgearbeitet.

Außer einer schönen Ausbeute an Bildern haben wir nur wenige Altertümer hier bergen können, wie denn unsere Bemühungen überall den Nachweis erbracht haben, daß an den bekannten Stätten des Nordrandes wenig mehr für den Spatenforscher zu holen sein dürfte. Anders im Süden, in Sir A. Steins Reich, wo die Verhältnisse aber noch ganz erheblich schwieriger liegen und wo dem vom Glück begünstigten, fleißigen und aufmerksamen Forscher noch ungeahnte Erfolge winken können.

Was das Alter der Tempel von Simsim angeht, so glaube ich, daß der große Tempel in der Südkette, und die benachbarten Höhlentempel mit „Laternen"-Decken die ältesten Heiligtümer des Tälchens sind und spätestens ins 8. Jahrhundert zu datieren sein dürften.

Auch in der Nordkette sind einige Tempel alt, wie die Brahmanenhöhle, die „mit dem Tierfries" (7.—8. Jahrh.). Die Höhle mit der Buddha-Kuppel ist vielleicht Ende des 8. bis Mitte des 9. Jahrhunderts anzusetzen.

Aufenthalt in Kum-Aryk

Die Grabung in Kum-Aryk

Wenn man die Stadt Kutscha durch ihr Osttor verläßt und etwa 2 km weit der nach Osten führenden Landstraße nach Bügür folgt, stößt man auf die nach Nordosten verlaufende Landstraße nach dem Flecken Kirisch. Man passiert die Reste der Stadtmauer der mittelalterlichen Festung Kutscha und erreicht nach Zurücklegung von ungefähr weiteren 2 km das merkwürdige buddhistische Kloster von Kum-Aryk. Vom Kloster selbst war zunächst nichts zu erblicken (Taf. 28).

Die Zellen der Mönche, oder vielmehr deren Grundmauern, lagen alle unter der Erdoberfläche. Nur ein großes stupaähnliches Gebäude war sichtbar. Hinter ihm, in nordöstlicher Richtung, erhebt sich ein großes, modernes muhammedanisches Heiligtum, das bezeichnenderweise den Namen Ming-tän ātám (pers.-türk. = Vater der tausend Körper) führt (Taf. 28).

Wir haben hier wieder einen Fall, daß eine neue Religion, hier der Islam, sich der früher von einer anderen Religionsgemeinschaft als heilig verehrten Stätten bemächtigt und für ihren Gott verwendet hat. Das buddhistische Heiligtum war nämlich, wie unsere Grabungen ergaben, dem tausendhändigen Avalokitesvara (Kwannon) geweiht: im Stupa fanden sich Reste eines riesigen, aus vielen Händen zusammengesetzten Nimbus dieser Gottheit, dessen vielfache Körperlichkeit im islamischen Namen ebenfalls zum Ausdruck kommt.

Der Stupa, wenn anders wir diesen Tempel als einen solchen bezeichnen dürfen, steht auf einer 85 cm hohen, achteckigen Basis, darauf ruht eine zweite, 22 cm hohe, kreisrunde Basis, auf der sich der 2,20 m hohe, achteckige Unterteil des Gebäudes erhebt.

Der ebenfalls achteckige turmartige Oberteil ist 6,50 m hoch, das Dach ist überall zerstört, scheint aber aus Holz gewesen zu sein, denn es lagen nur wenige Ziegel, dafür aber viel Brandschutt in diesem Bau von 1,70 m Mauerdicke. Der von diesen Mauern eingeschlossene Raum war kreisrund. In seiner Mitte erhob sich ein merkwürdiger, ebenfalls kreisrunder, am Oberrand zerstörter, brunnenähnlicher Schacht von 1,10 m Höhe, dessen Lumen 3,40 m maß. Seine Mauer hatte eine Dicke von 1 m. Der Raum zwischen

der Innenmauer dieses Schachtes und der Innenmauer des Turmes maß von Mauer zu Mauer 1,85 m. Der Schacht öffnete sich unten in eine Kammer, in die man durch ein, durch Schatzgräber in den für die Anlage der Treppe errichteten Vorraum gebrochenes Loch, hineinkriechen konnte.

In diesem Schacht fand sich der schöne Torso eines Weltenhüters, gepanzert und reich bemalt — (ein wichtiges Glied in der Entwicklungsreihe des chinesischen Panzers der T'ang-Zeit aus der hellenistischen Rüstung der Gandharakrieger) — einige chinesische, buddhistische Texte der T'angzeit, eine schöne, kleine, sehr schlanke Holzfigur (ohne Kopf) des Avalokitesvara — (offenbar identisch mit dem schlanken Typ der Kwannon in Japan) — sowie viele andere Altertümer. Alle Funde wurden im Magazin des Scheichs verstaut, bis ich mit Bartus wieder käme, um sie für den weiten Transport zu verpacken.

An der Außenwand des Schachtes war noch etwas bemalter Stuck erhalten. Genau nach Osten, nach Südosten, nach Nordosten, Norden und Nordwesten orientiert, waren Darstellungen des sanduhrförmigen Berges Meru aufgemalt. Dazwischen, auf seltsamen Teppichen, Reste von in weiße und rote Gewänder gekleideten knienden Figuren von Göttern oder Menschen. Die Westseite war des Verputzes beraubt.

Auf der Nordostseite außerhalb des Gebäudes wurde beim Untersuchen der Umgebung des Bauwerks ein Stück bemalten Verputzes aufgedeckt. Die Malerei zeigte eine Reihe weißgekleideter Männer (alle diese Gemälde sind noch nicht ausgepackt). Sollten diese Weißgekleideten etwa Manichäer sein? Manichäische Kolonien haben sicherlich, vor der Bekehrung der Uigurenkönige im 8. Jahrhundert n. Chr. in manchen Orten Ostturkistans bestanden, so z. B. in Chotän, und ich glaube, daß die „größte Höhle“ in Kyzil, mit ihrem sassanidischen Entenfries, ebenfalls ein Heiligtum vertriebener Manichäer war.

Am achteckigen Unterbau des Gebäudes standen auf der runden Basis eine Anzahl runder und eckiger Sockel für Lehmstatuen, welche letzteren aber sämtlich verschwunden waren. Vor der nach Süden sich öffnenden Tür befand sich ein Vorbau, der vielleicht mit dem weiter nach Süden vorgelagerten Mauerwerk die früher zu dem hochgelegenen Eingang führende Holztreppe getragen hat. Hier fand ich eine Bronze-Pfeilspitze skythischer Form.

Die mit Sockeln versehenen achteckigen Mauerteile standen bis über die Sockel im Erdreich. Die runde und die unterste achteckige Basis waren vollkommen verschüttet und wurden erst all-

mählich freigelegt. Die Untersuchung ergab, daß das Gebäude auf einem großen, mit Mauern umgebenen Hof errichtet worden ist. Der Fußboden dieses recht ansehnlichen Hofes war überall mit geglättetem Gips von schneeweißer Farbe belegt. Es ist wohl jenes Präparat, welches in Indien noch heute unter dem Namen chunam zu demselben Zweck benutzt wird. (Vgl. Yule-Burnell, Hobson-Jobson, S. 168: „The flooring is generally composed of a kind of loam or stucco, called chunam, being a lime made of burnt shells," und ebenda: „chinam is lime made of cockleshells or of lime-stone."

Leider sind die Maße der Umfassungsmauern dieses Hofes verlorengegangen. Angelehnt an die Umfassungsmauern befanden sich, besonders auf der Westseite, die ebenfalls nur in geringer Höhe erhaltenen Mauern von Reihen von Zellen für die Mönche. Die Grabungen in diesem Heiligtum stießen zunächst auf erhebliche Schwierigkeiten. Der Scheich des danebenliegenden muhammedanischen Heiligtums hatte Bedenken, uns dort graben zu lassen, und nur eine ziemlich bedeutende Geldspende veranlaßte ihn, seine Einwilligung zu geben.

Aber auch die Beschaffung von Arbeitskräften stieß auf Schwierigkeiten. Infolge unseres Verhältnisses zu der Regierung in Kutscha gelang es uns nicht, Arbeiter dort anzuwerben. Ich schickte daher nach Kirisch und ließ eine Anzahl Bauernjungen von dort kommen, mit deren Hilfe diese Arbeiten ausgeführt wurden. Sie waren noch ungeübt, und leider ereignete sich ein Unglück durch den zu großen Eifer, den sie bei der Freilegung der Bauten bewiesen. Einer von ihnen schlug mit seiner schweren Hacke einem seiner Kameraden den Vorderteil des Fußes glatt ab, so daß schleunigst Hilfe geholt werden mußte.

Es ist bezeichnend für die fabelhafte Lebenskraft dieser Leute, daß die Wunde in ganz kurzer Zeit verheilte und der Mann, wenn auch humpelnd, seinem Erwerb wieder nachgehen konnte. Natürlich war ich genötigt, auch ihn für sein Unglück zu entschädigen.

Meine Wohnung hatte ich aufgeschlagen im Hause des Scheich, welches, genau am Rande der Wüste gelegen, durch einen großen, mit zahlreichen Bäumen bestandenen Kanal, angenehme Kühlung darbot. Jenseits des Kanals fängt die Wüste an, die vom Kulturland wie durch einen scharfen Schnitt getrennt ist (Taf. 28).

Ich freue mich, auch hier den Landesbewohnern, besonders den Frauen, einiges wohlverdientes Lob spenden zu können.

Trotz der geraumen Zeit, die seit meiner Erkrankung vergangen war, war ich noch immer sehr schwach. Ich hatte sehr stark an

Gewicht verloren und man sah mir die überstandene Krankheit noch sehr deutlich an.

Die Mutter des Scheich, durch ihren Sohn dort eine angesehene Frau, der der Titel „Kuznatsch" (etwa mylady) zukommt (Taf. 21), nahm sich meiner mit vieler Freundlichkeit, ich möchte sagen, Liebe, an. Es war eine große magere, zartgliedrige Frau mit leicht ergrautem, dunkelbraunen Haar und gleichfarbigen Augen, aus denen große Güte leuchtete. In Europa wäre diese Frau, in westländischer Kleidung, nirgendwo aufgefallen.

Sie war aber ebenso klug als gütig und regierte ihre kleine Familie als mütterliche, aber uneingeschränkte Herrscherin. Das Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern — und umgekehrt — scheint bei diesem Völkchen überhaupt musterhaft zu sein. Und die Stellung jener Frauen guter Familien, die genug Charakter und Klugheit besitzen, ist oftmals, trotz der erlaubten Polygamie, viel besser und einflußreicher als sonst im Islam.

Hier bekam ich einen Brief von Herrn Bartus mit bedauerlichen Nachrichten. Auch er war in meiner Abwesenheit erkrankt und war genötigt, ein paar Tage das Bett zu hüten.

Inzwischen war das Verhältnis des Koches Kāsim zu der Frau unseres Wirtes Tömür zu einem Ärgernis geworden. Ihr Gatte — so unterwürfig sind diese Leute — wagte nicht, gegen den Diener der fremden Herren aufzutreten, aber sein Groll gegen Kāsim wuchs täglich.

Dieser Mann entwickelte sich von Tag zu Tag in mehr und mehr unerfreulicher Weise und leitete während Bartus' Krankheit eine Verschwörung — kaum ist es zu glauben! — gegen diesen ein. Die Kyzilleute hatte Herr Bartus entlassen, Kāsim aber hatte sich mit einigen Landstreichern verbündet und diese zu einem Überfall auf den Kranken beredet.

Bartus schilderte mir im Brief diese Angelegenheit sehr viel weniger ernst als sie in Wirklichkeit gewesen war, weil er mich nicht beunruhigen wollte. Den weiteren Verlauf erfuhr ich erst viel später mündlich von Bartus selber und von Tömür und dem Aksakal oder Schulzen von Kyzil.

Als Bartus eines Nachts zu Bett lag, hörte er in der nahen Lehmwand ein eigentümlich knirschendes Geräusch. Er dachte sofort an mein Abenteuer 1905 in Daban-tsching, wo Diebe durch ein in die Lehmwand geschnittenes Loch eingedrungen waren, und paßte nun mit allen Ohren auf.

Den Browning hatte er neben sich liegen, schnell gürtete er ihn um, zog leise die Stiefeln an, ergriff seine große Peitsche und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Das Geräusch wurde lauter — er hielt die Bettdecke an die Wand, und als diese plötzlich bewegt wurde, wußte er, daß das Messer durch die Wand hindurchgedrungen war.

Der Dieb arbeitete mit Anstrengung, man hörte Stücke von der Wand abbröckeln; sehen konnte man gar nichts, denn im Raum war es dunkel und draußen ebenfalls. Es dauerte noch geraume Zeit, bis Bartus hörte, wie der Eindringling seinen Körper durch das Loch zu zwängen begann; da stürzte er sich auf ihn, packte ihn, vom Zufall begünstigt, am Hinterhals und ergriff ihn beim rechten Arm, dem zum Glück das breite chinesische Messer vor Schreck entfiel.

Jetzt hatte Bartus die Oberhand; er prügelte den Kerl, den er trotz alles Sträubens ins Zimmer zog, fürchterlich durch, trotz des heftigen Geschreis, das der Mann ausstieß. Die Spießgesellen hatten in der Nähe gelauert, nun kamen sie an die Tür — wir hatten eine solide neue machen lassen! — und versuchten einzudringen.

Der Eindringling hatte einige schwere Hiebe auf den Kopf erhalten und bewegte sich nicht mehr, sondern stöhnte nur — Bartus sprang zur Tür, riß den Riegel weg und warf einen Kerl, der davorstand, durch einen Faustschlag in den Magen nieder. Bauf! krachte ein Gewehr, und eine Ladung gestohlener Nägel — sie wurden im Türsturz gefunden — sauste Bartus über den Kopf. Wütend warf er sich auf den Attentäter, ergriff die alte Donnerbüchse, entwand sie dem mörderischen Angreifer und schlug ihn damit nieder. Dann, mit einem Schlag gegen einen nahestehenden Weidenbaum, zerschlug er das Gewehr, gab jeden der drei Attentäter einen tüchtigen Schlag mit dem Lauf und prügelte sie dann mit der Peitsche durch, daß wenig fehlte, daß sie gestorben wären.

Tömür war durch den Schuß geweckt worden und kam mit Licht herbei; er hielt den ersten der beiden Spießgesellen fest und nun wurden die Kerle gefesselt.

Kāsim hatte keinerlei Miene gemacht, seinem Herrn, oder den anderen, beizustehen. Er wurde gescholten, entschuldigte sich aber, er habe zu große Furcht gehabt.

Der eine Kerl hatte einen Schlag mit dem Gewehrlauf über den Schädel bekommen und mußte verbunden werden, auch der, den Bartus im Mauerloch erwischt hatte, blutete und bekam seine Bandage. Als sie wieder zu sich gekommen waren, begannen sie auf Kāsim zu schimpfen und ihn der Anstiftung und Feigheit anzuklagen. Der wollte nun ausreißen, aber Bartus erwischte ihn, und als er sich zur Wehr setzte, bekam er einen Schlag, der ihm ein schönes blaues Auge gab.

Tömür war nun nicht mehr zu halten, er warf sich auf den Koch und prügelte ihn seinerseits mit Wut.

Es schien am besten, auch Kāsim zu fesseln. Am nächsten Morgen wurden die drei Halunken nach Kyzil gebracht und dem Aksakal übergeben zur Abführung nach Kutscha, wo sie dem chinesischen Richter zur Bestrafung eingeliefert werden sollten.

Es ist auffällig, daß sie — angeblich — nicht in Kutscha eintrafen. Entweder wurden sie von Freunden befreit oder sie gehörten zu den Banden des neuen Amban, der sie natürlich schützte.

Kāsim erschien dann — eine ganz unglaubliche Frechheit! — einige Zeit nachdem der afghanische Bote mir Bartus Brief überbracht hatte, bei mir in Kum Aryk; er bat um seinen rückständigen Sold, seine Ersparnisse seien ihm gestohlen worden.

Er hatte ein blaues Auge und war sonst im Gesicht zerschunden; seine Selbstzufriedenheit hatte ihn gänzlich verlassen; wehmütig bat er um Gnade — er habe sich bloß von Bartus seinen Lohn erbitten wollen!

Ich wußte noch nicht, was sich alles zugetragen hatte, wollte ihn aber für seine Aufführung, die Bartus mir sehr viel milder geschildert hatte, bestrafen lassen und sagte ihm daher, er solle am nächsten Tage wiederkommen. Ich sandte Maksud zum Tong-nung, um Kāsim einstecken zu lassen. Der Chinese wollte aber nicht, sondern meinte, die Sache wäre schwierig zu entscheiden; wenn der Mann noch Geld zu empfangen hätte, täte ich besser, ihn zu bezahlen. Er würde ihn dann nach Kaschghar zurücksenden. Seine Prügel hätte er ja ohnehin schon bekommen. Dagegen war wenig zu sagen; ich merkte, daß Kāsim zu den „Kimārbāz“freunden des Amban gehörte und hielt es für rätlich, der Weisung des Chinesen Folge zu leisten.

Als Kāsim daher am nächsten Tage sehr ängstlich eintrat, bezahlte ich ihm seinen Sold und schickte ihn mit einem Soldaten des Yamen zum Tong-nung.

Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht.

Ein solcher mörderischer Angriff, noch dazu auf einen Fremden und auf einen Mann, der, wie Bartus, die Landstraße von Kaschghar entlang bis nach Komul für Stärke und Unerschrockenheit berühmt war, war für uns ein unerwartetes Ereignis. Es zeigt, wie sehr durch die Vernichtung der alten Ordnung, sogar bei diesem, im allgemeinen so friedlichen und liebenswürdigen Volk, eine große Verwilderung eingerissen war.

Zum Glück blieb es das einzige Erlebnis dieser unerfreulichen Art. Hätte ich aber die Einzelheiten gleich gekannt, so hätte ich

Macartneys Hilfe angerufen und hätte die Attentäter vielleicht doch noch offiziell bestrafen lassen können.

Allerdings hatten sie fürchterliche Prügel bekommen; der Aksakal von Kyzil sagte: „jene haben eklig ‚Stock' gegessen!"

Dieses Vorkommnis erfüllte mich aber mit großer Sorge; ich richtete einen Boten an Bartus ab, mit der Mitteilung, daß ich sogleich nach Kyzil und zu ihm kommen würde, nachdem ich in Kutscha Transport bestellt haben würde und verabschiedete mich von der Familie des Scheich.

Rückkehr nach Kutscha
Verfrachtung der ersten 70 Kisten

Es war mittlerweile Mitte September geworden, und die günstige Zeit für den Transport schwerer Lasten begann.

Bei der russischen Transportgesellschaft in Kaschghar hatte ich mich genau nach dem Gewicht erkundigt, das ich auf Pferden für die Beförderung durch sie über den Terekpaß in jede Kiste laden könne, und sie hatte mir 125 Pfund als übliches Gewicht genannt.

Alle Kisten waren in diesem Gewicht gepackt worden, und ich wünschte sie mit Wagen nach Kaschghar zu schicken.

Ich ritt von Kum Aryk nach Kutscha herüber und ließ den Ältesten (Aksakal) der Wagenführer kommen, um mit ihm über den Preis der Wagenmiete nach Kaschghar zu verhandeln. Der Mann verlangte ganz kühl 100 sär (RM 250—300), was ich lächelnd mit dem Gebot von 25 sär beantwortete.

Obwohl Isa Chan, der russische, und Sahib Ali Chan, der englische Aksakal, mich unterstützten, gelang es doch nicht, den Mann weiter als auf 70 sär herunterzubieten, und ich schickte ihn fort, um mit dem Landrat zu sprechen. Der wollte aber nicht eingreifen, obwohl er den Preis für eine unverantwortliche Überforderung hielt.

Die Wagenführer wußten, daß wir eilig waren, und hatten untereinander einen Ring gebildet, um den Fremden möglichst viel Geld abzunehmen.

Sahib Ali Chan kam mir zu Hilfe. Er besaß eine Anzahl Kamele oder hatte sie gemietet, ohne gerade Beschäftigung für sie finden zu können, und diese Kamele wurden unsere Rettung. Ich mietete 16 Kamele unter einem Führer Namens Baba Bek, und 19 Kamele unter einem anderen, der den merkwürdigen, aber ziemlich häufigen Namen Sāmsāk (= Sarimsak = Knoblauch) führte. Die Leute bekamen 10 sär für das Kamel, das je 2 Kisten trägt. Bei Ablieferung der Kisten in guter Ordnung in Kaschghar, wurde ihnen ein „iltipāt“ (corr. ar. iltifāt, Gunst oder Geschenk) von je 20 sär in Aussicht gestellt. Etwas mehr als die Hälfte der Miete erhielten die Leute gleich, die Restzahlung hatte ich ihnen bei Sir

G. Macartney angewiesen, der mit seiner gewöhnlichen, weitgehenden Liebenswürdigkeit mir auch diesen Dienst erwies. Ja, ich durfte diese 74 Kisten in dem Magazin des Konsulats einlagern lassen, wo ich sie behüteter wußte als bei der russischen Gesellschaft.

Ein Kontrakt wurde nicht aufgesetzt; die Leute bekamen ihre Anzahlung und die Weisung, die Kisten im Konsulat abzugeben. Die „Franken“, wozu alle Europäer (außer den Russen) gerechnet werden, stehen in einem schönen Ruf äußerster Zuverlässigkeit.

Da ein Wagen 10 Kisten aufnimmt, hätte ich nicht weniger als 7 benötigt, was 490 sär gekostet hätte. Die Kamele besorgten mir den Transport für 190 sär. Das „iltipāt“ wäre in beiden Fällen dasselbe geblieben.

Am 19. September fuhr ich mit einem Holperwagen — ich fühlte mich zu schlecht zum Reiten — nachts in schweren Pelzen über denselben Weg, auf dem ich die Krankheit bekommen hatte. Ich traf am Morgen in Kyzil ein, wo mir der Schulze die Geschichte des Attentats auf Bartus erzählte. Ich fuhr dann zu den ming öi, wo ich Bartus, ebenfalls ziemlich elend, antraf und weiteres darüber erfuhr.

Zu ihrem Glück waren die Halunken weit fort.

Am anderen Tage kamen die Kamele, es wurde aufgeladen, und die Karawane wurde abgerichtet.

Noch einmal durchstreifte ich mit Bartus das wunderbare Tal, wo wir beide so viel erlebt hatten. Dann nahmen wir Abschied von den guten Leuten in Kyzil und ritten selbander nach Kutscha, in Isa Chans palazzo.

Jetzt begab ich mit mit Bartus nach Kum Aryk, wo die schon erwähnten Bilder herausgeschnitten und die übrigen Fundstücke verpackt wurden. Die nötigen Kisten hatten wir mitgebracht.

Nach dieser Arbeit ritten wir nach Su-baschi-längär, um die bis dahin schwer zugängliche Oststadt zu besuchen und in der Weststadt noch einige Untersuchungen anzustellen. Die großen Gebäude der Oststadt machten, von der Nähe gesehen, einen noch gewaltigeren Eindruck. Aber wie in der Weststadt, war auch hier das Gelände durch die Einwirkungen der Schneeschmelze so fest verbacken, daß wir die Grabungen bald aufgaben.

Wir ritten also nach Kutscha zurück, wo Isa Chan uns voller Freude empfing; er war soeben durch eine seiner drei Frauen Vater eines Knabens geworden und bat mich um eine große Gunst, nämlich um die leihweise Hergabe meiner Mauserbüchse! Verwundert fragte ich ihn, was er denn erlegen wolle — er war kein Jäger —

und es stellte sich heraus, daß er die Frankenbüchse über dem Lager der Wöchnerin aufhängen wollte, um die bösen Geister (ar. ǧinn) fernzuhalten

Geschossen wurde nicht, wie dies bei den indischen Muslim oft Sitte ist — das Gewehr wurde vielmehr prozessionsweise in den Harem getragen und wie angegeben aufgehängt. Im November gab Isa Chan (Isa übrigens = Jesus!) es mir zurück.

Bartus und ich, wir waren beide in schlechter Verfassung und wollten uns durch den Genuß eines Grogs kräftigen. Wir vermieden auf der Reise allen Alkohol, jetzt aber wurde in Isa Chans Magazin die Proviantkiste geöffnet. Sie enthielt zwei Flaschen guten Arraks. Eine wurde geöffnet und ein starker Grog gebraut, an dem wir uns labten.

Die Tür war geschlossen, plötzlich aber trat Isa Chan ein und fragte sehr eifrig, was wir da tränken. Ich sagte ihm es wäre eine „dārō" oder Medizin, die wir unseres Leibes halber einnähmen.

Da ergriff dieser Heuchler ein auf einem Koffer stehendes leeres Wasserglas, hielt es mir mit steifem Arm hin und bat um eine Dosis dieser Medizin, aber um eine möglichst große; sein Leibweh sei eine furchbare Plage!

Gut! ich füllte sein Wasserglas mit dem kostbaren Arrak; er führte es, mit steifer Haltung, zum Munde, murmelte — der schlechte Kerl! — sein Bismillah! und goß das feurige Getränk ohne eine Miene zu verziehen in seinen ausgepichten Schlund. Sein Arm mit dem Glas schoß dann wieder ganz steif von seinem Munde zu mir — „bäring" sagte er (gib!), und ein zweites Wasserglas folgte auf einen Zug dem ersten! Wieder hielt er mir das Glas hin — ich füllte zum dritten Male und wieder verschwand das flüssige Feuer!

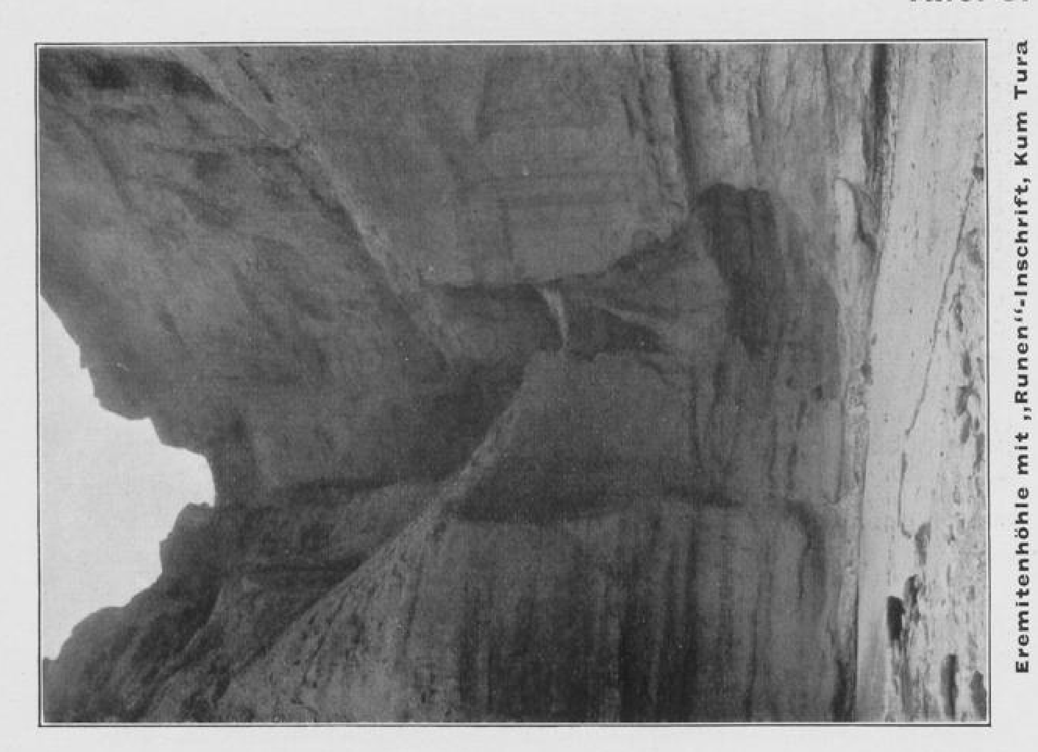
Die Flasche war nun leer, da zeigte er auf die zweite. Ich glaube, er hätte die auch noch geleert, aber ich gab ihm nichts mehr, denn ich erwartete, er würde betrunken umfallen. Dem war aber nicht so, die ungeheure Libation machte einen sehr geringen Eindruck auf seine eiserne Konstitution, und ich merkte, daß der gute Mann diesen Genüssen keineswegs fremd war.

Die Frauen Isa Chans habe ich nie gesehen, denn die Andidschaner oder Westturkistaner verschleiern ihre Frauen und lassen sie, lebendigen Leibes, niemals von Fremden anschauen.

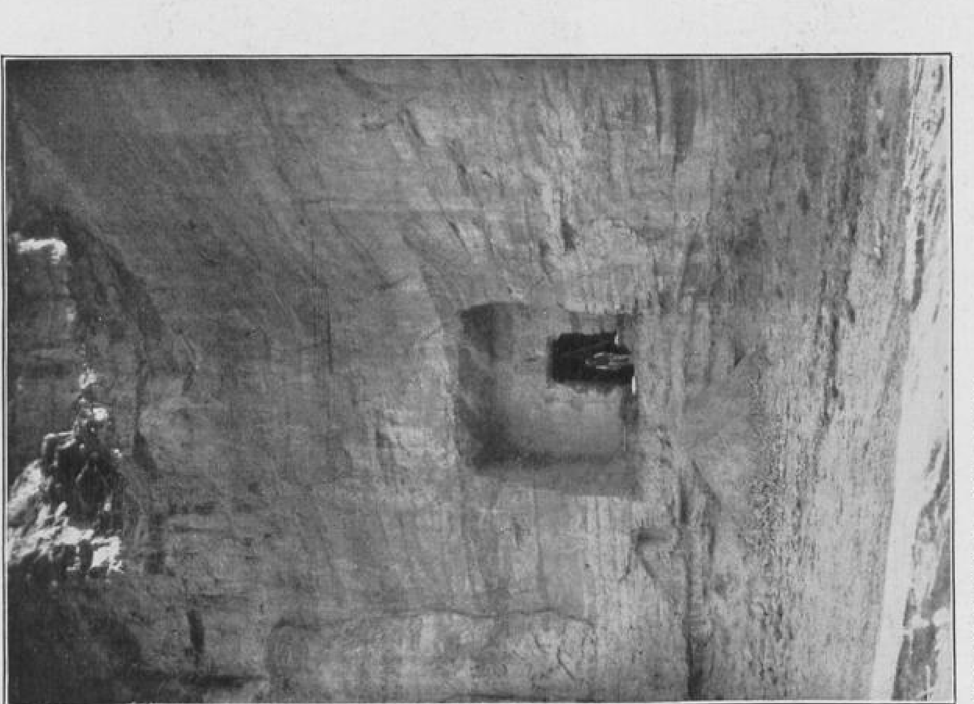
Aber ich besitze doch ihre Photographien. Ehe wir abreisten, schenkte ich Isa jenes Gewehr, unter der Bedingung, daß ich die Damen photographieren dürfte.

Er war etwas verlegen, wußte sich aber schnell zu helfen.

Tafel 31



Eremitenhöhle mit „Runen"-Inschrift, Kum Tura



Apsaras-Höhle, Kum Tura

Tafel 32



Köpfe, Maya-Höhle, III. Anlage, Kyzil



Ton-Statuette, bemalt, Tumschuk



T'ang-Gemälde, Apsarashöhle, Kum Tura

Eine Mauer mit einer einzigen Tür trennte den Hof der Gebäude, wo die Männer sich aufhalten, von dem schönen, wohlgepflegten Garten des Harem.

In diesem Garten ließ Isa eine Bank aufstellen, dann wurde ich mit Egämbärdi in den Garten geführt. Der Diener mußte auf der Bank Platz nehmen, ich stellte die Linse auf ihn ein, zeigte dem Aksakal, wo er zu drücken habe, machte den Apparat zur Aufnahme fertig und ging mit Egämbärdi hinaus, nicht ohne zu bemerken, daß hinter den schönen Gitterfenstern der Frauengemächer sich Gestalten bewegten und leises Kichern hörbar war.

Nach einer Viertelstunde führte Isa mich wieder in den Garten. Ich schloß die Kassette, entwickelte das Negativ und fand zu meiner Freude die wohlgelungenen Bilder der drei sehr stattlichen, wohlgekleideten Frauen auf der Platte. Ich mußte drei Abzüge machen und einrahmen, die Isa seinen Damen überreichte.

Daß ich die Bilder mit in das ungläubige Frankenland nahm, auch daß meine Augen Gestalt und Gesicht der Frauen betrachten konnten, bekümmerte den Gatten gar nicht.

Im Garten hatte ich besonders schöngeformte Töpfe mit Mirabilis Jalapa und mit „Raihān", ich glaube eine Ocimum-Art, bemerkt: beides sind, mit Hahnenkamm-Arten, Lieblingsgewächse dieser Leute.

Im Hause Isa Chans sah ich übrigens ein Kohlenbecken aus Schmiedeeisen, das in seiner Form genau den antiken Geräten dieser Art ähnelte. Es war ein auf vier Füßen sich erhebender, hübsch verzierter viereckiger Kasten mit Schmuckaufsätzen auf den Ecken. Die Kohlenzange — oft ist es eine Schaufel — ist an einer Kette an einer der Wände befestigt. Dies Gerät war aber aus Westturkistan importiert. Die Osttürken ziehen den ungefährlicheren und wärmeren Kamin vor (Taf. 6).

Auch in Kirisch hatte ich meine Ausbeute magaziniert, im Hause des Idris Aksakal. Jetzt wollte ich mit Bartus dorthin reiten, um noch herauszuschneiden, was von Bildern in den mingöi von Simsim und Atschigh Iläk freigelegt worden war.

Zum Rücktransport dieser Sachen und für unser Bettzeug, für die Kisten, Utensilien usw. brauchte ich fünf Wagen, die Sahib Ali Chan mir lieferte.

Sie gehörten einigen Afghanen, deren Diener sie fahren sollten.

Als aber der Abmarsch erfolgen sollte, entstand ein Geschrei: der Amban hatte zwei Yamensoldaten geschickt und die Wagen mit Beschlag belegt. Sie sollten für ihn Brennholz fahren!

Dies war ein neuer Beweis des Übelwollens der Behörden, der mich sehr verdroß, aber ehe ich mich entschlossen hatte, den

Amban zu besuchen, hatte Sahib Ali Chan seinen Sohn zu dem Chinesen gesandt und ihm durch die Drohung, bei Sir G. Macartney Beschwerde zu führen, zur Freigabe der Wagen veranlaßt.

Von Kirisch aus wurden zunächst die Tempel von Atschigh Iläk besucht und die tauglichen Wandgemälde geborgen. Dann ging es nach Simsim, wo die Ausbeute erheblich größer war.

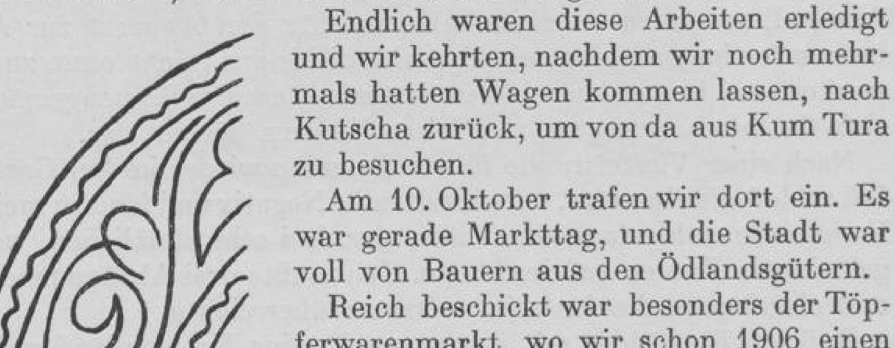




Abb. 19. Kutscha-Ranke, gelb auf braunem Grund

Endlich waren diese Arbeiten erledigt und wir kehrten, nachdem wir noch mehrmals hatten Wagen kommen lassen, nach Kutscha zurück, um von da aus Kum Tura zu besuchen.

Am 10. Oktober trafen wir dort ein. Es war gerade Markttag, und die Stadt war voll von Bauern aus den Ödlandsgütern.

Reich beschickt war besonders der Töpferwarenmarkt, wo wir schon 1906 einen großen Blumentopf mit abgewandelter, hellenistischer Ornamentik (Taf. 8) erworben hatten. Viele der Gefäße zeigten persische Formen, mit seltsam verwilderter Ornamentik (Taf. 8).

Sehr häufig trat ein hellenistisches Rankenwerk auf, das übrigens auch auf dem Rande des Kamins im Hause des Saut Imam von Kumtura eingestempelt ist (Taf. 6). Wir nannten dies Schmuckmotiv die Kutscharanke.

Ebenfalls sehr häufig fand sich das aus der Antike in die sassanidische Kunst übernommene Perlenmedaillon. Wir erwarben eine Anzahl tönerner Schalen, auf deren Boden und Innenseiten es in farbigen Glasuren eingebrannt war. Auch einige Tonlämpchen antiker Form wurden erworben.

Es wimmelte in der Stadt von Derwischen, die hier den Namen „dīwānā“ (= p. verrückt) führen. Es ist erstaunlich, wie beständig manche Dinge sind, mit welcher Lebenskraft einmal eingebürgerte Anschauungen in einem Volke wurzeln!

Diese üble Gesellschaft — viele von ihnen fröhnen allen Lastern, selbst den abstoßendsten! — bietet in Gewand und dem zum Betteln nötigen Gerät das äußerlich vollkommenste Gegenstück zu den buddhistischen Bettelmönchen der alten Zeit!

Sie tragen deren Flickenrock, deren Almosenschale und deren mit Metallringen besetzten Rasselstab, durch dessen Lärm sie die Hausleute aufmerksam machen — hoffen wir, daß die buddhistischen Bettelmönche eine bessere Führung hatten!

Einige dieser dīwānä liegen fast unbekleidet, selbst an bitter kalten Tagen, an den Straßenecken herum — sie sind nach Art brahmanischer Büßer, von oben bis unten mit einer dicken Schicht grauer, angeblich mit Lein- oder Sesamöl angemachter Holzasche beschmiert. Manche zeigen auch Verstümmelungen vor, um Almosen durch Mitleid zu erzwingen.

Hier und da sieht man auch Unglückliche, nämlich Kranke, die mit Aussatz (p. pīsī; dort pīsä gesprochen) behaftet sind, und durch Betteln ihr Leben fristen.

Es verhungert niemand leicht in diesem Lande, denn die Osttürken üben gern eine bescheidene Wohltätigkeit.

Auf dem Bazar sieht man außer den Töpferwaren und einigen Stickereien nur noch die schönen Arbeiten der Silberschmiede, die kunsthistorisches Interesse haben. Sehr schön sind die Ohrringe, die, ganz alten Vorbildern folgend, meist aus einem offenen Ring aus dickem Silberdraht bestehen, mit einer hübschen Pyramide aus Filigran in der unteren Rundung (vgl. die Porträts der Frauen, Taf. 22).

Erwähnenswert sind sonst nur noch einige Wirkteppiche mit einfachen Rautenmustern, die hauptsächlich in Aksu gemacht werden, und die oft hübsch mit eingebrannten Mustern verzierten Flaschenkürbisse, die zu allerhand Zwecken, vornehmlich zur Aufbewahrung von „nās" oder Kautabak dienen.



Abb. 20. Kürbis für Kautabak

Dieser „nās" wird aus einem besonderen Tabak (ich glaube N. rustica) hergestellt. Die grün bleibenden Blätter riechen und schmekken sehr streng und aromatisch, man verreibt sie mit Leinöl oder besser Sesamöl zu kleinen Kügelchen, die man unter der Zunge sich auslaugen läßt.

Die häßliche Sitte wird von beinahe allen Männern geübt.

Hier traf ich auch einen Quacksalber, der Bülbül Achond (Herr Nachtigall) hieß und seinem Namen in soweit Ehre machte, als er wirklich wunderbar pfeifen konnte.

Er behauptete Arzt bei dem Amir von Afghanistan in Kabul

gewesen zu sein, war aber nur ein gewissenloser Schwindler. Er verschwand plötzlich, nach dem er einer Frau den Kropf hatte amputieren wollen. Die Unglückliche hatte sich schon verblutet, ehe ich zu ihr gerufen werden konnte. Ich hätte ihr auch nicht helfen können.

Mittlerweile war der Muzartstrom, der durch die sehr häufigen Regengüsse dieses außergewöhnlichen Jahres ungewöhnlich angeschwollen war, so weit gesunken, daß wir nach Kum Tura gehen konnten, und wir machten uns am 12. Oktober dorthin auf den Weg.

Aufenthalt in Kum Tura
Besuch der Chinesen

(nach „Túrán", 1918)

Bei dem Imam Sābit hatten wir früher (1906) die freundlichste Aufnahme gefunden, und auch jetzt wurden wir von ihm aufgefordert, wieder bei ihm zu wohnen. Als im November der Wasserstand des Flusses genügend abgenommen hatte, um die oberhalb des Dörfchens gelegene Höhlenanlage von Ming-öi ungefährdet erreichen zu können, begaben wir uns daher nach Kum Tura und wohnten in dem schönen Hause des Imam (Taf. 5).

Wenige Tage vor unserer Ankunft dort war aber der chinesische Gouverneur von Kutscha bei dem Imam zu Gast gewesen, und zu unserem Erstaunen fanden wir nun einen ganz veränderten, mürrischem Empfang. Als wir Lebensmittel kaufen und Arbeiter anwerben wollten, entstanden Schwierigkeiten. Wir erhielten nur sechs Mann, mit denen ich in der von der Tempelanlage stromabwärts gelegenen Festung Hasar eine kleine Grabung unternahm (Taf. 29).

Auch die Hauptanlage auf den in den Muzart hineinragenden Klippen besuchte ich, vermaß die Steinkerne der (zerstörten) Buddhafiguren und machte Abklatsche der in Brāhmīschrift in den Fels gehauenen Inschriften.

Die Steinkerne waren früher mit einer plastischen Masse, wahrscheinlich Stuck, überzogen, ein Verfahren das wir aus Bamian in Bactrien kennen, wo die riesigen Buddhastatuen ebenfalls aus einem Steinkern mit Stucküberzug bestehen (Taf. 29).

Alsbald aber liefen uns diese Leute davon, und da das Benehmen unseres Wirtes immer unfreundlicher wurde, siedelten wir kurzerhand in die Tempelanlage über, wo wir in den Grotten warme Quartiere fanden. Einer unserer Leute wurde nach Kirisch gesandt, um etwa 20 der fleißigen Bauern von dort herbeizuholen. Der Steuereinnehmer eines benachbareten Dorfes wurde durch Geschenke zur Lieferung von Lebensmitteln, Fuhrwerk, Packmaterial usw. gewonnen.

Die Kirischleute trafen bald ein. Sie hatten einen kurzen Weg über die Berge genommen und glücklicherweise Kutscha gar nicht berührt.

So wurde einige Zeit erfolgreich gearbeitet. Eines Morgens aber, als ich mit Herrn Bartus früh zur Arbeit ritt, galoppierten

plötzlich aus der Schlucht etwa 60 chinesische Soldaten auf uns zu, an ihrer Spitze der Militärgouverneur von Kutscha. Bartus und ich sahen uns an. Jeder fragte, ob der andere seinen Browning bei sich hätte. Aber natürlich hatte ihn jeder vergessen.

Wir erhoben daher ein lautes Freudengeschrei, ritten dem zweifelhaften Besuch in Karriere entgehen und begrüßten ihn mit gut geheucheltem Enthusiasmus. Aber die Begegnung war und blieb freundlich. Wir bewirteten die Chinesen und zeigten ihnen die Anlagen, die sie indes wenig interessierten. Am Abend empfahlen sie sich in aller Freundschaft.

Als sie abritten, entstand aber hinten ein Geschrei, und als ich dort hinritt, fand ich, daß der türkische Dolmetsch des Gouverneurs unseren Lebensmittellieferanten prügelte und ihm Vorwürfe machte, „daß er den Fremden diente". Ich nahm den Dolmetsch beim Kragen und führte ihm zum Gouverneur, bei dem ich mit Hilfe eines Chinesisch redenden Türken aus Turfan mich heftig beschwerte.

Der Gouverneur lächelte und reichte mir beide Hände. Dann fing eine Unterredung an, aus der hervorging, daß der Steuereinnehmer Prügel erhalten habe, weil er gewisse, fällige Abgaben noch nicht in Kutscha abgeliefert und sich damit entschuldigt habe, daß er durch unsere Angelegenheiten zuviel in Anspruch genommen sei.

Diese Unterhaltung fand statt im reißenden Muzartstrom, wo wir beinahe ¹/₄ Stunde lang bis zum Bauch der Pferde im Wasser unter warmen Händedrücken miteinander konferierten. So schieden wir in der größten Freundschaft.

Aber ich traute der Sache doch nicht. Und richtig, mitten in der Nacht hörte ich, daß unsere Leute aus Kirisch abmarschieren wollten! Ich versuchte vergeblich, sie zum Bleiben zu bewegen. Sie verlangten ihren Sold und gingen um Mitternacht in schwarzer Finsternis ihres Weges.

Glücklicherweise war Herr Bartus ungefähr am Ende seiner Arbeit angelangt. Ich hätte zwar gern noch einige Tempel ausgeleert, aber da nur die beiden Soldaten des englischen und des russischen Konsulatsvertreters in Kutscha und unsere persönlichen Diener zurückgeblieben waren, mußten wir diese Arbeit, von der wir uns einen großen Erfolg ohnehin nicht versprechen durften, aufgeben.

In kurzer Zeit hatte Bartus seine Arbeit beendet.

Nun schrieb ich an den Zivilmandarin, daß das Klima („Luft und Wasser") von Kutscha mir unzuträglich sei und ich wegen meiner Gesundheit nach Kaschghar abreisen müsse. Da kam der

Mandarin sofort persönlich zu mir, „ja, Herr, willst du gleich gehen oder erst morgen, oder gar übermorgen! Du sollst alles haben, Wagen und Lebensmittel und Bedienung, gehe nur, sobald wie irgend möglich!".

Diese plötzliche Liebenswürdigkeit zeigte mir, in wie hohem Grade unsere Anwesenheit diesen kleinen Beamten in Verlegenheit setzte. Lebensmittel und Transportsachen wurden sofort mit äußerster Liebenswürdigkeit herbeigeschafft, und nach kurzer Rast brachen wir nach Maralbaschi auf, begleitet von den aufrichtigen Segenswünschen der Chinesen, die unsere Abreise von der Furcht einer großen Verantwortlichkeit befreite.

Ganz unberechtigt war diese Furcht nicht. Mehrmals wäre es in Kutscha beinahe zu Unruhen gegen die russischen Türken aus Ferghana gekommen, und vom Süden und Südosten kamen beunruhigende Nachrichten.

Am Lob war neuerdings ein politisches Massaker recht grausamer Art vorgekommen. Der dortige Verwaltungsbeamte hatte sich bei den übrigen Revulotionären mißliebig gemacht. Diese Barbaren hatten ihn ergriffen, ihm beide Beine unter dem Knie abgesägt und den Unglücklichen auf einen 20 Fuß hohen Haufen trockener Stengel des Kameldornes gesetzt. Diesen Scheiterhaufen hatten sie angesteckt — der ölreiche Dorn brennt in handlangen, blauen Stichflammen — und ihn so einem grauenvollen Tode überliefert.

Die Strafe für diese Untat blieb nicht aus. Der Do-do in Urumtschi sandte eine Truppe „ma-doi", oder Kavallerie, lauter chinesisch-sprechende Muhammedaner (Tungan), die unter großen Entbehrungen in Eilmärschen auf versteckten Wüstenwegen nach Tscharkhlyk, der Hauptstadt des Lob-Gebiets ritten und nach chinesischem Gebrauch die grausamen Mörder bis zum letzten Mann erschlugen.

Auch Sir Aurel Stein hatte, wie mir gesagt wurde, Grund, über die neuen Beamten zu klagen. Er hatte seinen Landmesser, einen eingeborenen Inder im Dienste der indischen Regierung, nach dem Lobdistrikt entsandt, um Vermessungen vorzunehmen. Der revolutionäre Amban hatte diesen Mann ergreifen lassen und ihn, obwohl seine Papiere in Ordnung waren, in das Ortsgefängnis — ein gräßliches Loch! — abgeführt.

Stein trat aber, von Macartney unterstützt, so energisch auf, daß man den Landmesser unter Entschuldigungen entließ und es nicht wagte, dem Reisenden weitere Schwierigkeiten zu machen.

Die Vorkommnisse zeigten aber, wie sehr die Landesbewohner

sich unter der neuen Herrschaft, zu ihren Ungunsten, verändert hatten.

Nach dieser allgemeinen Schilderung unseres Aufenthaltes in Kum Tura wollen wir unserer Arbeiten dort mit einigen Worten Erwähnung tuen.

Auch hier hatte, wie meine Grabungen erwiesen, unsere Expedition im Jahre 1906 ganze Arbeit getan. Ich öffnete noch einige Tempel, die damals als zu wenig versprechend vernachlässigt worden waren, die Ausbeute war aber gering.

Dagegen ergab die Untersuchung der Tempel, daß hier noch einige unerhörte Schätze vorhanden waren.

Auf der III. Reise hatten wir uns hauptsächlich mit jenen Tempeln befaßt, deren Gemälde entweder auf die hellenistisch-ostasiatischen Zusammenhänge, oder auf die iranischen Einflüsse in der buddhistischen Kunst, sowie auf allgemein Buddhistisch-religionsgeschichtliches Bezug hatten. Die bereits chinesisch abgewandelten Stilarten hatten Grünwedel weniger interessiert, und obwohl er die Schönheit einiger dieser Gemälde zu würdigen verstand, zog er doch vor, sich der Kosten und Zeitersparnis halber, auf die Gemälde der oben erwähnten Art zu beschränken.

Seit 1906 ist aber die Anteilnahme an chinesischer Kunst überall in Europa und in Amerika lebhafter geworden, und als ich 1913 nach Kum Tura kam, sah ich, daß hier einige frühe Gemälde der T'ang-Zeit in edlen Stilarten erhalten waren.

Einige kleine Bruchstücke ausgesucht schöner chinesischer T'ang-Gemälde wurden aber schon von der III. Expedition, in einem gänzlich zerstörten Tempel der großen nördlichen Schlucht im Schutt aufgelesen und mitgenommen. Sie sind ungemein reizvoll und verdienen eine kurze Erwähnung.

Das größere Bruchstück (Taf. 36) stellt einen Tänzer (oder eine Tänzerin?) dar, die einen anmutigen, bewegten Tanz ausführt. Er (sie) ist weiß von Hautfarbe und dunkelhaarig.

In den Händen trägt er (sie) einen Schal, mit dem er den Rhythmus seines Tanzes begleitet. Der Oberkörper ist nackt; um den Hals trägt er einen graublauen Kragen mit rundlichen Ausschnitten, an deren Spitzen Kugeln (Glöckchen?) befestigt sind. Von den Bildern der begleitenden Musiker sind nur Bruchstücke erhalten. Der eine bläst auf der in China und Hinterindien vorkommenden Orgelflöte. Es ist eine prächtige Darstellung. Vom zweiten Musiker ist nur noch der Rest der überaus geschmackvoll bemalten

Deckengemälde der Korridore





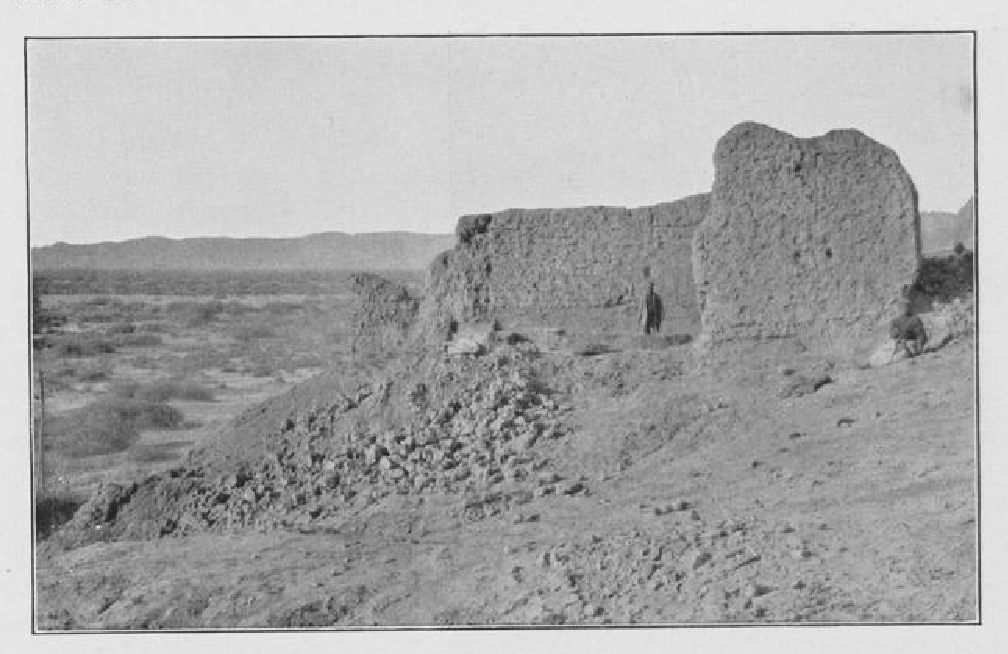
Buddhas, Celladecke



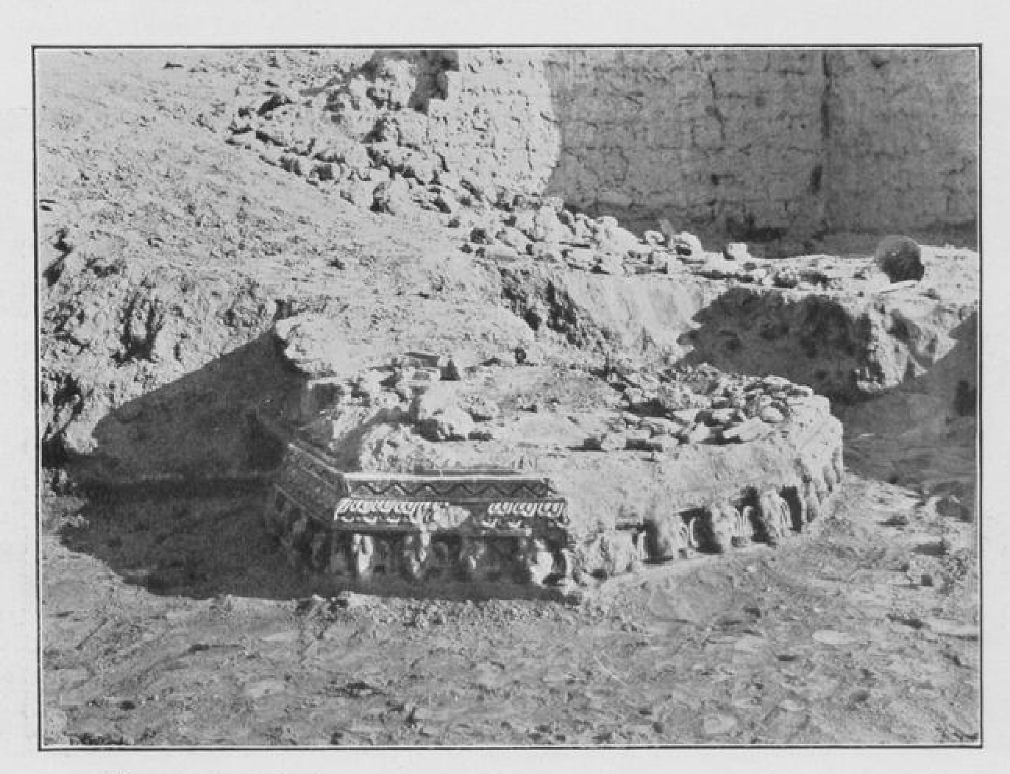
Gruppe von Heiligen, Stupawand

T'ang-Gemälde
Apsaras-Höhle, Kum Tura

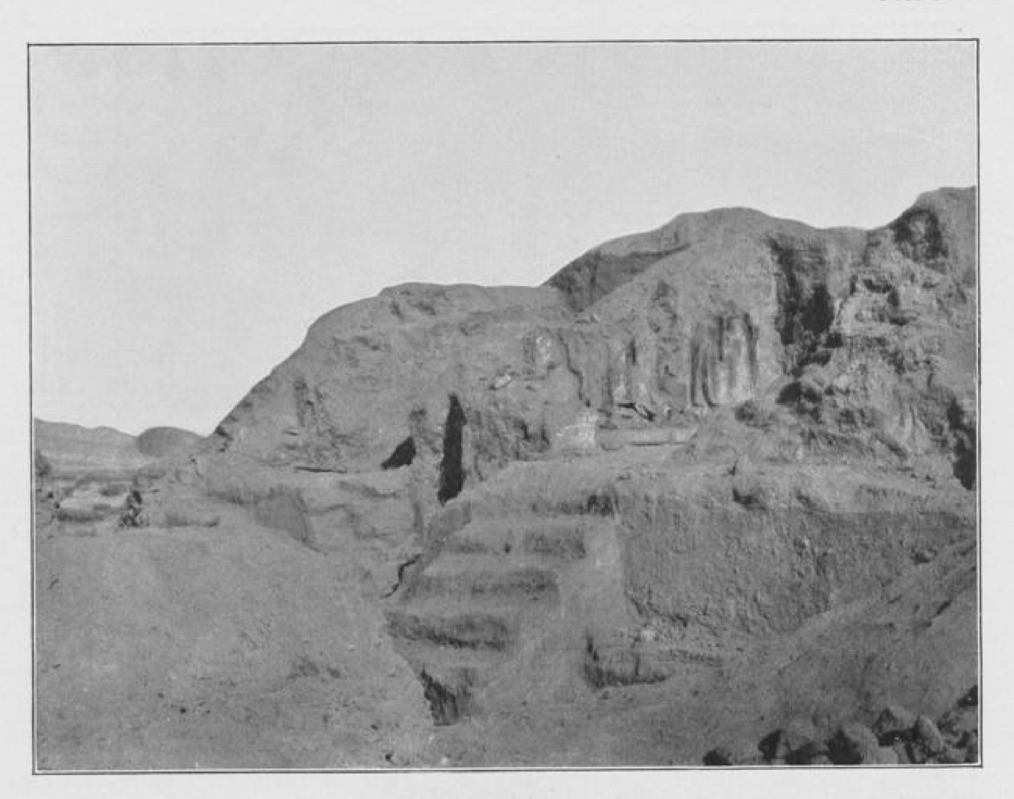
Tafel 34



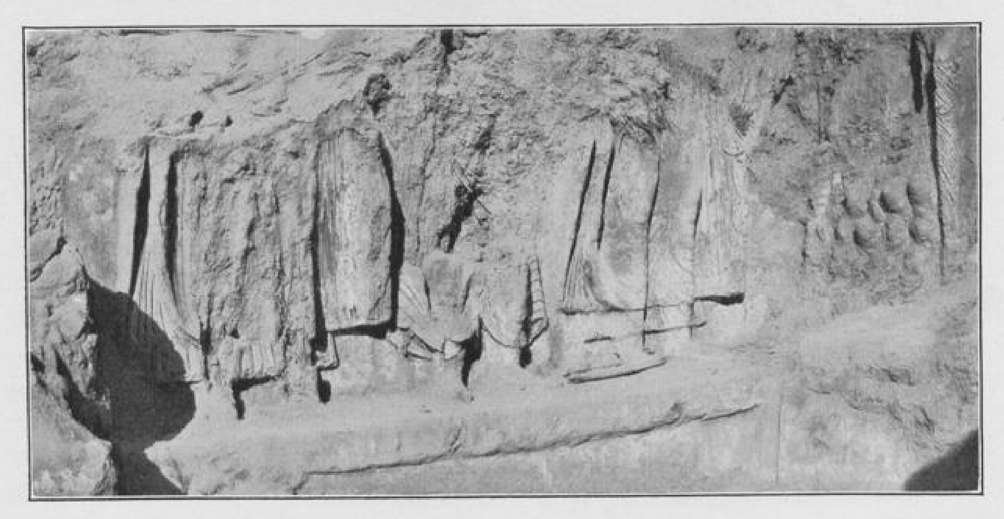
Gandhāra-Tempel, Tumschuk



Gandhāra-Sockel darin



Tempel mit Gandhāra-Statuen, Tumschuk



Cella darin



Legendenszene, Kum Tura



Tänzerin und Musiker, Kum Tura

großen Harfe erhalten. Es ist dieselbe Harfe, die auf einem frühen uigurischen Wandgemälde aus dem „Chans-Palast“ in Chotscho erscheint (vergl. Gr., Kultstätten, S. 333). Wir können unser Instrument nach dieser Nachzeichnung Grünwedels ergänzen (das sehr erloschene Original harrt jetzt im Museum seiner Aufstellung!); es ist wohl die auf indisch- und persisch-islamischen Miniaturen noch im 16. Jahrhundert auftretende Winkelharfe. Das ganze ist ein Bruchstück einer Darstellung von Amithabhas Paradies.

Das zweite Bruchstück (Taf. 36) ist eine Szene aus einer Legende. Links erscheint ein Panzerreiter auf gepanzertem Pferd, der sein gerades Schwert schwingt. Weiter nach rechts ergreift ein gepanzerter Krieger, wohl auf Befehl des Reiters, einen weißgekleideten Mann, der sich auf eine Veranda geflüchtet hat. So klein dieses Bruchstück ist, es ist wichtig durch die auffallende Ähnlichkeit des Stils mit japanischen Bildnereien. Das Alter ist ungewiß, da aber die Siedelung von Kumtura nach unserer relativen Chronologie um 750 oder 800 zerstört worden sein muß — alle Funde deuten auf die Zeit zwischen 600 und 800 — glaube ich dies Gemälde, wie die übrigen Funde, dieser Zeit zuweisen zu dürfen.

In einem der Tempel fand ich auch ein Stifterbild — ein Mann mit einer Krone, die wir als türkisch kennen gelernt haben — ein anderer Stifter in derselben Höhle trägt ebenfalls türkische Kleidung. Die Uiguren sind aber erst in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts nach dem Osten des Landes gekommen und waren erst damals zum Buddhismus und zum Manitum bekehrt worden.

Kum Tura und Kyzil waren aber in alter Zeit sicher in engem Verkehr zu Su-baschi Längär, von wo aus das Reich der Westtürken leicht zu erreichen war. Ich glaube, daß die türkischen Stifter in den alten Tempeln der Oasen von Kutscha und Karaschahr keine Uiguren, sondern Westtürken waren. Wann die Uiguren von Turfan aus ihre Herrschaft über das übrige Land ausgedehnt haben, weiß ich nicht. Jedenfalls besaßen sie Kaschghar aber in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts.

Wenn man die am weitesten stromauf gelegene Schlucht in östlicher Richtung verfolgt, findet man in ihrem untersten, breiten Teil eine Anzahl von Tempeln, von denen mehrere in chinesischem Stil ausgemalt sind, d. h. in einem Stil, der die von den indogermanischen Landesbewohnern übernommenen hellenistisch-indoiranischen Typen bereits chinesisch abgewandelt hatte.

Nur einer dieser Tempel war leidlich erhalten. Er liegt in einer Windung der Schlucht auf dem linken Ufer und ist merkwürdig durch eine große Vorhalle, die in den Fels geschnitten ist (Taf. 31).

Alle anderen Tempel hatten sicherlich eben solche Vorhallen, die ihrerseits wieder mit den Vorhallen der anderen Tempel derselben Anlage durch in den Stein geschnittene, fensterlose, oder nur hier und da mit Fenstern versehene Gänge oder Galerien verbunden waren. Reste solcher Galerien fanden wir in Kyzil, in Kirisch und in Bäzäklik in der Turfanoase. In allen Tempeln herrschte vollkommene Dunkelheit; man beleuchtete sie mit großen Laternen, deren Reste[1] so häufig gefunden wurden, daß wir damit heizen konnten.

Die Cella dieses Tempels war auf ihrem Deckengewölbe mit auf Wolken schwebenden Buddhafiguren ausgemalt. Kleine Götter schweben zwischen den Buddhas; der Zenitstreifen besteht aus einem breiten Band sehr geschmackvoll zusammengestellter chinesischer Blumen (Taf. 33).

An den Seitenwänden des Stupapfeilers waren rechts und links Gruppen von Heiligen aufgemalt (Taf. 33); auf der Rückwand der Stupas befand sich eine prachtvolle Darstellung des Nirvana.

Das sehr schöne Gemälde einer stehenden Person in chinesischer Tracht mit einem Räuchergefäß in der Hand, wurde auf der rechten Schmalwand des hinteren Korridors aufgedeckt. Neben der das Rauchopfer bringenden Gestalt erscheint links in einem Kreise von Wolken getragenen, eine kleine kniende menschliche Figur, anscheinend eine Emanation (Taf. 32).

Alle diese Bilder zeichnen sich durch außerordentlich zarte und harmonische Farben aus. Die Linienführung ist sicher, aber von großer Anmut. Die Köpfe der Götter im Nirvanabild überraschen durch die große Lieblichkeit des Ausdrucks. Der Grundton ist zartes Gelbbraun.

Eine Borte zieht sich durch die Cella. Es ist ein vom Boden sich erhebendes Gartengitter, hinter dem sich ein Blumenparterre ausdehnt; die Darstellung ist sehr anmutig und erinnert auf das schlagendste an ähnliches auf persischen Miniaturen.

Diese schönen Bilder wurden herausgeschnitten zu jener Zeit, da der Aufenthalt in der Oase von Kutscha recht ungemütlich zu werden begann.

Mir war die Erinnerung an ihre Schönheit und ihre kunst-

---

1 Diese Reste bestanden in größeren und kleineren Holzscheiben, die an den Seitenrändern mit vielen eingebohrten Löchern versehen waren. Eine Scheibe bildete den Boden der Laterne, eine zweite, durch einen Ausschnitt in der Mitte als Oberteil gekennzeichnet, bildete diesen. Durch in die Löcher eingesteckte Weidenruten gestaltete man die Laterne, deren Körper man mit Ölseide oder Ölpapier überzog.

historische Bedeutung in den nunmehr 14 Jahren, daß sie verschlossen in unserm Keller geruht haben, allmählich etwas verblaßt. Als sie jezt in Berlin in den letzten Monaten restauriert wurden, war ich durch ihren Reiz ganz verblüfft.

Wir können jetzt mit einigem Stolz sagen, daß das Museum für Völkerkunde echte Gemälde der T'angzeit besitzt.

Die Vorbereitungen zur Aufstellung habe ich getroffen.

In meiner großen Publikation (Spätantike V) habe ich das Alter des Tempels als 9. Jahrhundert(?) angegeben. Ich möchte ausdrücklich erwähnen, daß dies das späteste Datum ist, das wahrscheinlich ist.

In derselben Schlucht auf den zugehauenen aber durch Wasser und Winderosen stark beschädigten Klippen am Eingang befinden sich die Reste einer Inschrift in chinesischen Charakteren und in türkischer Runenschrift.

Letztere Schrift ist von den Uiguren wenig benutzt worden, und ihr Vorkommen scheint mir ebenfalls vielmehr auf die Westtürken hinzuweisen.

Geht man weiter in die Schlucht hinein, so findet man in etwa 24—25 m Höhe, in einer wildzerrissenen Nische, einige Wohnhöhlen. In einer derselben fanden sich chinesische Sgrafitti und eine türkische „Runen"-Inschrift (beide unbedeutenden Inhalts) die meines Erachtens nicht jünger als spätestens 800 sein dürften.

Ich bin der Schlucht noch weiter gefolgt. Sie wird bald eng und nimmt einen immer wilderen Charakter an. Man sieht die Spuren der gewalttätigen Wassermassen, die zur Zeit der Schneeschmelze hier wüten; es ist ein trostloses Bild der Öde, der Zerstörung und der Melancholie. Aber auch hier fand sich, hoch über der Wasserlinie, eine winzige Wohnhöhle, die einst wohl einem ganz besonders asketischen Einsiedler die genügende Einsamkeit geboten haben mag. Mir wurde unbehaglich zu Mut bei dem Gedanken, in solcher Umgebung einsam das Leben hinzubringen!

Wie in Kyzil und in allen anderen Grabungsorten, mußten wir auch hier unser Holz für die Anfertigung der Kisten selbst importieren.

Einige Zimmerleute wurden angestellt, die ihre Arbeit ganz gut verrichteten.

Abreise nach Maralbaschi und Arbeiten in den Klosteranlagen von Tumschuk

Wir mußten noch einige Tage in Kutscha weilen, um die Ausbeute der Grabungen in Atschigh Iläk, Simsim und Kum Tura auf den Weg zu bringen.

Es waren wieder 70 Kisten, und ich bediente mich zu ihrer Beförderung wieder der billigeren Kamele — die Wagenführer waren ganz besessen und verlangten unbezahlbare Preise.

Wir verabschiedeten uns von den Chinesen, die jetzt viel höflicher waren und alles taten, um uns die Abreise zu erleichtern. Isa Chan und die Spitzen der Kaufmannschaft, Inder, Afghanen, Westturkistaner und Eingeborene von Kutscha begleiteten uns als Ehrenbezeugung bis zum Paß von Toghrak Dän.

Von da ritten wir allein, aber überall an dem kleinen Wegstationen, besonders in Kyzil und näherer Umgegend, warteten die Bauern mit Weib und Kind auf die fränkischen Herren. Sie brachten Milch, Eier, Brot u. dgl., auch Früchte, und ich entsinne mich mit Vergnügen einer großen runden rotgelben Pflaume, die den Geschmack der Reineclaude auf das angenehmste mit dem der Aprikose vereint. Ich nahm eine Menge Kerne mit, — die Aussaat soll denselben Baum ergeben — und gab sie an mehrere botanische Gärten. Leider erfuhr ich nachher, daß man diese Kerne nicht ausgesät, sondern ins Museum gebracht habe!

Übrigens sind in Deutschland leider aus den Samen der überaus köstlichen Melonen Ostturkistans nur höchst mäßige Früchte erzielt worden.

Die kugelrunden, kirschgroßen Früchte einer Pflaumenart, die die Türken „ǧänästä" nennen, und von denen ein äußerst wohlschmeckendes Gelee bereitet wird, sind leider auch nicht ausgesät worden.

Es gibt zwei Sorten, eine weiße und eine kirschrote. Wir fanden sie nur im Westen, in Kaschghar, Yārkänd, Karghalik.

Die Reise nach Maralbaschi vollzog sich ohne das geringste Abenteuer.

Wir stellten unser Gepäck bei dem Aksakal der englischen Untertanen in Maralbaschi ab, einem Kaschmirer, und machten dem Am-

ban unsere Aufwartung. Es war ein ganz junger Herr, der europäische Kleidung trug und uns nur ein wenig komisch vorkam, dadurch, daß er immer eine europäische Damentasche aus Krokodilhaut mit sich trug.

Er war aber äußerst freundlich, behandelte die Empfehlung Macartneys mit größter Ehrfurcht und machte keinerlei Einwände, als wir die Erlaubnis erbaten, die begonnenen Grabungen in Tumschuk fortzusezten. Er half uns vielmehr sehr bereitwillig.

Als ich ihm einen kleinen photographischen Apparat mit Zubehör schenkte, war er überglücklich — ich mußte ihn unterweisen, und er lernte alle Handgriffe schnell. Ob er die Expositionszeiten für das dunklere Wetter richtig einzuhalten wußte, steht dahin. In dem noch sonnig hellen Wetter machte er seine Sache auffallend gut.

Bald brachen wir auf, um nach Tumschuk zurückzugehen. Wir wohnten wieder im Serai; Maksūd hatte einen Wanderfalken, einen Saker (Tscharch)-Falken und einen der reizenden kleinen Merlinfalken, die ich in Kutscha gekauft hatte, mitgebracht.

Diese Vögel standen in meinem Schlafraum im Serai und machten mir täglich viel Freude, besonders der schöne Saker, den ich auf der Faust von Kutscha mitgebracht hatte, und der mir täglich mehr Zuneigung bekundete. Wenn ich abends von der Grabung heimkehrte, schlug der Vogel mit seinen Schwingen, schrie und drehte seinen Kopf in einer Weise, die annehmen ließ, daß er keine Nackenwirbel habe. Nahm ich ihn auf die Faust, so griff er zart mit seine kräftigen Fängen zu, um mich nicht zu verletzten und brachte seinen schönen Kopf, dem ein paar wundervolle schwarze Augen Ausdruck verliehen, schmeichelnd an meine Wange. Es ist seltsam, daß ein so freies, wildes Geschöpf solche Zuneigung zu einem Menschen fassen kann.

Der Merlin wurde leider von wildernden, sehr starken Katern, die eingedrungen waren, gefressen; an den Wanderfalken und an den Tscharch wagten sie sich aber nicht. Die beiden Kater wurden von meinen Leuten in Galgenschlingen gefangen. Es waren riesige Exemplare.

Hier bei Tumschuk finden sich ausgedehnte Marschgelände von 4 m hohem Rohr. Als wir später der Zeitersparnis halber in einer der „ssatma“ genannten Rohrhütten (Taf. 4) wohnten, hörten wir mehrmals das Brüllen von Tigern im Rohr, und fanden ihre Losung, sowie im weichen Boden oder im Schnee, die Spuren ihrer enormen Tatzen. Aber man kümmert sich wenig um dies Ungeheuer.

Maksud ging öfter mit den Dōlānen von Maralbaschi auf die Beizjagd mit dem Adler. Man jagt besonders Füchse, Wölfe und Sauen mit diesem königlichen Vogel.

Wenn das Wild flüchtig wird, läßt man den Vogel abfliegen; er erhebt sich nicht in die Luft, wie die Edelfalken, sondern fliegt der Beute pfeilschnell nach.

Sobald er sie erreicht, schlägt er einen Fang in deren Hinterquartier, und wenn Wolf oder Fuchs sich dann wütend und erschrocken umdreht, kommt der andere Fang ihm über beide Kiefern. Die Reiter kommen herbei und stechen das Tier ab.

Einer der Ackerbürger aus Aksu, der der Beizjagd oblag, hatte einen interessanten Kopf (Taf. 15); besonders seine Nase wies auf westlichen Ursprung hin.

Die Edelfalken steigen in großer Schnelligkeit hoch in die Luft und stoßen dann mit ungeheurer Geschwindigkeit auf ihre Beute. Es ist ein schöner Anblick, und die Pflege dieses ritterlichen Sports kann zur Leidenschaft werden.

Ich bin nur einmal, bei Tschār-Bāgh, mitgeritten; es fehlte an Zeit, um Vergnügungen nachgehen zu können.

Von den überaus zahlreichen Fasanen erlegten Maksud und die Dōlānen mit dem Habicht und mit den Edelfalken so viele, daß wir oft am Tage 3 mal gebratene Fasanen aßen: eine Wohltat nach dem ewigen Palao.

Ich kaufte von den Dōlānen bei unserem Aufbruch nach Kaschghar, 77 mit Habichten erlegte Fasanen.

Sie kosteten zusammen 3 Taler; ich brachte sie in steif gefrorenem Zustand — im Januar herrschte grimmige Kälte! — nach Kaschghar, wo ich sie unter meine Freunde und Wirte im englischen und im russischen Konsulat verteilte. Es ist ein köstliches Wildbrett, dem sich das unserer halbzahmen Fasanen nicht vergleichen läßt.

Alsbald begann die Arbeit. Die Westanlage wurde zuerst bearbeitet. Die Reste eines kleinen Freibaues aus Luftziegeln unten auf der Ostseite der steil ansteigenden Klippe wurden bloßgelegt. Es war das Treppenhaus, das den Aufstieg ermöglichte. Die Treppe war in das Gestein der Klippe eingeschnitten; es schien mir eine Art brüchigen Schiefers zu sein, der stark mit Ton vermischt ist. In den Ecken rechts und links an der Wand, welche die zur Treppe führende Tür hatte, stand je ein etwa 1,5 m hoher Sockel mit den Resten zerstörter, sitzender Buddhafiguren.

Erstieg man diese 1 m breite, nach indischer Art sehr steile Treppe, so erreichte man den auf der Ostseite durch eine starke Umfassungsmauer gesicherten Baubezirk.

Das erste Gebäude, das sich dem Eintretenden darbot, war ein großer viereckiger Stupa in Form einer stumpfen Pyramide auf niederem, quadratischen Unterbau (Taf. 37). Siebzehn Sockel für Lehmfiguren standen in unregelmäßiger Verteilung um diese Ruine herum. Einige trugen noch Reste der Figuren, aber nur der an der Nordostecke des Stupa befindliche war noch mit erkennbaren Resten seiner Statue versehen; es war der Unterkörper einer sitzenden Person mit schöner hellenistischer Gewanddrapierung. Alle anderen Figuren waren in gewaltsamer Weise zerschlagen worden; die Grabung ergab, daß auch hier Bilderstürmer ihrer Wut freien Lauf gelassen hatten.

Nachdem der Loeßkegel, den die Staubstürme um und über den Stupa aufgehäuft hatten, fortgeschafft worden waren, fanden wir, daß der Bau, sicher schon vor langer Zeit, von Schatzgräbern auf der Nordseite erbrochen worden war. Aus dem wüsten Durcheinander von Luftziegeln, das die Lücke ausfüllte, wurden noch einige Handschriften in indischer Brāhmī-Schrift gerettet.

Vor diesem Eingang in den Stupa wurde die etwa spannenlange, kopflose Holzfigur eines sitzenden Buddhas gefunden, kurze Zeit darauf auch der genau auf die Bruchfläche passende, edle Kopf. (Taf. 40). In diesem kleinen Kunstwerk ist die hellenistische Urform vollkommen in indischer Art abgewandelt.

Das Gewand liegt glatt auf dem Körper und zeigt dessen Formen. Die Statue, die wir mit einigen der Gebäude dem 2. oder 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zuschreiben möchten, dürfte das Vorbild für die gewöhnliche Art der hinterindischen Buddhadarstellungen geliefert haben.

An der Südwestecke wurde ein kaum fingerlanger stehender Buddha aus dunklem Holz aufgefunden. Er ist in reinem Gandharastil geschnitzt.

Ich glaube, daß diese Gegend noch zum Reiche des Kuschan-Königs Kanischka (2. Jahrh. n. Chr.) gehört hat; die Ostgrenze dieses Reiches dürfte einer Linie entsprechen, die von Maralbaschi nach Chotän im Süden verlief und letztere Stadt mit einschloß. Unter Kanischka sind vielleicht die älteren Tempel der Siedelung zu Tumschuk entstanden.

Auf der Westseite des Stupa senkt sich das Gelände sehr erheblich, und hier lag die Ruine eines kleinen, früher sehr schönen Tempels (Taf. 35), zu dessen nach Westen geöffneter Tür sieben Stufen hinaufführten. An den schmalen Türwänden und an den Seitenwänden waren niedere Banksockel angebracht, auf denen etwa bis zur Körpermitte erhaltene hellenistische Statuen standen (Taf. 35).

Auf der der Tür gegenüberliegenden Rückwand erhob sich der etwas höhere Banksockel für das (verschwundene) Kultbild. Es wird eine Buddhastatue gewesen sein. Neben der Mitte, wo diese Statue mit Dübeln, deren Löcher noch vorhanden waren, befestigt gewesen ist, sah man noch rechts und links, von schön ornamentierten Säulen begrenzt, aus Ton modellierte Darstellungen von Berglandschaften. Reste von weißer, blauer, grüner und gelber Bemalung waren hier und da noch erhalten.

Vor diesem Tempelchen lag noch ein von Mauern eingefaßter Raum mit einem Banksockel und einigen merkwürdigen, nur von oben her zugänglichen Räumen (Vorratskammern?), dann senkt sich das Gelände zu dem steilen Abhang, in dem die Klippe auf ihrer Westseite endet.

Nahe dem Abhange, aber weiter südlich, lag der interessanteste und wohl älteste Tempel der ganzen Anlage (Taf. 34). Sein Anfang war im Außenmaße 10,15 — 9,20 m, die Mauern waren in wenigsten 5 m Höhe an manchen Stellen noch erhalten. Die Türwand war zerstört, muß aber eine nach Westen geöffnete Tür gehabt haben.

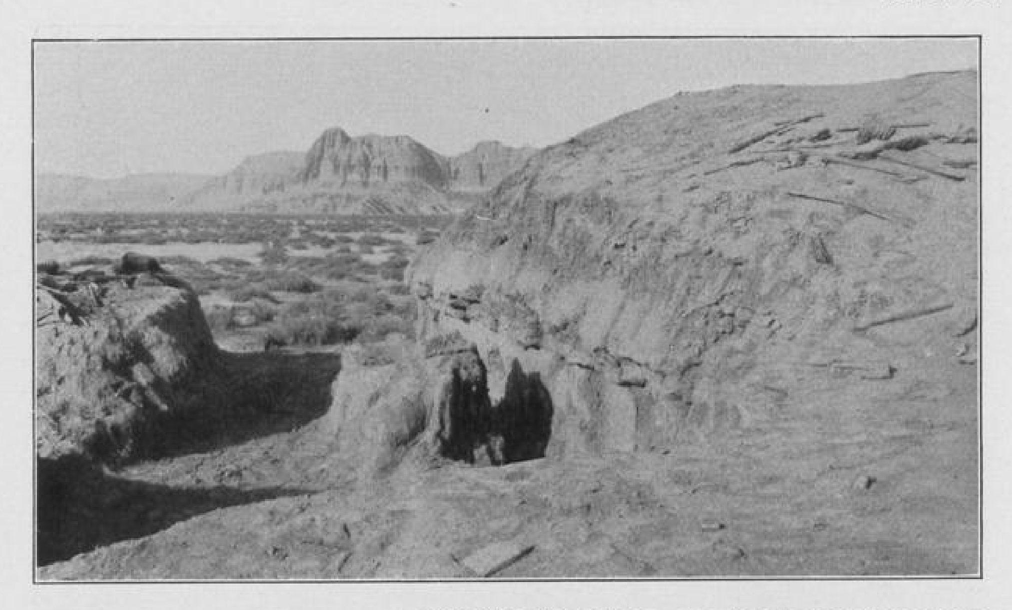
Innen lief ein Banksockel an den Wänden entlang, und diese waren früher augenscheinlich, wenigstens bis zu einer gewissen Höhe, mit großen dunkelgrün glasierten Fliesen (76 × 36 cm) bekleidet. Einige dieser Fliesen fanden sich noch am Platze vor; die Bruchstücke anderer fanden sich in Menge.

Gegenüber der Tür, am Ostende des Raumes, stand im Abstand von ungefähr 1,50 m von der Rückwand, ein prachtvoller, aus Stuck geformter, achteckiger Sockel — vielmehr dessen Rest — für das zerstörte Kultbild.

Er ruhte auf einer Anzahl von Elefantenköpfen (Taf. 34), über denen, etwas zurücktretend, 2 Reihen Lotusblätter den Lotusthron darstellten. Darüber lief eine Borte mit einem schönen Reliefornament, und über dieser Leiste waren Reliefplatten aus Stuck an dem Luftziegelkern des Sockels angebracht.

Auf der Westseite war der Sockel durch Brand usw. sehr beschädigt, so daß dort keine der Reliefplatten erhalten waren. Auf der Ostseite aber standen sie noch am Kern und wurden mühevoll abgenommen; sie enthalten Darstellungen im reinsten Gandhārastil und sind in einigen Fällen Repliken wohlbekannter, in unserer Sammlung aus Afghanistan, vertretener Szenen.

An manchen dieser Reliefs fanden sich noch Spuren früherer Bemalung. Wie es auch bei den Holzschnitzereien üblich, hatte man die Reliefs zunächst mit einer dünnen Lage weißer oder



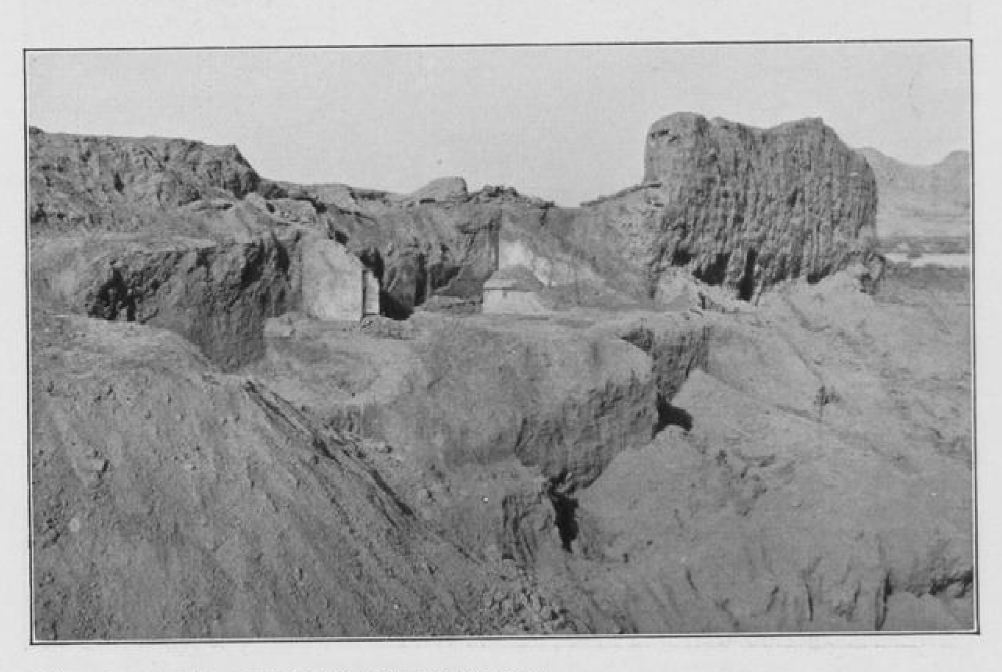
Ostseite des Stupa, Westanlage, Tumschuk



Ostseite des Stupa, mit Sockeln, Tumschuk



Ostanlage, Tumschuk; die große Treppe



Ostanlage, Tumschuk; der Sockeltempel

crêmefarbiger Grundierung überzogen und darauf die Farben, und das Goldblatt aufgetragen. Reste von letzterem und von leuchtendem Rot, Blau, Grün und Gelb konnten festgestellt werden. Wir dürfen annehmen, daß, nach griechischer Art, auch die Schieferplastiken der bactrischen Klöster in derselben Weise bemalt und vergoldet gewesen sind. Im rauhen Klima Afghanistans konnten sich die Farben aber nicht halten.

Ganz ungeheuere Massen von Schutt erfüllten den Raum, Luftziegel wurden nur in geringer Zahl und dann in der Nähe der Mauern gefunden. Dieser Bau muß daher — und dasselbe gilt für den Tempel mit den Statuen — ein Holzdach gehabt haben.

Eine ungemein mächtige Aschenschicht bedeckte den aus geglättetem Gips hergestellten Fußboden in beiden Fällen. Über die Art der Holzbedachung wissen wir nichts. Es kann ein Pultdach, ein hellenistisches Giebeldach, oder das iranische „Laternen“-dach gewesen sein. Bei diesem Tempel wurden chinesische Münzen der späteren Han-Dynastie gefunden (2. Jhrh. n. Chr.).

Auch ein bronzenes Räuchergefäß (Taf. 48) wurde gefunden. Die Form geht auf ein ägyptisches Vorbild zurück, lebt aber noch heute in China und Japan.

Andere, vasenartige Räuchergefäße aus gebranntem Ton wurden auf der Ostklippe der Anlage gefunden.

Diese ist erheblich ausgedehnter; sie besteht aus einer höher gelegenen südlichen (oberen) Gruppe und einigen furchtbar zerstörten Tempeln auf einem etwas niedrigeren, nach Norden zu gelegenen Niveau. Unsere Arbeiten beschränkten sich in der Hauptsache auf die südliche Gruppe, die untere war durch eine ungeheure Feuersbrunst zerstört worden, und Probegrabungen ergaben nur Brandschutt. Die Zerstörung dürfte mutmaßlich in früherer Zeit, etwa dem 5. Jahrhundert, stattgefunden haben.

In der Uigurenzeit — nach dem 8. Jahrhundert — scheint der heilige Ort von neuem dem Kult gewidmet worden zu sein, und ganz im Süden fand sich die Ruine eines kleinen Tempels mit Malereien, die an die Stilarten von Turfan erinnerten.

Die obere Tempelgruppe besteht in der Hauptsache aus zwei ziemlich großen Räumen, deren Mauern sich im Süden an eine Bodenerhebung anlehnen. Auf dieser, künstlich planierten Erhebung stand das Hauptheiligtum mit einer selbst trotz furchtbarer Zerstörung merkwürdigen Sockelanlage.

Dieser Tempel ist nach Westen, die zwei anderen großen Räume nach Norden geöffnet. Zu den beiden letzteren führt je eine Treppe unmittelbar in die zugehörige Halle, vor der Westseite des Haupt-

tempels aber befindet sich eine tiefer gelegene Plattform, auf die von Norden wie von Süden eine kleine Treppe heraufführt. Der Hauptaufgang mit seiner breiteren Treppe befindet sich auf der Westseite.

Das Kultbild stand auf einem großen Sockel, der ungefähr in der Mitte des Raumes sich erhob. Die Vorderseite, soweit erhalten, war mit Reliefffliesen mit stilisierten Berglandschaften aus grünglasiertem Ton ausgelegt.

Die westliche der großen Hallen war auf das fürchterlichste verwüstet, doch fanden wir allerhand Holzwerk, trotz des Brandes, Vasenreste, Räucherlämpchen, Statuenreste und andere Gegenstände. Eine Treppe von achtzehn Stufen führte zu der nach Norden geöffneten Eingangstür (Taf. 38).

Im Ostraum waren einige Reste von Wandgemälden erhalten, die jetzt im Museum sind; sie erinnern an Miniaturgemälde und tragen indo-iranischen Charakter.

Angrenzende Tempelruinen enthielten frühe indische Handschriften auf Birkenrinde.

An die Ostwand dieses Raumes, ganz nahe am Abhang der Klippe angelehnt, fanden sich die Reste von zwei interessanten Tempeln sehr kleinen Ausmaßes. Der mehr nach Süden gelegene trug auf der Westwand Darstellungen von Predigten des Buddha, die im Stil an die älteren Bilder von Kyzil erinnern. Unter diesen Gemälden lief ein Fries anbetender Mönche (Taf. 39). Im nördlichsten Teil stand ein kleiner Sockel für die Kultfigur, von der keine Spur erhalten war.

Der noch kleinere, mehr nach Norden gelegene Tempel wurde der „verbrannte Tempel" genannt, da die Spuren einer gewaltigen Feuersbrunst hier unverkennbar waren.

An der Westwand fanden sich die Reste eines sehr schönen, kleinen Banksockels aus zufällig durch die Feuersbrunst gebranntem Ton (Taf. 39). Er besteht in der Hauptsache aus einem Bandfries mit Reliefdarstellungen von Enten in Rankenwerk. Der Stil ist hellenistisch-iranisch, d. h. er zeigt sassanidischen Charakter.

Dreieckige Pendentive und schmale perleneingefaßte Streifen, mit breiteren Anhängern am unteren Ende hängen von dem Fries herab.

Wir kennen dies Ornament von dem Sterbelager des Buddha. Es bildet auch zuweilen, in den Deckengewölben mancher Tempel, den Abschluß nach unten, des aufsteigenden mit Berglandschaften ausgemalten Deckengewölbes.

An der schmalen Nordwand war noch ein niedriger Sockel erhalten, mit den Füßen zerschlagener kleiner Donatoren- und Götter-

figürchen. Im Schutt fanden sich einige Köpfe, die vielleicht zu diesen Figürchen gehört hatten. Der eine, durch die hervorquellenden Augen als Dämon (Weltenhüter) gekennzeichnet, trägt den sassanidischen Spangenhelm mit Flügeln; der andere, wohl der Kopf eines Stifters, trägt einen Panzer mit Schuppen, deren Rundung nach oben gerichtet ist, und den sassanidischen Spangenhelm mit Kegel.

Die Art, die Schuppen mit der Rundung nach oben anzuordnen, findet sich meines Wissens in verschiedenen Arten des Panzers nur bei den Assyrern, den Etruskern, in Gandhāra und in späterer Zeit bei den älteren Mameluken in Ägypten und im modernen Tibet, das auch den Spangenhelm bewahrt hat (Taf. 45).

Wenn man erwägt, daß in der Zeit der Völkerwanderung der Spangenhelm in den Heeren der germanischen Eroberer nur von Fürsten und Führern getragen wird, während er auf unseren allerdings späteren Bildern aus Schortschuk von allen Kriegern getragen wird, so öffnen sich allerlei Perspektiven, auf die ich im Schlußkapitel zurückkommen werde[1].

Unter den „Skulpturen" (d. h. mit Formen hergestellten Statuen) und deren Resten mögen einige besonders charakteristische dem Leser vorgeführt werden.

Der prächtige, stark hellenistische Kopf auf (Taf. 41) zeigt nur ein indisches Merkmal, nämlich den senkrechten vertieften Einschnitt über der Nase. Er mag als Kastenabzeichen gedeutet werden.

Von großem Reiz ist ferner die etwa spannengroße Figur eines sitzenden Mönches aus (zufällig) gebranntem Ton. Die Statue erinnert, obwohl die Sitzart indisch ist, an die bekannten Tanagrafigürchen (Taf. 40).

Viel naturalistischer ist die Statuette eines knienden Mannes mit schwarzer Haube (?) und Lendentuch, der mit beiden Händen einen anscheinend gedrehten Gegenstand — etwa ein Leintuch, in dessen Buchtung auf seinem Rücken zum Waschen bestimmte Kleider ruhen — angestrengt festhält. Die Statuette erinnerte mich an meinen Wäscher in Kaschmir (Taf. 40).

Sehr merkwürdig ist ferner die (zufällig) gebrannte Tonstatuette einer stehenden Person (Taf. 32).

In die ältere Zeit dieser Antiquitäten, wenn auch nicht an denselben Ort, gehört ein kostbarer Gegenstand, den ich nunmehr beschreiben will (Taf. 41).

1 Vgl. übrigens hierzu „Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgeschichte Mittelasiens", D. Reimer, Berlin 1925.

Spätantiker Krug aus Chotän[1].

In Kaschghar hatte ich das Glück, einen fast vollkommen erhaltenen Krug aus einer frühen Epoche zu erwerben. Er stammt aus der Landschaft Borazan bei Chotän und war von einem früheren Diener der Mission Dutreuil de Rhins, Musa Achond, der 1914 Unterbeamter bei der russisch-chinesischen Bank in Kaschghar war, vor Jahren in Chotän erworben und nach Kaschghar gebracht worden. Er dürfte etwa dem 3. Jahrhundert n. Chr. angehören. Das aus einem sehr dichten, rötlich braunen Ton auf der Scheibe hergestellte Stück hat eine Höhe von 45 cm und stellt sich dar als ein bauchiger, dreihenkliger Krug antiker Form ohne Fuß, dessen Oberteil unterhalb des großen, ausladenden Halses reich mit der Antike entlehnten Ornamenten verziert ist.

Auf den Henkeln sind kleine antikisierende Frauenköpfe angebracht, von denen einer abgebrochen ist. Als weiteren Schmuck trägt jeder Henkel vier in Zwischenräumen übereinander eingestempelte kleine Rosetten, die von den Seitenrändern des Henkels durch je zwei eingeritzte, senkrechte Linien getrennt sind. Die (geformten) Köpfchen sind vor dem Brennen aufgesetzt, leider sind sie ziemlich roh ausgeführt oder durch Gebrauch und Alter abgenutzt. Man erkennt noch deutlich, daß die Ohren große indische Schmuckscheiben tragen. Dort, wo der Hals in den Körper des Kruges übergeht, umzieht ihn eine erhabene, scharf hervortretende Kreislinie, die ihn deutlich vom Körper sondert, sie läuft etwa 3 cm oberhalb der Einsatzstelle der Unterenden der Henkel um das Gefäß.

Diese Einsatzstellen trennen den Raum unter der Scheibenlinie in drei Felder. Jedes dieser Felder enthält ein seltsames Ornamentband in Relief in erhabener trapezförmiger Umrandung. Der wuchtige Mittelteil der Krugwandung trägt die wichtigsten Ornamente; er ist verziert mit sieben kreisrunden Relief-Medaillons von etwa $9^1/_2$ cm Durchmesser, die ebenso wie die mit Palmetten geschmückten Zwischenstücke ihren Ursprung aus der Antike deutlich zeigen.

Jedes Medaillon ist von zwei konzentrischen Kreisen eingefaßt, zwischen denen sich ein Perlenkranz befindet. Eine Art der Einrahmung, die, der Antike entlehnt, in der sassanidischen Kunst besonders beliebt geworden ist.

Die Darstellungen in den Medaillons sind dreifacher Art. Nämlich (Nummer 1) eine nach rechts gewendete, stehende weibliche Ge-

1 Nach „Túrán", Budapest 1918.

stalt in indischer Göttertracht mit Schenkkanne und halbkugeligem Becher, (Nummer 2) ein bärtiger, kahlköpfiger, beleibter, nach links gewendeter sitzender Mann mit Aureole, Trinkhorn und Becher, (Nummer 3) ein Medusenhaupt oder stilisierter Löwenkopf. Die Verteilung der drei Typen der Medaillons beginnt mit dem Medaillon unter dem linken Henkel.

Da die Schmuckscheiben mit den sie trennenden Zwischenstücken den vorhandenen Raum nicht vollkommen zu füllen vermochten, sind an einer Stelle, nämlich unter dem rechten Henkel, zwei dieser Zwischenstücke so übereinandergelegt worden, daß rechts im linken Zwischenstück noch ein Teil des nach rechts folgenden Perlenkranzes in dem durch das Zusammenrücken der beiden Stücke entstehenden kleinen Spitzoval erscheint, während die diesem Raum zugewandten oberen und unteren Ecken der Stücke sich überschneiden. Die Abbildungen machen eine genaue Beschreibung der Darstellung unnötig. Einige Bemerkungen seien aber gestattet.

Nummer 3, der Löwenkopf, entspricht den unzähligemale in der Chotän-Oase aufgefundenen altro-relievo Tierköpfen, ist aber etwas verwildert und kann, wie erwähnt, auch ein Medusenhaupt darstellen.

Nummer 1, die weibliche Figur, trägt in der einen Hand eine (metallene) Schenkkanne mit geschwungenem Griff, deren späte Nachkommen wir wohl in den modernen „ābtāba" und „tschōgün" genannten Wasser- und Teekannen des Landes erblicken dürfen. Sie scheint, eine göttliche Schenkin, der männlichen Figur Trank spenden zu wollen. Wir glauben bestimmt, daß dieser Trank als Wein zu denken ist.

Die wichtigste der Darstellungen ist Nummer 2. Die kurze, beleibte Gestalt des bärtigen, kahlköpfigen Mannes sitzt in plumpkomischer Stellung da; in der Rechten hält sie ein antikes, in einen Stierkopf mit großen Hörnern auslaufendes Trinkhorn, das sie der Schenkin entgegenstreckt, in der Linken einen Becher. Ob der den Hals umgebende Wulst als Halsband oder als Gewandkragen zu deuten ist, steht dahin. Es ist aber erwähnenswert, daß eine der ersten Veränderungen, die antike Menschenfiguren im indo-buddhistischen Kulturkreis durchmachen, die Annahme indischen Schmuckes ist. Es ist Silen, eine antike Gottheit aus der Umgebung des Dionysos.

Dieser und andere Funde lassen die Frage entstehen, ob und in welcher Form etwa bacchische Mysterien oder Reste des Dionysos-Kults im alten Turkistan geübt worden sind.

Aufbruch nach Kaschghar Aufenthalt dort Rückreise nach Berlin

Ich hatte meinen Aufenthalt in Tumschuk im Dezember unterbrochen und nach Kaschghar reiten müssen, weil unsere erste Sendung Kisten aus Kutscha mittlerweile dort eingetroffen war und ich Rechnungen zu begleichen und mit der russischen Transportgesellschaft über die Verfrachtung zu verhandeln hatte.

Ich ritt am 17. Dezember ab, erreichte Kaschghar am Weihnachtstage, den ich sehr vergnügt im Hause Macartney verbrachte, regelte alle Angelegenheiten, fand aber zu meinem Verdruß, daß die russische Transportfirma die Kisten mit dem mir doch früher als zulässig angegebenen Gewicht nicht mehr nehmen wollte. Sie mußten umgepackt und erleichtert werden!

Dies war eine höchst unerwünschte Nachricht, die ich Bartus sogleich durch den chinesischen Telegraphen mitteilte.

Dann eilte ich zurück. Bartus hatte mittlerweile unsere sehr wichtige, aber nicht sehr umfangreiche Ausbeute verpackt.

Die nötigen Wagen hatte ich bestellt, sie kamen einige Tage nach mir an, und wir begaben uns eilend auf den Weg nach Kaschghar, wo wir nach einigem Aufenthalt unterwegs am 25. Dezember eintrafen und im Britischen Konsulat die gewohnte freundliche Aufnahme fanden.

Die zweite Kistensendung aus Kutscha, und die Wagen mit den Kisten aus Tumschuk brauchten geraume Zeit, ehe sie in Kaschghar ankamen. Einstweilen galt es, die erste Sendung, die in Kaschghar lag, umzupacken und jede Kiste auf das von der Transportgesellschaft gewünschte Gewicht zu reduzieren. Es war eine furchtbare Hetzerei, denn die Karawane sollte in drei Tagen abmarschieren!

Es wurde aber gemacht, wenn auch in der Eile die Listen des Inhalts jeder Kiste nicht genau geführt werden konnten; ein Umstand, der uns acht Jahre später, als nach dem Krieg die Kisten in Berlin ausgepackt wurden, viel Mühe und Zeitverlust verursachte.

Die anderen Kisten kamen auch allmählich an und mußten, außer denen aus Tumschuk, ebenfalls umgepackt werden. Wir haben die Transportleute, lauter unfreundliche, rohe Kerle, herz-

haft verwünscht. Man hatte während der ganzen Zeit unserer Berührung mit russischen Beamten und Privaten den Eindruck eines gehässigen Übelwollens.

Eine rühmliche Ausnahme machte der neue Generalkonsul — (Herr Socoff war abberufen worden) — Fürst Meschschterskij, der stets durchaus korrekt und verbindlich war. Er erfreute sich allgemeiner Hochachtung.

Von den heimlich nach Ostturkistan eingeschmuggelten Truppen war ein Teil schon um die Mitte Januar nach Russisch-Turkistan abmarschiert; wir sahen zuweilen noch einige jener deutsch-russischen Soldaten, die wir auf der Einreise bewirtet hatten. Sie waren höchst verbittert und klagten sehr, daß man sie nach diesem fernen Lande geführt habe; jetzt, sagten sie, sei keine Rede mehr von der Eroberung Ostturkistans; es seien vielmehr Orders eingegangen, schleunigst die deutsche Grenze zu erreichen, wo große Mannöver abgehalten werden sollten. In kurzer Zeit war von allen russischen Truppen nur die übliche Konsulatswache übrig.

Ich hatte die Absicht, noch Samarkand und Buchara zu besuchen, und sprach darüber mit Sir G. Marcartney. Aber er wollte nichts davon wissen. Mein Zustand sei immer noch recht unbefriedigend, ich solle mich schleunigst nach Berlin begeben und dort mich guten Ärzten anvertrauen. Ich folgte diesem freundschaftlichen Rat und habe Grund gehabt, mich später mit Dankbarkeit seiner zu erinnern. Die dysenterische Störung war ernsthafter Art und verlangte noch eine längere Behandlung nach meiner Heimkehr.

Als daher auch der zweite Transport unserer Ausbeute aus Kutscha und Maralbaschi glücklich abgerichtet war — ich wählte Eilgutbeförderung — und wir uns in der äußerst rücksichtsvollen und wirksamen Pflege im englischen Konsulat genügend für die bevorstehende Reise über den Terek-Paß gekräftigt hatten, brachen wir Anfang März auf und erreichten Moskau ohne irgendwelche Abenteuer.

Die Falken hatte ich in offenen Kätigen verladen müssen. Um sie zu ernähren, hatte ich einen der Schaffner gewonnen, der sie mit Fleisch versorgte. Als ich in Moskau die Käfige ins Hotel bringen ließ, fanden sich in beiden viele Stückchen Zucker. Gutmütige Passagiere hatten die stolzen Vögel für Papageien gehalten.

Wir waren nicht wenig erstaunt, bei unserer Reise durch das Land überall Militär zu sehen. Wohin man schaute, sah man Uniformen und wo immer wir als Deutsche erkannt wurden, und

das war gar nicht selten, da ich mit Herrn Bartus natürlich immer Deutsch sprach, begegneten uns feindselige Blicke.

In Moskau machten wir einige Tage Halt. Ich besuchte unseren Generalkonsul und meinen verehrten Freund Professor Anutschin, der mich gebeten hatte, ihm eine Sammlung der Musikinstrumente Ostturkistans mitzubringen.

Am Abend, vor dem Tag unserer Abreise wurde ich in Erstaunen gesetzt durch den späten nächtlichen Besuch unseres Generalkonsuls Dr. Kohlhaas, in unserem Hotel.

Dr. Kohlhaas teilte mir mit, daß er chiffrierte Depeschen von äußerster Wichtigkeit nach Berlin zu senden habe. Sie mit der Post zu schicken, sei ausgeschlossen, die Beförderung durch den Kurier sei ebenfalls nicht ratsam und möglicherweise für diesen mit Gefahr verknüpft — mich kenne niemand, ich habe Beamtenqualität — würde ich diese Depeschen nehmen, sie notfalls bis zum äußersten verteidigen und bei meiner Ankunft in Berlin sie im Chiffrierbüro des Auswärtigen Amtes und zwar ohne den geringsten Zeitverlust, abgeben?

Meine Antwort war natürlich ein herzhaftes Ja — ich schlief mit den Depeschen auf meiner Brust, trug sie auf dem Rest der Reise in der Innentasche meiner Weste und überlieferte sie, zehn Minuten nach meiner Ankunft, einem mir bekannten Beamten des Chiffrierbüros.

Dr. Kohlhaas habe ich nicht wiedergesehen. Er soll nicht lange nach unserer Begegnung im Hotel d'Europe zu Moskau, in Deutschland plötzlich verstorben sein.

Später wurde mir klar, daß die Russen schon im Januar mit der Mobilisierung ihrer Heere begonnen hatten.

Eine Genugtuung war mir, daß meine letzte Kistensendung, für die ich, einem ungewissen Gefühle folgend, den Eiltransport gewählt hatte, wenige Tage vor Kriegsausbruch die russische Grenze überschritten hatte.

Schlußwort: Kultur- und kunsthistorische Ergebnisse[1]

China hat in unserer Beurteilung lange Zeit eine Sonderstellung eingenommen. Hier, behauptete man, sei eine autochthone Kultur entstanden ohne jede Einwirkung von westlichen oder überhaupt fremden Kultureinflüssen. Im Osten das Gelbe Meer, im Süden hohe Gebirge, im Norden und Westen die große chinesische Mauer: hier finde sich ein vollkommen abgeschlossener Kontinent von riesigen Ausmaßen und großem Reichtum. Hier hätten die Chinesen aus eigener Kraft eine Kultur und Kunst entwickelt, die spezifisch chinesisch sei und in nichts von außen her Einflüsse aufgenommen habe.

Wir haben diese Anschauung seit langem nicht mehr geteilt, und ein Ergebnis der Turfan-Expeditionen ist der Nachweis, daß China mit der Religion des Buddhismus im reichsten Maße fremde Elemente aufgenommen hat; mit der Religion kam nämlich die buddhistische Kunst, und diese Kunst geht auf hellenistische Ursprünge zurück. Ich werde hier noch einmal resumieren, was in „Auf Hellas Spuren" zu kurz behandelt werden mußte.

Vier große Kulturströmungen sind von unseren Expeditionen nachgewiesen worden. Die älteste dieser Strömungen ist eine Wanderung skythischer Völker von Westen nach Osten. Die Zeit des Beginns dieser Wanderung festzulegen, ist einstweilen nicht gelungen; wir wissen nur, daß sie in vorchristlicher Zeit stattgefunden hat. Wir haben aber den Weg kennengelernt, auf dem sie sich vollzogen hat. Nämlich im Norden des Tienschau, wo auch heute noch Gras und Wasser so reichlich vorhanden ist, daß nomadische Völkerschaften mit ihren Herden dort leben können, finden sich ungezählte Grabhügel, in denen eine skythische Bronzekultur vorhanden ist.

Viele dieser Hügel sind gekrönt mit rohen Steinfiguren, die den „baba jaga" genannten Skulpturen auf den skythischen Grabhügeln Südrußlands und der Krim entsprechen. Wie dort,

1 Ich folge hier in der Hauptsache dem 1925 bei D. Reimer erschienenen „Bilderatlas zur Kultur- und Kunstgeschichte Mittelasiens".

so führen auch hier diese Grabhügel den türkischen Namen „kurgan" = Festung).

Wir haben auf unserer Reise zahlreiche derartige Steinskulpturen teils am Platz, teils von den sibirischen Bauern oder von den Kirgisen verschleppt aufgefunden. Diese Grabhügel bezeichnen den Weg, auf dem iranische und europäische Skythen schon in vorchristlicher Zeit China erreicht und dieses Land in Beziehungen zu den griechischen Städten des Pontus und dem Perserreich der Achämeniden gebracht haben. Wenn man gewisse Einrichtungen des letzteren Reiches, z. B. die Post und die Heerstraßen, mit chinesischen Einrichtungen vergleicht, so ist die Ähnlichkeit so groß, daß der Gedanke an eine Entlehnung seitens Chinas sich unwillkürlich aufdrängt.

Sehr merkwürdig ist, daß manche der Steinfiguren von südrussischen Grabhügeln eine ethnographische Sonderheit zeigen, nämlich eine am Gurt befestigte Schnur zum Festhalten der Stiefelschäfte, die mir sonst bei keinem anderen Volk bekannt ist. Sie tritt wieder auf bei den blauäugigen und rothaarigen Männern, die auf den Wändgemälden von Turfan dargestellt sind. Diese Leute haben wir, vermutungsweise, identifiziert mit den Tocharern, deren europäische indogermanische Sprache wir in vielen Manuskripten in denselben Tempeln aufgedeckt haben.

Wenn wir uns nicht täuschen, sind diese Tocharer ein Rest jenes von den Chinesen Yüe-tschi genannten bogenschießenden Reitervolkes, welches im 3. Jahrhundert v. Chr. Westchina bis zum Knie des Hoang-ho eroberte.

Die damals beginnende turko-mongolische Wanderung traf aber in mächtigem Stoß diese von Westen her vordrängende europäische

---

1 Auf der ersten Reise fand Herr Bartus eine solche Steinskulptur in einem trockenen Flußbett, und nahm sie, da sie ziemlich klein war, gleich mit.

Aber Kirgisen der Nachbarschaft eilten der Expedition nach, und da Geld als Gegengabe verweigert wurde, mußte, um Übeles zu verhüten, die vermeintliche Gottheit ihren Verehrern wieder zugestellt werden.

Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Kirgisen, obgleich Muhammedaner, diese Statuen entweder als Götzen anbeten oder ihnen als Grabdenkmäler berühmter Vorfahren göttliche Verehrung weihen.

Die Bekehrung der östlichen Kirgisen zum Islam ist, wenn meine Nachrichten richtig sind, eine Satyre auf die Unbedachtsamkeit der russischen Verwaltung.

Die östlichen Stämme sollen gebeten haben, man möge ihnen Religionslehrer senden. Der betr. russ. General nahm an, daß diese Leute „natürlich" Muhammedaner seien und ließ ihnen ein halbes Dutzend Mullas aus Russisch-Turkistan kommen, die sehr schnell alle zum Islam bekehrten. Hätte er ihnen Popen gesandt, sie wären alle gute Russen geworden!

Völkerschaft und zwang sie nach einer furchtbaren Schlacht, etwa im Jahre 176 v. Chr., nach Westen zurückzukehren. Ein Teil verblieb bei den Tibetern in der Gegend südlich von Scha-chou, die Hauptmasse aber wendete sich nach Westen, vertrieb ein iranisches Volk, die Saken, aus dem Ilital und drang, letztere immer vor sich herschiebend, in die hellenistischen Staaten Nordost-Irans ein, wo erst die Saken, dann die Yüe-tschi unter dem späteren Namen der Kuschan, nach Annahme der vorgefundenen Bedingungen, mächtige Reiche hellenistischer Kultur und buddhistischen Glaubens bildeten. Das Datum dieser Ereignisse, etwa mit 130 v. Chr. beginnend, stimmt überein mit den Daten, die die westlichen Historiker für den Einbruch der „Indoskythen" in die hellenistischen Landschaften Irans und Indiens ansetzen.

Der von den Grabhügeln dieser Nomaden bezeichnete Weg im Norden des Tienschan war indessen friedlichen Kaufleuten kaum zugänglich, diese Stämme werden, wie ihre modernen Nachfolger Kirgisen und Kalmücken, ungebändigte Räuber gewesen sein, so daß wesentliche Kulturelemente hier nicht durch Karawanen von Kaufleuten, sondern durch Handelsbeziehungen, die zwischen den sich befehdenden Stämmen bestanden, verbreitet worden sein mögen.

Jetzt hat die russische Mission Kozlow in der Nähe von Urga in der Mongolei Funde gemacht, die u. E. auf diesem Wege dorthin gelangt sind, nämlich skythische Altertümer und hellenistische Textilien, angelblich dem 2. Jahrhundert v. Chr. angehörend.

Auf diesem nördlichen Wege sind den Chinesen sicherlich nicht nur griechische, sondern auch ägyptische, mesopotamische und vor allen Dingen achämenidisch-persische Kulturelemente zugetragen worden.

Weit mächtiger und für unser Auge leichter zu verfolgen ist die zweite Strömung, die ebenfalls von Westen ausgeht; es ist der Alexanderzug und seine Folgen. Alexander eroberte ganz Iran und das Pandsch-āb, die Nordwestecke Indiens. Hier legte er, und später, nach einer vorübergehenden Rückeroberung des Landes durch die Inder, die Diadochen, viele Städte an, die mit ausgedienten griechischen und mazedonischen Söldnern besiedelt wurden. Diese Leute vermählten sich nach seinem eigenen Beispiel[1] mit den ihnen ethnisch nahestehenden Töchtern der iranischen und indischen Einwohner, und so entstand eine Mischrasse hellenistischer Kultur und griechischer Sprache.

1 Alexander, der eine Verschmelzung der arischen Völker Asiens mit den verwandten Hellenen herbeizuführen wünschte, hatte selbst die schöne Roxana, die Tochter des baktrischen Fürsten Oxyartes, zur Frau genommen.

Die hier geprägten Münzen sind oftmals von äußerster Vollkommenheit und stehen den in Attika oder in Italien geprägten in keiner Weise nach.

In späterer Zeit unterlagen diese Griechen dem oben geschilderten Einbruch der aus Mittelasien kommenden Saken und Tocharer. Auch diese unterwarfen sich der hellenistischen Kultur, die sie vorfanden und nahmen den von den Indogriechen wahrscheinlich etwa im zweiten Jahrhundert angenommenen buddhistischen Glauben ihrerseits an. Sie kamen aber in fortwährende Berührung mit den Parthern und später den Sassaniden, so daß wir diese Gegenden, Ostiran und Nordwestindien, als einen großen Mischkessel für mittelasiatische und hellenistische Kulturelemente betrachten müssen.

Durch die ungeheure Propaganda, die der Buddhismus trieb, wurden Missionare sowohl nach Westen als nach Osten entsandt. Der Westen widerstand. Man wird annehmen dürfen, daß nur Buchara, Samarkand, Merw und vielleicht noch Herat, den Buddhismus günstig aufgenommen haben.

Weiter nach Westen traf er auf andere Glaubensformen, die ihn abzuwehren wußten. Es ist wohl möglich, daß die Schilderungen der Schlachten, die im Königsbuch des Firdusi als zwischen Iraniern und Türken statthabend besungen werden, eine Erinnerung sind an die Kämpfe, die sich damals zwischen iranischen Zoroastriern und iranischen Buddhisten vollzogen haben.

Nach Osten hingegen hatten die buddhistischen Missionare einen ungeheuren Erfolg. Trotz der unglaublich schwierigen Verbindungen, welche über den Pamir und später über die Karakorumketten Turkistan erreichen, wurden diese Straßen, die schon seit längerer Zeit den Chinesen als Wege für die Beförderung ihres Hauptproduktes, der Seide, galten, nunmehr von den Missionaren des Buddhatums besucht. Die Bevölkerung Ostturkistans war damals noch nicht türkisch, sondern am Südrand saßen Inder, am Westrand der Wüste iranische Saken, am Nordwestrand iranische Soghdier, von Kutscha bis Turfan aber jenes blauäugige Volk europäisch-indogermanischer Zunge, die Tocharer. Alle diese Völkerschaften nahmen den Buddhismus mit großer Begeisterung an und mit ihm jene griechisch-buddhistische Kunst, welche unter der mischblütigen hellenistischen Bevölkerung des Pandsch-āb, besonders der Landschaft Gandhāra-(Umgebung von Peschauer und Kābúl) entstanden war.

Auf die Auswirkungen der buddhistischen Propaganda auf die Kunst des Ostens werden wir später eingehen. Einstweilen kehren wir zurück zu den Kulturströmungen.

SCHLUSSWORT

Mit der Völkerwanderung beginnt eine wichtige Epoche in der Geschichte der eben neu entstehenden germanischen Staaten Europas. Von Osten herkommend, dringen die Hunnen und mit ihnen ihre getreuen Verbündeten, die iranischen Alanen, in Europa ein.

Die Alanen, deren Reste heute noch unter dem Namen der Osseten (sie selbst nennen sich Iron = Iran) im Kaukasus leben, waren nahe Verwandte der iranischen Soghdier von Samarkand und Buchara. Die Alanen zogen mit den Sueven nach Portugal, das sie besiedeln halfen. Mit den Vandalen schifften sie nach Nordafrika hinüber. In Frankreich gründeten sie die Stadt Valence. In späterer Zeit, unter Tschinggiz Chan, zogen alanische Soldtruppen in Peking ein, so daß, wenn auch zu verschiedenen Zeiten, Männer dieses Volkes sowohl das Gelbe Meer, als den Atlantischen Ozean erreicht haben.

Es ist sicherlich ein Irrtum, anzunehmen, daß die Hunnen ein kulturloses Volk gewesen seien; denn rohe Barbaren hätten schwerlich den Widerstand der als tapfer bekannten Goten in so kurzer Zeit brechen können. Von den Alanen dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß sie ein Volk sassanidischer Kultur gewesen sind. Dem siegreichen Vordringen dieser beiden Völkerschaften verdankt die sich soeben neu bildende Kultur der germanischen Staaten eine Menge Kulturelemente wie Waffen, Kleidungsstücke, Sargzieraten u. dgl. Auch hiervon werde ich Beispiele geben.

Inzwischen hat sicherlich Handel und Wandel fortwährend europäische Kulturelemente nach dem Osten und östliche Kulturelemente nach dem Westen verpflanzt. Die Wege dieser Beziehungen aber sind schwer zu verfolgen.

Beirut, vielleicht Petra, und Alexandria waren die wichtigsten Punkte für den östlichen Handel. Letzteres war besonders wichtig als letzter Punkt des Seidenhandels mit China.

Die chinesische Seide, die auf den an den Bergabhängen im Norden und Süden Ostturkistans einherlaufenden Seidenstraßen durch dieses Land und durch Iran nach Beirut und wohl auch nach Petra gelangte, wurde dort, besonders aber in Alexandrien, für den Geschmack der hellenistischen Damenwelt und der Römerinnen hergerichtet. Die Seide kam nämlich ursprünglich scheinbar in schweren einfarbigen Geweben ohne Musterung aus China. Es wird sowohl von einer chinesischen wie von einer westlichen Quelle berichtet[1], daß in Ägypten und in Vorderasien diese schweren

1 Cf. F. Hirth, Die Länder des Islam, nach chines. Quellen, supplément, T'oung-Pao, vol. V, Leiden 1894; ders., Zur Geschichte des antiken Orienthandels, 1888.

Gewebe auseinandergezogen wurden, daß die dicken Fäden aufgerollt, zu feineren verwebt und dann zur Herstellung jener durchsichtigen Gewänder verarbeitet wurden, deren Gewicht von der spätantiken Damenwelt mit Gold aufgewogen wurde.

Die mit koptischen, byzantinischen und persischen Mustern versehenen Stoffe fanden dann ihren Weg nach China zurück, wo sie in großer Vollkommenheit nachgeahmt wurden und den schon bedeutenden Seidenhandel Chinas zu unerhörter Höhe führten.

Inzwischen war das Kalifat der Araber entstanden. Sie entwickelten aus hellenistischen und persischen Elementen eine neue und glänzende Kultur. Ihre Eroberungen im Westen und im Osten brachten diese Kultur bis in das Innere Asiens und bis zu den Säulen des Herkules. Mit dieser „islamischen" Kultur wurde der Westen durch die Kreuzzüge genauer vertraut. Überall im näheren Osten entstanden glänzende fränkische Fürstentümer, deren Bestand indes nicht von langer Dauer war. Jedenfalls sind aber durch die Kreuzzüge die europäischen Völkerschaften nur in Beziehungen getreten zum islamischen Orient, nicht zu der dem Islam im hohen Grade feindlichen buddhistischen Kultur Mittel- und Ostasiens.

Die Taten der Kreuzfahrer, unter denen die westlichen Normanen eine bemerkenswerte Stellung einnahmen, vollzogen sich im Lichte der damaligen Öffentlichkeit. Zu gleicher Zeit aber waren andere Kräfte am Werk, um den hohen Norden Europas in intime Beziehungen zu bringen mit Südrußland und dem näheren Orient. Schwedische Seekönige erobern Rußland und ohne, daß ihre Fahrten von der damaligen öffentlichen Meinung Europas beachtet worden seien, erreichten sie den Pontus und die islamischen Staaten Vorderasiens. Kriegsfahrten und Handelsbeziehungen brachten unzählige Kulturelemente des islamischen Orients auf diese Weise nach Skandinavien. Alle diese Beziehungen aber sind bis dahin nur zwischen Europa und Vorderasien.

Erst der Einbruch der Mongolen, eine zweite Völkerwanderung, bringt Europa in Beziehungen zu Mittelasien und seinen buddhistischen Staaten sowie zum ersten Male mit Ostasien. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß trotz der fürchterlichen Verheerungen, die die Mongolen überall angerichtet haben, sie dennoch zahlreiche und wichtige Kulturelemente übermittelt haben. So scheint es z. B. festzustehen, daß es die Mongolen waren, die zunächst den Ägyptern, dann den Europäern, die Anfänge der Kunst des Drucks mit beweglichen Typen überbracht haben.

Kaum hatten sie ihre Herrschaft in Osteuropa befestigt, als sie auch die Einrichtung der Post, die sie in China (wohl nach achaeme

nidischem Beispiel!) kennengelernt hatten, zwischen Peking und ihren Lagern und Hauptstädten in Osteuropa, einführten. Die Wege wurden durch die blutige Strenge der Groß-Chane gesichert. In kurzen Entfernungen wurden Poststationen angelegt und auf den gut gehaltenen Wegen rasten die Postreiter der Chane von Station zu Station. Diese Etappenreiter sollen, kurze Strecken immer im schärfsten Galopp zurücklegend, ganz unglaubliche Entfernungen in den 24 Stunden überwunden haben. Mit anderen Worten, diese Einrichtung brachte China zum ersten Male in eine solche Nähe zu Europa, wie das nur seit der Eröffnung der sibirische Bahn wieder das Fall gewesen ist.

Und während wir in unserem Museum für Völkerkunde zu Berlin diese Beziehungen studierten — Professor Grünwedels pfadfinderischer Betätigung sei hier in Dankbarkeit gedacht! — fand der schwedische Geologe Professor Gunnar Andersson, den ersten Forschungen eines gescheiten japanischen Gelehrten folgend, in verschiedenen Gegenden Chinas merkwürdige Erzeugnisse der Töpferei, die diese entfernten Länder schon in der jüngeren Steinzeit als mit Westasien und Europa in enger Berührung stehend erscheinen lassen.

Prof. O. Franke, der Ordinarius für Sinologie an der Berliner Universität, hat in einem Vortrag auf dem Orientalistentage in Hamburg 1926 diese Beziehungen kurz und klar erörtert.

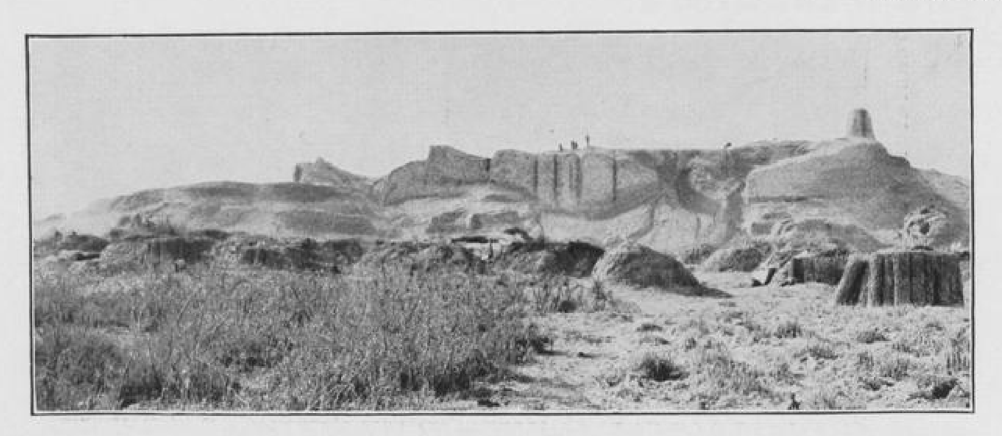
Ich bringe hier seinen Artikel, wie er in „Forschungen und Fortschritte", dem Korrespondenzblatt der Deutschen Wissenschaft und Technik, Berlin, 10. Nov. 1926 unter der Überschrift „Die prähistorischen Funde in Nord-China und die älteste chinesische Geschichte" erschienen ist:

„In den Jahren 1895—1913 sind von dem japanischen Gelehrten „R. Torii in der südlichen Mandschurei und östlichen Mongolei „reiche Lager von Steingeräten (Äxte, Messer, Ringe u. a.) gefunden „worden, die sämtlich der jüngeren Steinzeit, also wohl dem 3. Jahr„tausend v. Chr. angehören. Diese Funde haben dann in den „Jahren 1921—1924 durch den schwedischen Geologen J. G. „Andersson eine höchst bedeutungsvolle Ergänzung erfahren. Er „hat in der südlichen Mandschurei, in Honan und im äußersten „Westen, in der Provinz Kansu, viele und reichhaltige Lager von „anderen Steinzeitgeräten ausgegraben. Es sind gleichfalls Äxte, „Hellebarden u. ä., dann aber auch besonders eine Fülle von be„malten Ton-Urnen und Scherben, die höchst merkwürdige und „in China sonst nicht nachweisbare Muster in Schwarz und Weiß „oder in Rot und Weiß zeigen. Diese Erzeugnisse einer bereits

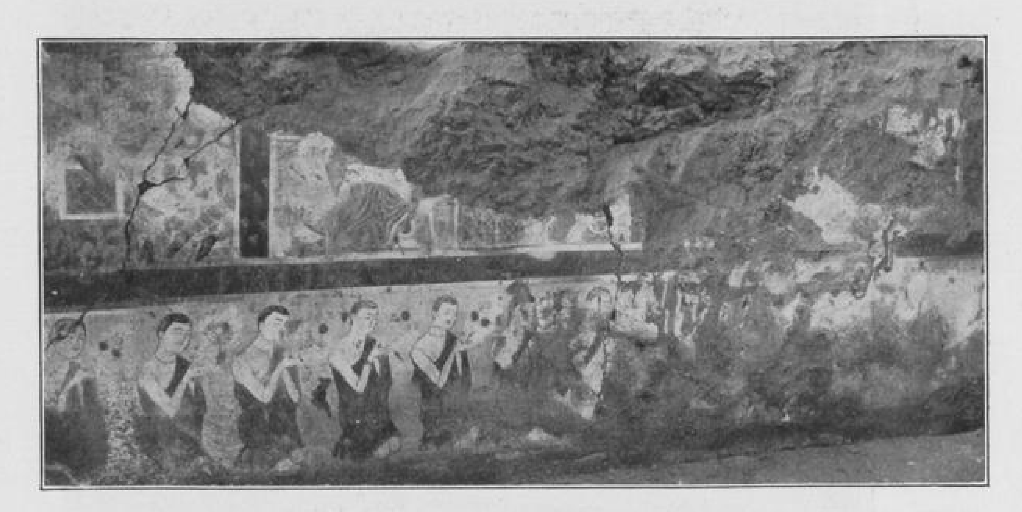
„höher entwickelten Kultur erinnerten sofort an ganz ähnliche „Tonwaren, wie sie einerseits in Südrußland und der oberen Moldau, „andererseits in Transkaspien, in Susa in Persien und in Süd-„Babylonien ausgegraben worden sind. Die Funde lassen keinen „Zweifel daran, daß im 3. Jahrtausend v. Chr. vom Nordwesten „her ein Einstrom höherer Kultur-Elemente nach Nord-China „stattgefunden hat. Im Gegensatz hierzu hat die chinesische Über-„lieferung und, gestützt darauf, auch die abendländische Forschung „bisher immer behauptet, daß die erste Verbindung Chinas mit „den Kulturländern Mittel- und West-Asiens erst im 2. Jahrhundert „v. Chr. eröffnet worden sei. Die älteste chinesische Geschichte „bekommt nun ein wesentlich anderes Gesicht; mit dem Dogma „von der absoluten Bodenständigkeit der chinesischen Kultur ist „es endgültig zu Ende, und der Wert der literarischen Überliefe-„rung erhält in den ärchäologischen Funden einen zuverlässigen „Maßstab.

„Die überraschend fein gearbeiteten Tongefäße mit ihrer fremd-„artigen Ornamentik sind natürlich nicht das Einzige, was auf „diesem Wege in die Gebiete von Nord-China gelangt ist, sondern „es handelt sich hier um einen Kulturstrom, der, von Mittel- oder „West-Asien ausgehend, Jahrhunderte hindurch dem Fernen Osten „zugeflossen und vermutlich in Honan in den Niederungen des „Gelben Flusses mit einem anderen zusammengetroffen ist, der „durch völlig verschiedene, erheblich rohere Erzeugnisse gekenn-„zeichnet wird und wahrscheinlich vom Nordosten her, durch das „breite Tal des Liaoho in der südlichen Mandschurei seinen Weg „genommen hat. Die Verbindung beider hat die Grundlagen er-„geben, auf denen von der Mitte oder dem Ende des 3. Jahrtausends „ab die chinesische Kultur erwuchs. Ob auch das sich bildende „Urvolk", das diese Kultur trug und weiter entwickelte, den beiden „Strömen entsprechend zusammengesetzt war, ist eine Frage, die „sich heute noch nicht entscheiden läßt.

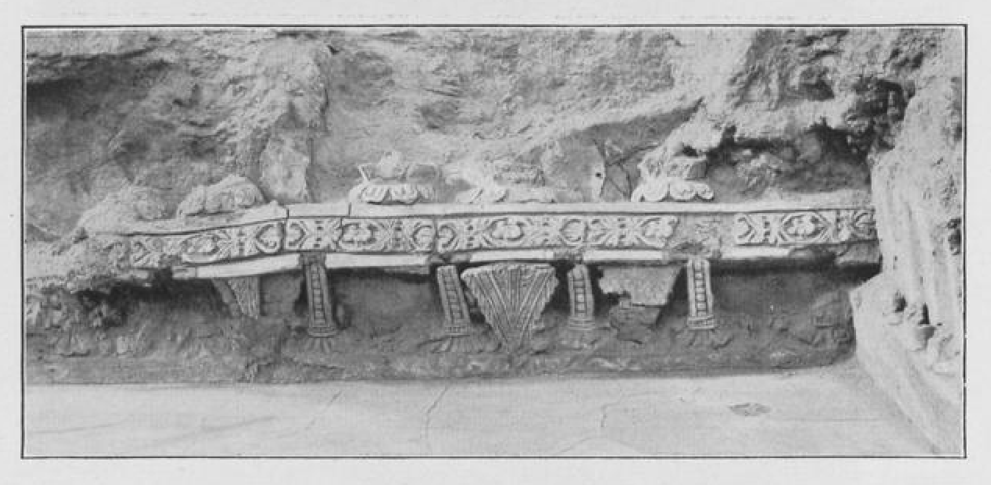
„Die einheimische Überlieferung aber, die jedes fremde Kultur-„Element als „barbarisch" ablehnt und alles durch das Wirken „weiser Herrscher entstehen läßt, wird hiernach zu berichtigen „sein. Auch ist die Niederschrift dieser Überlieferung in eine „erheblich spätere Zeit zu setzen, als die Chinesen annehmen. In „der Kulturwelt, der wir uns hier am Ausgang des 3. und am Anfang „des 2. Jahrtausends gegenübersehen, tauchen eben die ersten „noch recht rohen Metallerzeugnisse aus Eisen oder Kupfer auf. „In den ältesten Dokumenten aber, die uns die Überlieferung über-„haupt zu bieten hat, ist das Metall ein längst bekannter und



Die Festung, Südende des Berges, Tumschuk



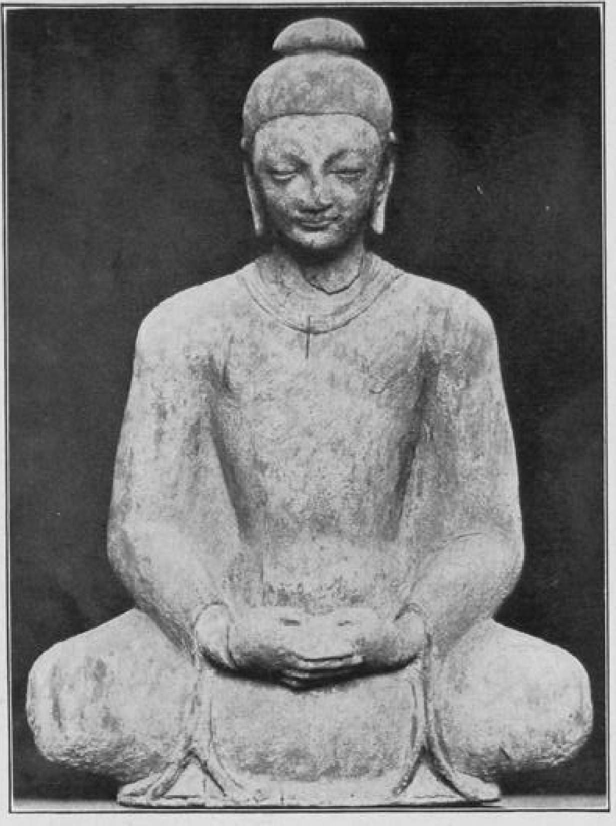
Mönchsfries, Sockeltempel, Tumschuk



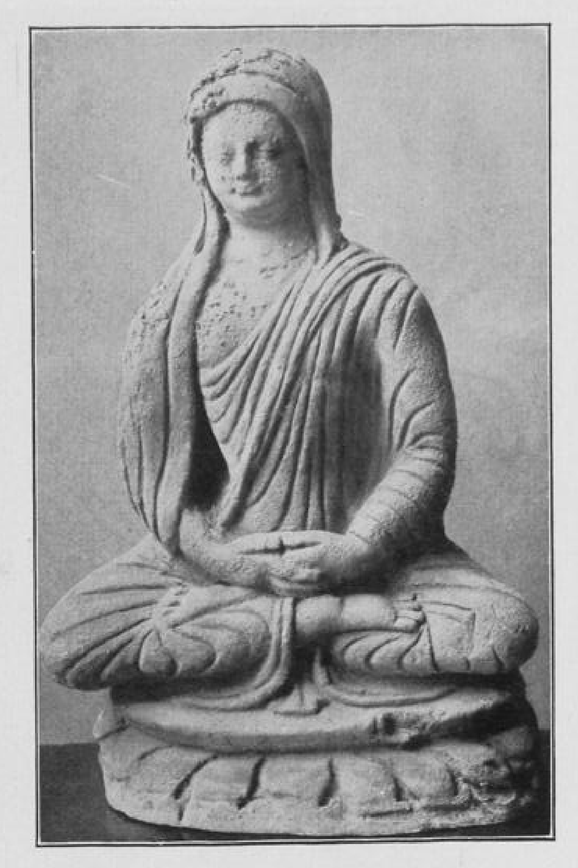
Sassanidischer Entenfries, Tumschuk



Tonstatuette, bemalt



Hölzerner Buddha



Tonstatuette

Tumschuk

„benutzter Stoff: Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei und sogar Stahl „werden als Tributlieferungen aufgeführt.

„Die neuen Funde zeigen also, daß die chinesische Kultur nicht „von Anbeginn an das ureigene Erzeugnis eines besonders begna- „deten Volkes ist, sondern daß sie begonnen hat wie jede andere „Kultur und hervorgegangen ist aus dem Zusammenwachsen mehre- „rer einander durchdringender Elemente verschiedenartiger Völker."

Wer aus der Kabine eines europäischen oder amerikanischen Dampfers, die mit westländischem Luxus ausgestattet ist, in China das Land betritt, befindet sich plötzlich und unvermittelt einer Kultur gegenüber, die bis in das Kleinste einheitlich ist. Der Mann, der die Straße kehrt, seine Kleidung, seine Geräte, die Häuser, Paläste, Tempel, die Stadtmauer, sogar die Horizontlinie, alles ist wie aus einem Guß, es ist fremdartig, es ist chinesisch!

Ja, es ist erstaunlich, daß sogar Früchte und Tiere den Stempel der chinesischen Welt tragen. Die Mandarinenente, die seltsamen schlitzäugigen Wachtelhündchen, die sonderbare kürbisartige Frucht mit fünf Fingern, und viele Blumen tragen ebenfalls den Stempel des Landes. Vor einer solchen verblüffenden Reinheit des Stiles, wie sie in keinem anderen Lande, außer etwa in Japan, in ähnlicher Weise erhalten ist, verneigt sich der kunstliebende Europäer in Ehrfurcht. Sein Geist wird vollkommen befangen, und er glaubt oft mit fast fanatischer Leidenschaft an die Ursprünglichkeit und das unbeeinflußte Wesen der Kultur, die ihn in diesem Maße entzückt.

Anders verhält es sich mit uns „Turfan"-Reisenden. Wir sind im Schweiße unseres Angesichts von den Vorbergen Afghanistans bis an die Grenze des eigentlichen Chinas geritten; wo immer auf dieser ungeheueren Strecke wir eine Ruine entdecken konnten, haben wir den Spaten angesetzt und haben dort Kunstwerke, unwiderlegbare Dokumente, zutage gefördert, die uns den Gang der Geschehnisse vor Augen führen.

Im äußersten Westen Ostturkistans stehen noch Tempel im Gandhārastil. Der hellenistische Einfluß tritt klar zutage. Weiter nach Osten werden die hellenistischen Formen etwas mehr und noch weiter östlich wieder etwas mehr abgewandelt, bis wir schließlich dieselben Formen, die wir als hellenistisch kennengelernt haben, in China, chinesisch abgewandelt, wiederfinden[1].

---

1 Besonders klar tritt dieser allmähliche Wandel vom hellenistischen Original zur chinesischen Abwandlung an der Skulptur zutage. Die Statuen wurden nicht aus freier Hand gegossen, und wir finden sie daher noch im 9. Jhdt. an der Grenze

SCHLUSSWORT

Es ist merkwürdig, daß manche Leute in diesen Feststellungen gewissermaßen ein Attentat auf die Ehre Chinas erblicken konnten. Denselben Vorwurf könnte man ebensogut jenen Forschern machen, deren Arbeiten es gelungen ist, festzustellen, daß die einzigartige Kunst der Hellenen nicht ohne weiteres von diesen aus sich selbst heraus erfunden worden ist, sondern daß sie vielmehr auf ägyptischen, kretischen und mesopotamischen Grundlagen erbaut ist.

Freilich sind viele derjenigen, die sich mit ostasiatischer Kunstgeschichte beschäftigt haben, ganz und gar unter den Einfluß des Landes geraten und, ihrer Sache a priori gewiß, haben sie es verschmäht, sich um die Kulturen der Nachbarländer zu bekümmern.

Kehren wir nunmehr zurück zu den Auswirkungen, die das Vorhandensein griechischer Kultur in Mittelasien auf die Kunst Ostasiens gehabt hat. Wo immer die ausgehende Antike mit einer fremden Religion zusammentrifft, entsteht eine neue Kunst; so entsteht im Westen durch die Berührung mit dem Christentum die frühchristliche Kunst, oder, wie Herr v. Sybel-München sie treffend genannt hat, die buddhistische Antike. So entstand im Osten durch die Berührung mit dem Buddhatum die frühbuddhistische Kunst oder die buddhistische Antike. Beide Kunstübungen zeigen ganze Reihen von Analogien; was beiden gemeinsam ist, ist eben das antike Element, das uns bei der Betrachtung anheimelnd

---

des eigentlichen China, in der alten Stadt Chotscho Statuen, rein hellenistisch in Drapierung und Gesichtszügen.

Bei dem allmählich immer mächtiger werdenden Vorwiegen ostasiatischen Blutes mißfiel den späteren Bewohnern des Landes das hellenistische Aussehen der Köpfe, und man änderte die Formen mit voller Überlegung, um die Gesichtszüge ostasiatisch zu machen.

Ein Gespräch, das ich einmal mit einem meiner Diener hatte, wirft viel Licht auf dies Schönheitsideal der heutigen, wie der damaligen Landesbewohner.

Er sagte: „Herr, ihr Franken besitzt viel mehr ‚hikmät' (Weisheit, Kenntnisse) als wir! Ihr fliegt in den Lüften, ihr schwimmt unter den Wassern, ihr habt Teufelsmaschinen, die von selber laufen, und eure Büchsen treffen in weite Ferne, und man kann immerzu damit schießen!

Das können wir nicht! Aber, Herr! Zwei Dinge haben wir, die ihr nicht habt! Du verzeihst, Herr! Aber: erstens unsere Musik! Eure ist scheußlich! (N.B. Er hatte im russischen Konsulat in Urumtschi den Phonographen und Gesänge der Kosaken gehört und mich damals befragt, ob die Musik der Franken und die der Uruß dieselbe sei, was ich bejaht hatte.) Ja, fuhr er fort, und dann — Herr, du verzeihst! — die Schönheit! Ihr Franken habt alle so schmale Gesichter, und euere Nasen, ja, die sind wie bei den Pferden, und euere Augen, die liegen ganz hinten in den Höhlen, so daß man sich fürchten kann!

Sieh mich an, Herr! Meine Augen sind nicht tief, meine Nase ist klein aber breit, mein Gesicht ist rund!

Das ist schön!"

entgegentritt. Der Ausgangspunkt ist die bereits erwähnte Landschaft Gandhāra. Die Inder, wie die Germanen, ein Volk unplastischer Anschauung, hatten nicht vermocht, ein Pantheon für ihre neue Religion zu schaffen. Die hellenistischen mischblütigen Künstler Gandhāras griffen mit kecker Hand in den Formenschatz der antiken Kunst, und unter vielfachen Modifikationen schufen sie dem Buddhismus seine Kunst, die mit dem siegreichen Vordringen der Religion auch China erreichte und dort die Grundlage bildete für die aus schwachen Anfängen entstehende chinesische Kunst. Die Gestalt des Buddha wurde hier aus den Typen des Dionysos oder Apollo geschaffen. Herakles, Pallas-Athene, die Dioskuren, alle möglichen Typen des hellenischen Pantheon wurden umgedeutet und erhielten unter größerer oder geringerer Veränderung ihres Äußeren ganz verschiedene Bedeutung. So ist es mir gelungen, z. B. die Entwicklung der Ganymedes-Legende durch Persien und Turkistan bis nach China zu verfolgen. Die Entwicklung ist derart, daß, wenn man nur den Anfang dieser Serie, die berühmte Gruppe des Leochares und das Gemälde derselben Legende aus Chotscho vergleicht, man niemals an einen Zusammenhang glauben könnte. Die Chinesen haben alle übernommenen Darstellungen derart abgewandelt und ihnen so stark den Stempel ihres Geistes aufgedrückt, daß man, wenn man die Zwischenglieder nicht kennt, an einen Zusammenhang nicht glauben kann.

Betrachten wir nunmehr einige solche Entwicklungsserien.

Die Ganymedesgruppe. Die aus der antiken Kunst entnommenen androgynen Gestalten („Hermaphroditen") werden in Asien sehr schnell zu Frauen, oder zeigen, seltener, zugleich einen weiblichen Körper und ein keckes Schnurrbärtchen.

Der Ganymedes der antiken Gruppe gehört zu diesen mann-weiblichen Schöpfungen und wird daher gleich auf der ersten Etappe seiner Reise durch Asien zu einem Weibe (Taf. 42).

Dem Inder, der sein Leben hindurch mit jenen unheimlichen Geschöpfen, den Schlangen, vertraut ist, konnte der eigentümlich gewundene Hirtenstab des entführten Knaben leicht die Vorstellung erwecken, daß der Stab den Schwanz eines solchen Reptils darstelle.

Ich glaube, daß der Hirtenstab eine spätere Ergänzung ist, glaube aber auch, daß der Künstler, der sie vorgenommen hat, ungefähr das Richtige getroffen haben wird.

Die erwähnte erste Etappe, Persien, bietet uns ihre Abwandlung auf der berühmten Sassanidischen Goldvase in Wien.

SCHLUSSWORT

Leider kennen wir die Legende, zu der der antike Vorwurf die Illustration gegeben hat, nicht.

Die weibliche Figur scheint mit der einen Hand ihren Entführer aus einer Schale tränken zu wollen. In der anderen hält sie einen Gegenstand, der entweder als ein Fliegenwedel (?) oder als ein Blätterstrauß (?) zu deuten ist (Taf. 42).

Die persische Sage kennt den Wundervogel Simurgh. Vielleicht nehmen sich die Iranisten einmal der Sache an.

In der indischen Darstellung desselben Vorwurfs — sie stammt aus Gandhāra — ist der Adler des Zeus der Garuda der indischen Sage geworden. Dieser Fabelvogel liegt im beständigen Kampf mit den Schlangengöttern, und die abgebildete Skulptur zeigt die Entführung einer Schlangengöttin. Sie ist als solche gekennzeichnet durch die Schlange, die, aus ihrem Nacken entspringend, den Kopf des Entführers zu beißen sucht, obwohl er ihren Leib mit seinem Schnabel gepackt hat.

Die dritte Etappe führt unsere Gruppe nach Ostturkistan. In diesem Lande wird, infolge irgendeiner noch ungeklärten Anschauung, der Garuda mit zwei Köpfen (von denen jeder öfter eine Schlange im Schnabel trägt [Taf. 42]) dargestellt.

Auf der Wiedergabe unserer Gruppe aus der „Laternen"-Decke eines Tempels in Kyzil sind die Schlangen schwer zu erkennen; auch ist hier nicht mit Sicherheit zu ersehen, ob die entführte Person ein Mann oder ein Weib ist (Taf. 42).

Der Umstand, daß der Garuda hier zwei Häupter hat, veranlaßt in der chinesischen Malerei der Tempel zu Bäzäklik (der vierten Etappe!) die ausübenden Künstler zu einer neuen Änderung. In den dort häufigen Repliken dieser Gruppe sind zwei Garudas, dort als geflügelte Menschen mit Raubvogelfängen und Schnäbeln dargestellt, an der Entführung eines Kindes beteiligt. Leider sind die Photographien dieser Wandgemälde so unklar, daß ich hier keines davon wiedergebe[1].

Die vierte Etappe liegt also in der Oase von Turfan, wo sie auch in einer anderen Form mit nur einem Garuda auftritt. Hier ist der Vogel ein „Phoenix"-ähnliches Wesen, dem von der Mutter des entführten Kindes eine Wurfschlinge übergeworfen wird.

Auch in den Gemälden von Bäzäklik wird einer der Vogeldämonen mit der Wurfschlinge eingefangen.

---

1 Wer die Sache genauer zu verfolgen wünscht, sei auf den Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgeschichte Mittelasiens verwiesen (Dietr. Reimer, Berlin 1925), wo ein solches Gemälde abgebildet ist.

Weitere Serien von Abwandlungen hellenistischer Elemente sind die folgenden.

Die Rudergötter. Lange habe ich mich gewundert über die seltsamen Geschwülste auf dem Leibe chinesischer und japanischer Bildwerke von Tempelwächtern. In manchen jüngeren Statuen sieht es aus, als ob der betreffende Dämon an den Pocken oder dgl. litte (Taf. 46).

In der Gandhāra-Kunst findet man die Lösung des Rätsels: eine Reliefgruppe zeigt Meergötter, mit Rudern in der Hand. Durch die übermäßige Anstrengung sind die Muskeln des Epigastrium stark ausgebildet worden; die Ostländer haben diese Muskelhypertrophien für ein Zeichen großer Kraft gehalten und die Tempelwächter damit versehen. Allmählich wurde der Ursprung vergessen, und durch Mißverständnis entstanden dann die unschönen, manchmal fast ekelhaften Darstellungen.

Die Nike-Figuren. Die fliegenden Siegesgöttinnen der spätantiken Kunst sind mit besonderer Liebe in der hellenistischen und später in der buddhistischen Antike verwendet worden.

Im Barberini-Diptychon im Louvre halten sie schwebend den Nimbus unseres Heilands.

Im hellenistischen Ägypten werden sie öfter dargestellt.

Am Bogen des Tāk-i-Būstān in Persien erscheinen sie rechts und links an den Seiten des Oberteils des Bogens, ebenso auf einer hier nicht wiedergegebenen manichäischen Miniatur (7. Jahrh. (?)

Aus Persien gelangen sie nach Ostturkistan.

In den älteren Darstellungen der Siedlung von Kyzil halten sie einen Ring; sie fliegen in etwa horizontaler Lage durch die Luft. In etwas späterer Zeit werden sie als die himmlischen Musiker der Inder gedacht und man stellt sie, als vom Himmel herab schwebend, in anmutig bewegter Fliegerstellung, mit etwas nach oben gerichteten Beinen dar (Taf. 43).

Später, und zumal in der chinesischen und japanischen Kunst, stürzen sie sich aus Himmelshöhen herab, so daß sie dem amusischen Beschauer auf dem Kopf zu stehen scheinen.

Das Füllhorn. Schon die mischblütigen Künstler des Gandhāragebietes, obwohl Halb- oder Viertelsgriechen („graeculi") wußten öfter nicht mehr recht, was sie mit diesem Attribut machen sollten. Sie machten daraus eine Art monströser Blume mit einem dicken, mit einem Rautenmuster geschmückten Stil. Das Muster ähnelt jener, bei manchen Palmen durch Blattabfall entstehenden Zeichnung (Taf. 46).

SCHLUSSWORT

In den Wandgemälden Ostturkistans ist der Ursprung aus dem antiken Füllhorn manchmal noch deutlich erkennbar; bald nimmt aber dieser mißverstandene Gegenstand allerhand seltsame Formen an, um zuletzt die sonderbare, in mehrere Stockwerke gegliederte Blume zu werden, die in der türkischen, chinesischem Einfluß zugänglichen Epoche, jeden Stifter mit derselben Handstellung, wie die Göttin in Gandhāra ihr Füllhorn zu tragen pflegt, darstellt.

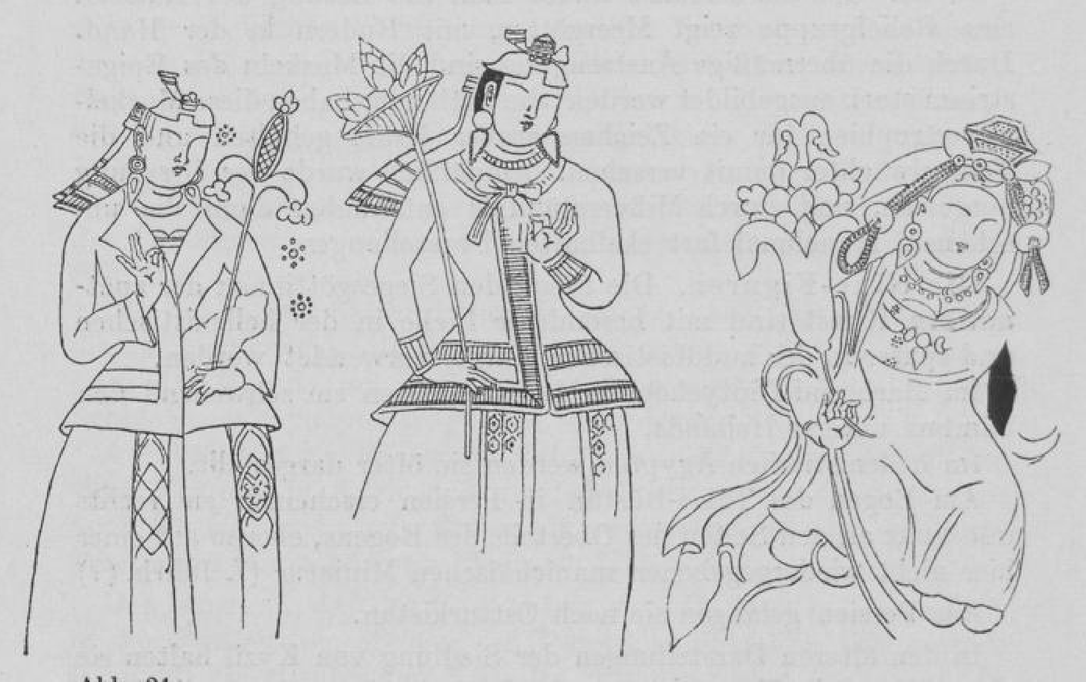


Abb. 21.
Wandelungen des Füllhorns von Wandgemälden in Kum Tura (aus „Bilderatlas")

Für die Zähigkeit, mit der gewisse Anschauungen, einmal verbreitet, sich im Geiste der Völker erhalten, ist folgendes ein gutes Beispiel:

Bei den Indern galt die Meinung, daß dem Weltenherrscher weltlicher oder geistlicher Art, der Löwenthron, der von Löwen getragene Thron, zukomme. Der schöne, bis auf die indische Sitzweise noch stark hellenistische Buddha auf Taf. 44 sitzt auf einem solchen Thron.

Dieser Gedanke ist heute sogar noch bei den Muhammedanern Persiens lebendig; in meinem Dienstzimmer hing lange ein wohl um 1830 gemaltes Bildnis des Padischahs von Persien, Fath Ali Schah, der einer der Weltenherrscher ist. Sein Thron ist in einer Art

Bastard - Empire Stil gezimmert, aber die Füße stützen sich auf kleine Löwenfiguren. Löwenfiguren von Thronsesseln haben wir öfter ausgegraben, so z. B. in Tumschuk; dieser kleine Löwe mit der aufgerollten Zunge ist deshalb bemerkenswert, daß die hier beliebte Art, die Zunge als Kugel

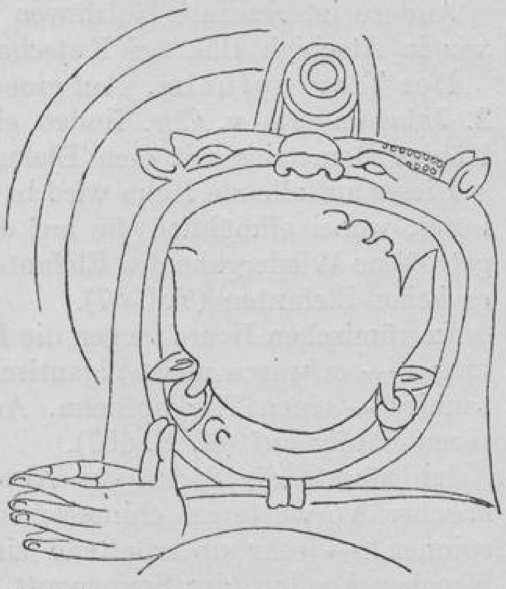


Abb. 22.
Kopf eines Dämonen mit Löwenkopfhelm

darzustellen, den Künstlern in China, wo der Löwe ja nicht vorkommt, Veranlassung gab zur Schaffung des seltsamen Typs des „koreanischen Hundes" mit der rollenden Kugel im Maul! (Taf. 42).



Abb. 23. Achaemenidisch-persische Räucherschale. Verwandte Formen auf den Wandgemälden in Kyzil etc (Nach „Bilderatlas")



Abb. 24. Buddhist. Räucherlampe

Andere interessante Holzlöwen von einem Löwenthron fanden wir in Atschigh Iläk bei Kutscha.

Der Tierkopfhelm. Auf graeco-bactrischen Münzen des 3. bis 2. Jahrhunderts v. Chr. findet sich das gut geprägte Bild des Königs Demetrios mit dem Elefantenhelm.

Dieser auffallende Helm wird in Japan ein Attribut der Weltenhüter, wobei allmählich die auf der hellenistischen Münze wohlgetroffene Wiedergabe des Elefanten entstellt wird. In Japan gab es keine Elefanten (Taf. 47).

Im römischen Heere trugen die Posaunenbläser und Standartenträger — es waren meist gigantische Gallier, Germanen oder Britannier — einen Tierkopfhelm. Auch dieser tritt bei den Skulpturen häufig auf (cf. S. 167).

Ich könnte die Serien der Abwandelung antiker oder hellenistischer Vorwürfe zu chinesischen Typen sehr viel weiter ausspinnen — sehr unterhaltend sind, z. B. die Wandlungen, die Phoebus Apollon, der Sonnengott, oder der Windgott mit seinem Schlauch, auf der Reise nach China durchgemacht haben — wer an diesen merkwürdigen, und der Kurzweil nicht entbehrenden Dingen größeren Anteil nimmt, sei auf den „Bilderatlas" verwiesen.

Die Räucherlampe. Zu den aus dem Westen nach Osten verschlagenen Gegenständen gehört noch das Räuchergefäß. Die älteste Form, die wir in einem schönen Bronzeexemplar bei den Grabungen in Tumschuk auffanden (Taf. 48), geht deutlich auf ein altägyptisches Vorbild zurück und wird in der Form, wie sie in der Hand des Mönches von einem Wandgemälde in Kum Tura erscheint, noch heute im buddhistischen Kult Japans verwendet (cf. S. 167).

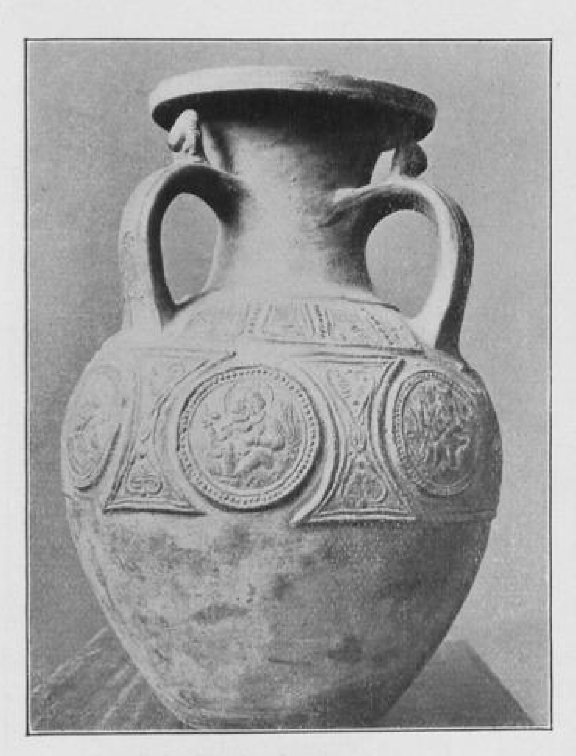
Eine andere Form ist eine Tonvase mit Einsatz, für die ich einen hellenistischen Ursprung nicht nachweisen kann.

In den Händen der vornehmen Stifter in Kyzil und Kum Tura kommt aber sehr häufig eine merkwürdige Räucherlampe vor (vgl. „Auf Hellas Spuren", S. 106), die eine Abwandelung der achaemenidischen Räucherschalen ist. Letztere ihrerseits gehen, wenn ich mich nicht täusche, auf ein klassisches Vorbild zurück. Nach dem fernen Osten scheint diese Form nicht gelangt zu sein.

Wenige Dinge haben mich mehr gefesselt, als diese bisher kaum geahnten Beziehungen zwischen der hellenistischen Welt, deren Belange unserer Kultur zugrunde liegen und Mittelasien und dem fernen, anscheinend abgeschlossenen Osten unseres europäisch-asiatischen Kontinents. Diese Erkenntnis verleiht unseren Forschungen eine große Wichtigkeit, die noch schärfer betont wird durch die vollkommenen, unerwarteten kulturellen Beziehungen, die sie zwischen

Hellenistischer Kopf, Tumschuk





Spätantiker Krug, Chotân



Gorgoneion darauf



Ganymed des Leochares



Ganymedes in Gandhāra



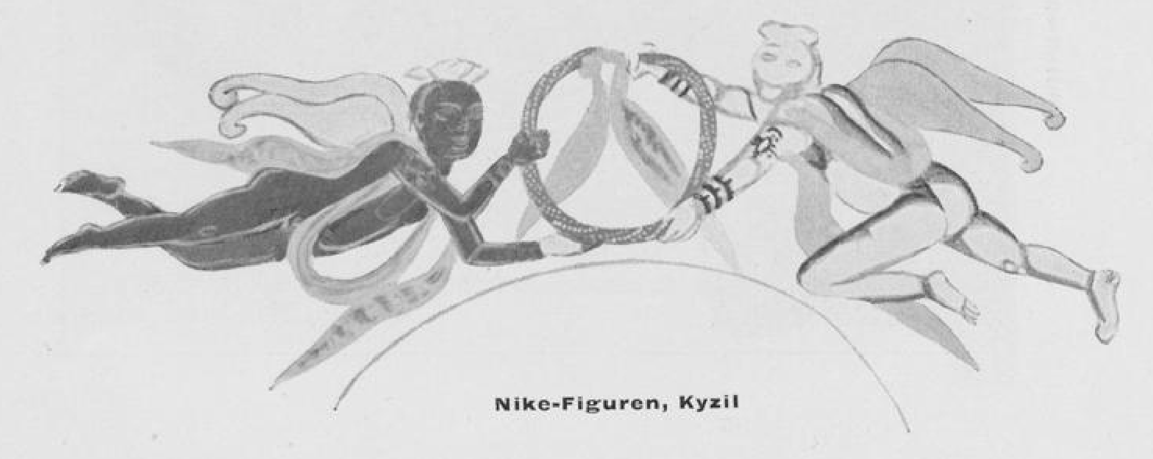
Sassanidische Goldvase mit Ganymedes-Gruppe



Nike-Figuren, Barberini Diptychon

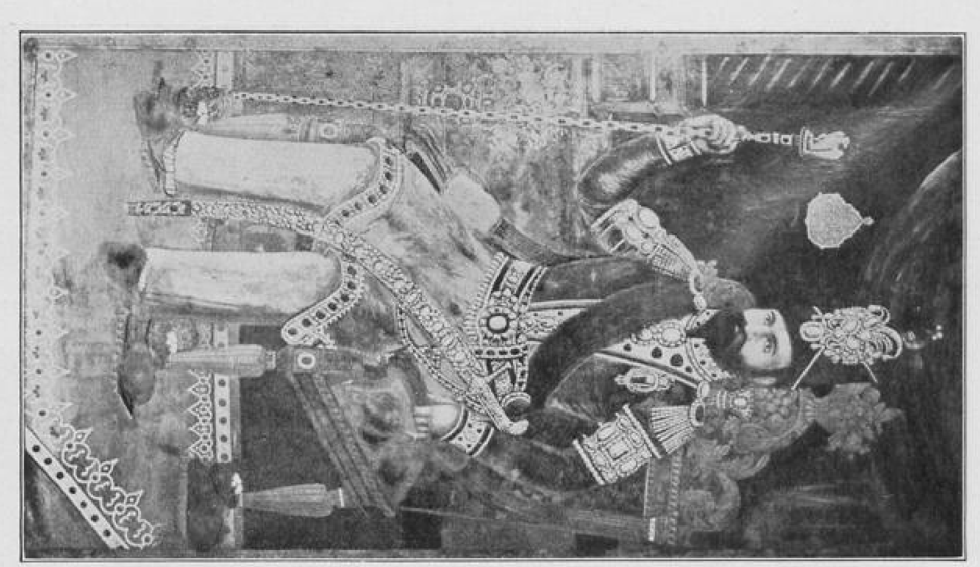


Nike-Figur, Tak. i. Bustan



Nike-Figuren, Kyzil

Tafel 44



Fath Ali Schah auf Löwenthron



Gandhāra-Buddha auf Löwenthron

dem mittelalterlichen, germanischen Europa und Mittelasien zu unserem Erstaunen aufgedeckt haben.

Dieses mittelalterliche Zentralasien besaß persisch-sassanidische Kultur, die sich aufgebaut hat aus mesopotamischen, ägyptischen und hellenistischen Grundlagen unter dem stetigen Einfluß des höchst regsamen Geistes der iranischen Völker, der das seinige in diesen Mischkessel warf.

Durch die Hunnen und durch ihre iranischen Bundesgenossen, die Alanen (die



Abb. 25.
Polnischer Edelmann in Ulanka. Auffallende Ähnlichkeit mit sassanidischem Klappenrock aus Kutscha. Nach Tilke, Studien zur Entwicklungsgeschichte des orient. Kostüms. (Aus „Bilderatlas")



Abb. 26. Stiftergruppe, Kumtura. Vornehme Stifter. Großer Scheibenknauf, Kreuzgriff, frühgotischer Form ähnelnd. (Nach „Bilderatlas")

Alanen besaßen sicher sassanidische Kultur; von den Hunnen nehme ich es an und vermute, daß sie Eigenes dazu gebracht haben werden) kamen mancherlei Kulturelemente nach Europa.

Kleidung. In „Auf Hellas Spuren" habe ich schon auf die Gewänder der tocharischen Damen hingewiesen (S. 113), die in verblüffender Weise an die Tracht unser Ritterfräulein erinnern; ein ausgezeichneter Kenner der Geschichte der Kostüme, der Maler Tilke, hat in seinem sehr beachtenswerten Buch[1] daraufhingewiesen, daß das

1 M. Tilke, Studien zur Entwicklungsgeschichte des oriental. Kostüms, Wasmuth, Berlin 1922.



Abb. 27. Eigentümlicher Helm mit Volute, Kyzil. (Nach „Bilderatlas‘),



Abb. 28. Verwandter Helm aus einer Bibelhandschrift zu Paris (König Lothar). (Nach „Bilderatlas“)



Abb. 29. Reiter mit Spangenhelm. Kreissegmentwimpelfahne. Oase von Karaschahr. (Nach „Bilderatlas“)



Abb. 30. Sassanid. Flügelhelm u. Drachenwimpelfahne, Kyzil. (Nach „Bilderatlas“)

sassanidische Kostüm der „tocharischen" Ritter aus Kyzil, ein großer Gehrock mit Klappenkragen, an dem ein langer bandartiger Fortsatz angebracht ist, der Ursprung der polnischen Ulanka ist (cf. S. 169). Daß der bandartige Fortsatz bei dem modernen Kostüm an falscher Stelle angebracht und zwecklos geworden ist, ist geradezu charakteristisch; besonders in Uniformen wird der Zweck vieler Einrichtungen allmählich vergessen; sie sinken zu unverstandenen Verzierungen herab.



Abb. 31. Reiter mit Spangenhelm. Wandbild, Schortschuk. (Nach „Bilderatlas")

Daß dies Kostüm sassanidisch ist, beweist u. a. die sassanidische Silberschale, die ich nach Smirnoff hier wiedergebe (Taf. 45).

Waffen. Die Schwerter der tocharischen Ritter von den Wandgemälden von Kutscha (7.—8. Jahrh.) zeigen eine höchst

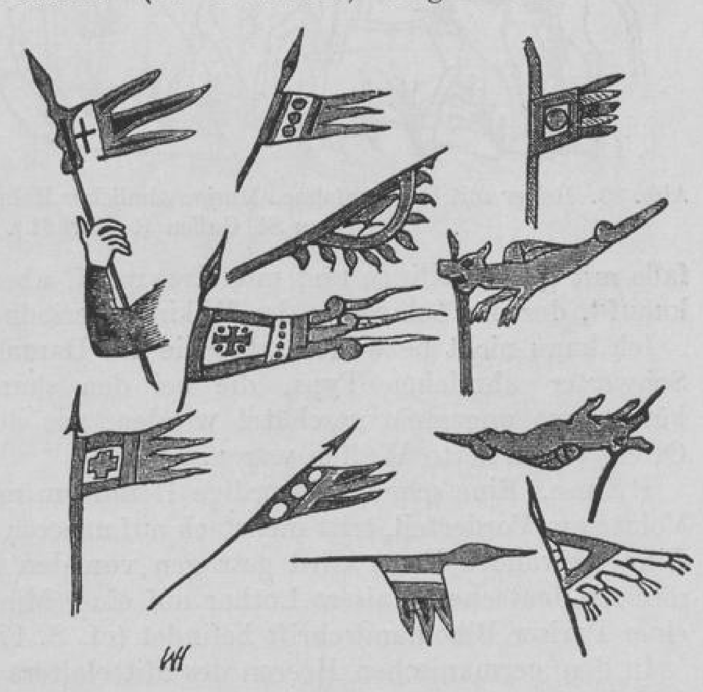


Abb. 32. Drachen- und Wimpelfahnen. Bayeux-Stickerei. (Nach „Bilderatlas")

auffallende Ähnlichkeit mit frühgotischen Waffen dieser Art in Europa. Das gewöhnliche Schwert ist eine gerade Waffe mit Kreuzgriff und großem Scheibenknauf; es gleicht verblüffend den Ritterschwertern der erwähnten Zeit (cf. S. 169).

Sir M. Stein fand bei seinen beschwerlichen Arbeiten am Südrande der Wüste, auf dem dortigen, etwa dem 7. Jahrhundert angehörigen Wandgemälden einen anderen Schwerttypus, eben-

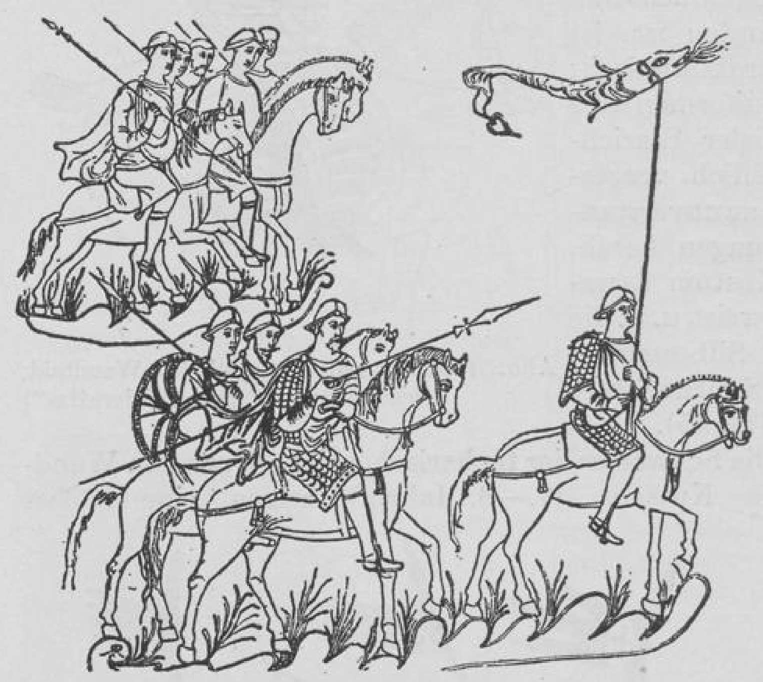


Abb. 33. Reiter mit Drachenfahne, Morion ähnlicher Helm. Psalterium aureum zu St. Gallen (9. Jhrhdt.). (Nach „Bilderatlas")

falls mit grader Klinge und mit Kreuzgriff, aber mit dem „Pilzknauf", der die Schwerter der Wikingerperiode auszeichnet.

Ich kann nicht bezweifeln, daß die aus Damaststahl gefertigten Schwerter ähnlichen Typs, die bei den skandinavischen Seekönigen so ungemein geschätzt wurden, aus dem sassanidischen Orient importierte Waffen waren.

Helme. Eine sehr merkwürdige Helmform mit einer seltsamen Volute am Vorderteil, tritt mehrfach auf unseren alten Bildern auf. Eine verwandte Form wird getragen von den Leibwächtern des römisch-deutschen Kaisers Lothar auf einer Miniatur, die sich in einer Pariser Bibelhandschrift befindet (cf. S. 170).

In den germanischen Heeren des Mittelalters waren nur Heerführer und reiche Edelleute mit dem Helm bewehrt.

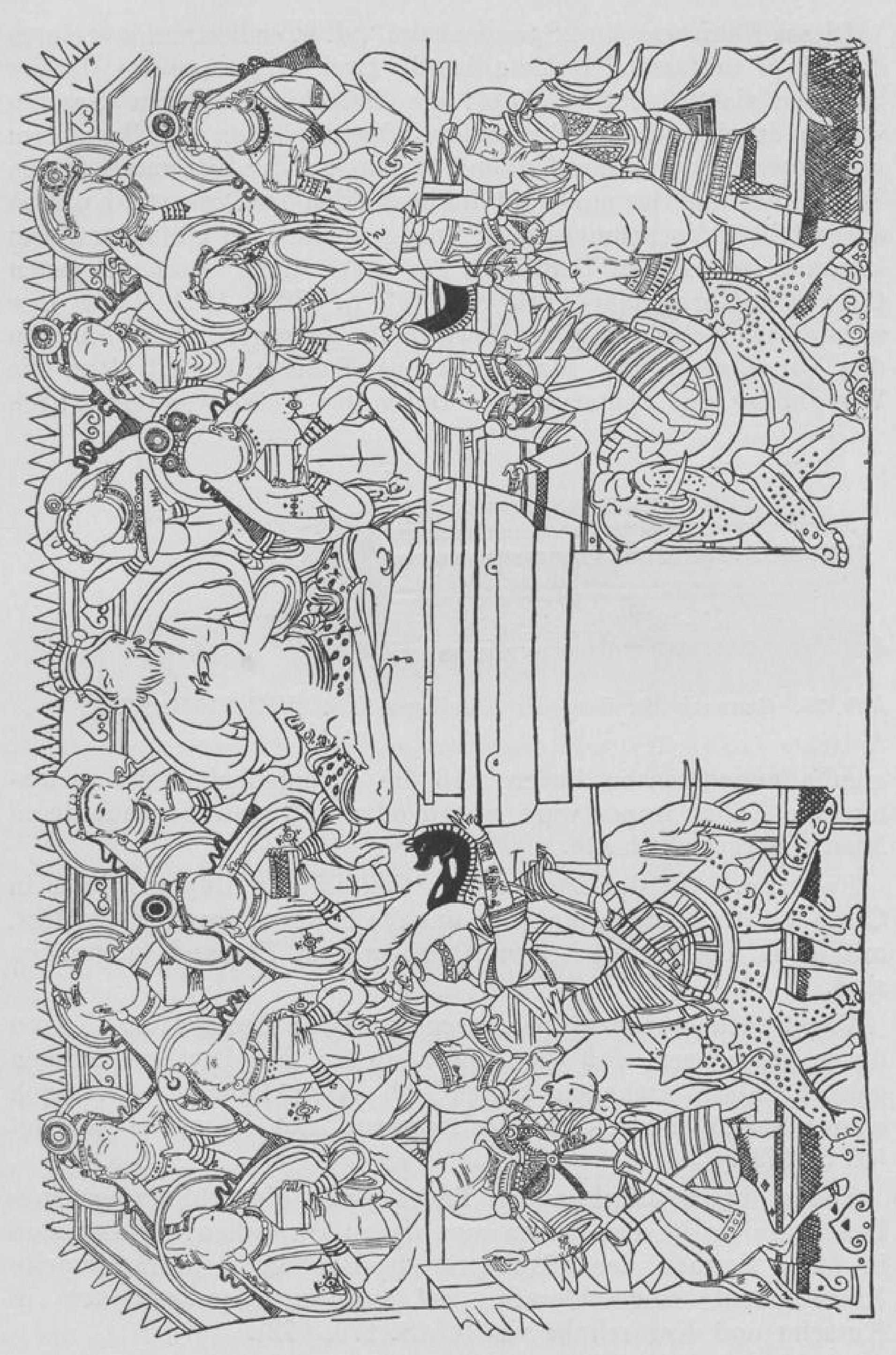


Abb. 34. Wandgemälde, Kyzil. Verteilung der Reliquien. Ritter mit geflügelten Spangenhelmen, Drachen- und Wimpelfahnen. (Nach „Bilderatlas")

Dieser Helm war ein „Spangenhelm“, d. h. er bestand aus einem den Kopf umfassenden Metallband, zwei andere solche Bänder kreuzten sich über dem Kopf; die dreieckigen offenen Spalten wurden durch an die Bänder genietete Metallplatten derselben Form geschlossen. Die sassanidischen Flügelhelme der Ritterstatuen von Tumschuk, und der auf den Wandgemälden der Oase von Kutscha dargestellten Vornehmen, sind Spangenhelme. In einfacher Form kommen sie auf den Gemälden der weiter nach Osten gelegenen Oase von Karaschahr-Kurla vor (cf. S. 170 u. 171). Aber hier wird dieser Helm von allen Bewaffneten getragen, nicht nur von den Vornehmen. Die Statuetten aus Tumschuk sind älter, die Wandbilder sind später als die Daten der Völkerwanderung; ich

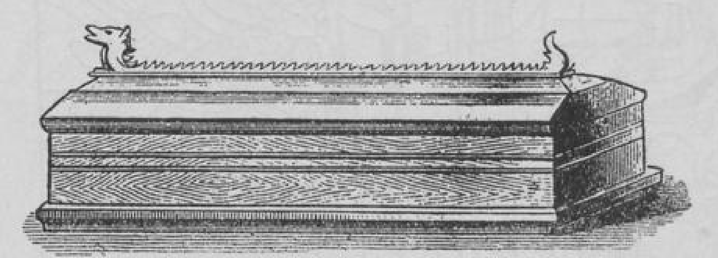


Abb. 35. Germanischer Sarg der Karolinger Zeit. (Nach „Bilderatlas“)

glaube annehmen zu dürfen, daß die Spangenhelme der germanischen Edlen Importware waren oder daß man sie nach deren Muster hergestellt hatte.

Fahnen. Auf der berühmten Stickerei von Bayeux (jetzt in Caen) hat die Königin Mathilde uns die Fahnenformen geschildert, mit denen die normänischen Abenteurer in England eingeritten sind.

Wir finden darunter die „dracones“ oder Drachenfahnen, von denen wir wissen, daß die Römer sie bei den Parthern kennen gelernt haben. Daneben finden sich Wimpelfahnen, u. a. auch eine seltsame Form: ein Kreissegment, mit Wimpeln behängt (cf. S. 171).

Schon im 9. Jahrhundert findet sich die Abbildung einer Drachenfahne im Psalterium aureum zu St. Gallen: sie kommen in allen Formen der „Tapisserie de Bayeux“, das bewimpelte Kreissegment eingeschlossen, auf unseren Wandgemälden in Kutscha und Karaschahr vor (cf. S. 170, 172).

Särge. Auf einem merkwürdigen Gemälde, vermutlich des 8. Jahrhunderts, zu Kyzil, liegt die Leiche des Buddha, mit

ägyptischen Mumienbinden umwickelt, in einem spätantiken Sarge.

Aus dem Sargdeckel schaut aus dem vorderen Ende der Kopf, am hinteren Ende der Schwanz eines Drachens hervor.

Es ist auffällig, daß auf den frühesten bekannten germanischen Särgen ebenfalls die Gestalt des Drachen, in Holz geschnitzt,

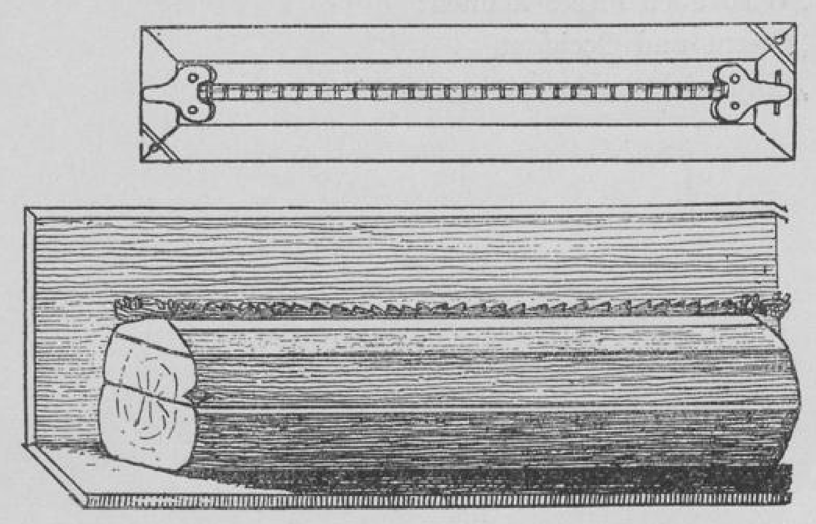


Abb. 36. Allemanischer Sarg aus dem Schwarzwaldkreis (Völkerwanderungszeit (Nach „Bilderatlas")

dargestellt ist. Ich glaube, auch in einem Pariser Museum befinden sich fränkische Steinsarkophage, deren Deckel eingeritzte Drachenfiguren tragen.

Wir haben hier somit eine gemeinsame religiöse Anschauung, die sich vor der Völkerwanderung in Europa meines Wissens nicht nachweisen läßt.

Alle diese Beobachtungen zeigen deutlich, wie Kulturelemente beständig hin und her getragen, angenommen und abgewandelt werden. Es gilt gerade für diese Beziehungen der Spruch des griechischen Weisen „παντα ῥει" — alles fließt. Es gibt auf dem großen Kontinent Europa-Asien kein einziges Land, das nicht wechselseitigen Beziehungen ausgesetzt gewesen wäre.

Wenn Rudyard Kipling sagt

„For East is East, and West is West,
„And never the twain will meet!"

so möchte ich gegen diese Anschauung protestieren.

Abgesehen von Konventionen, die freilich manches Mal das Verständnis hemmen, sind doch alle Menschen, die sich über die

allerniedrigste Stufe erhoben haben, eben Menschen wie wir, einerlei welche Farbe ihre Haut haben mag.

Und besonders gilt dies für die großen Kulturvölker der alten Welt. Ich halte es lieber mit Goethe:

„Wer sich selbst und andre kennt,
„Wird auch dieses kennen:
„Orient und Occident
„Sind nicht mehr zu trennen."



Moderne tibet. Rüstung mit Spangenhelm



Reiter mit Klappenkragen, Sassanid. Silberschale

Tafel 46



Schutzgötter, Gandhāra. Mißverstand. Füllhorn



Japanischer Tempelhüter (groteske Muskeln)



Löwe, Tumschuk



Münze (Demetrios v. Bactrien 200—160 v. Chr.) mit Elefantenhelm

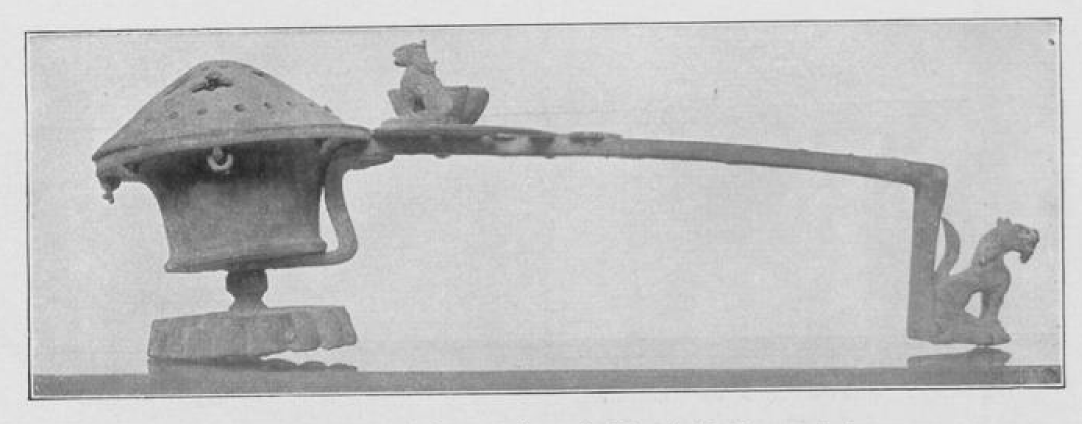


Japan. Tempelhüter mit Elefantenhelm

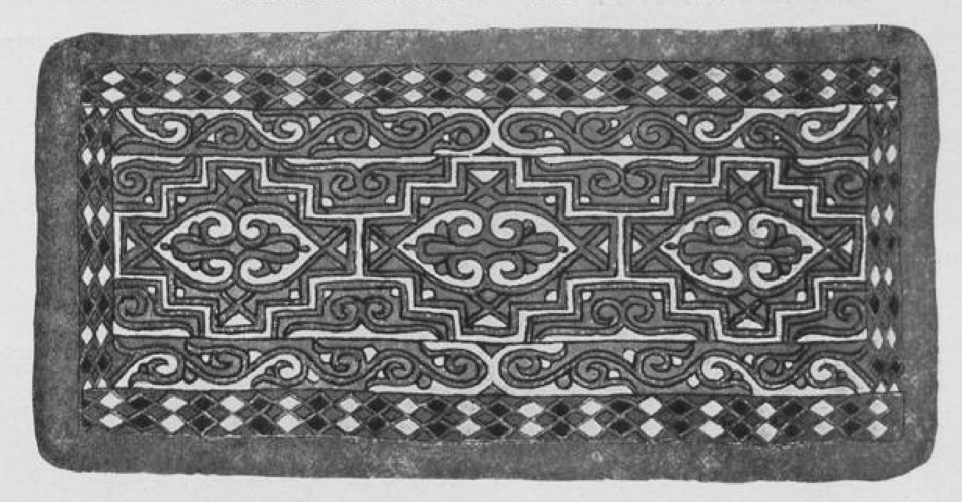


Dämon mit Löwenhelm, Turfan

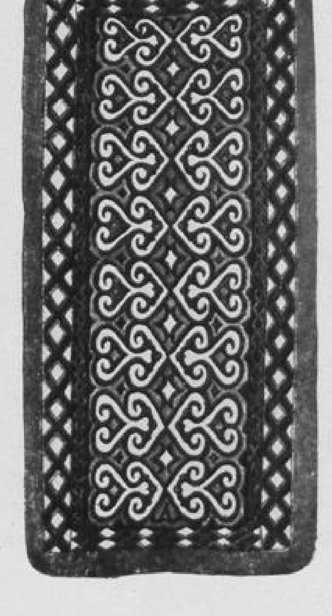
Tafel 48



Bronze-Rauchfaß (nach ägypt. Muster), Tumschuk







Gemusterte Filze, Kutscha

Filzteppiche aus Kutscha

von O. v. Falke, aus „Volkskundliches aus Ost-Turkistan"
v. A. v. Le Coq, D. Reimer 1916.

Die drei durch auffallend klare und großzügige Musterung ausgezeichneten Filzteppiche (auf Taf. 48) sind von Professor von Le Coq 1913 in Kutscha erworben und dem Kgl. Kunstgewerbemuseum in Berlin als Geschenk überwiesen worden. Sie sind in einer Größe von ungefähr 2×4 m aus einem sehr weichen Haarfilz hergestellt und in der Weise farbig gemustert, daß in die Oberfläche eines dicken, weißlichen Filzgrundes dünnere Schichten des gleichartigen, oder rein weißen, oder in der Masse gefärbten Filzes der Zeichnung entsprechend fest eingewalkt sind. Stellenweise wird eine Farbenschicht von der benachbarten Schicht überdeckt. In der Regel jedoch sind alle farbigen Teile genau nebeneinander gesetzt, so daß die helle Grundschicht vollkommen zugedeckt wird. Es handelt sich aber bei der Musterung der Filzteppiche um eine Art eingelegter Arbeit oder Intarsia in weichem Material. Die Schwierigkeit, in dem nachgiebigen Filz ohne maschinelle Vorrichtungen eine verwickelte Zeichnung klar herauszubringen und die verschiedene Muster bildenden Farben scharf von einander abzusetzen, ist mit erstaunlichem Geschick so gut überwunden, daß man bei den Verfertigern, eine alte, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Handwerksübung voraussetzen muß. Die Farbenwirkung der Teppiche ist viel lebhafter, als die Abbildungen vermuten lassen. (Leider konnten sie hier nur einfarbig wiedergegeben werden.) Den Eindruck beherrschen die beiden hellsten Farben, weiß für das Muster und orangegelb für den Grund. Die dunkleren Töne, rot, blau, schwarz und grau spielen eine untergeordnete Rolle, vornehmlich zur Einfassung der hellen Flächen. Ob die Farben lichtecht und dauerhaft sind, konnte nicht erprobt werden, weil die vorliegenden Teppiche neue Erzeugnisse sind und weil ältere Werke dieser Gattung aus dem Orient nicht nach Europa gelangten oder dort nicht bekannt geworden sind. Die Schattenseite dieses kunstvollen Filzeinlageverfahrens ist die beschränkte Haltbarkeit solcher Teppiche, die als Fußbodenbelag einem starken Verbrauch ausgesetzt sind. Da der Filz, um die eingewalkte Mu-

sterung nachgiebig in sich aufnehmen zu können, weich und locker bleiben muß, viel lockerer als bei den in Europa maschinell geschaffenen Fußbodenfilzstoffen üblich ist, so sind die ostasiatischen Filzteppiche einerseits dem Mottenfraß in sehr hohem Maße unterworfen, andererseits dem Zerfall der Filzstoffe durch Abnutzung und Loslösen der eingewalkten Musterschichten. Wenn auch Muster und Grundstoff ziemlich innig ineinander gearbeitet sind, unlöslich ist die Verbindung doch nicht. Man kann auch an vielen Stellen der vorliegenden Filzteppiche bemerken, daß die Verfertiger durch verdecktes Festnähen von schmalen Umriß bildenden Musterstreifen und von freien Endigungen der drohenden Gefahr der Trennung von Grund und Muster vorzubeugen suchten. Die Vergänglichkeit der orientalischen Filzteppiche ist wohl der Hauptgrund dafür, daß sie trotz einer ausgedehnten Erzeugung für den heimischen Bedarf in Persien, Afghanistan, Zentralasien und Indien niemals eine gangbare Handelsware für Europa geworden sind, obwohl ihr Preis hinter dem der geknüpften Teppiche gleicher Herkunft erheblich zurückbleibt. Da die Filzteppiche selbst in Europa fast unbekannt blieben, sind auch die Nachrichten über ihre Herstellungsart, ihr Verbreitungsgebiet und ihre Geschichte spärlich. Zuverlässige Berichte über die „nemed“ genannten Filzteppiche Persiens verdanken wir Dr. J. E. Polak (im „Katalog der Wiener Ausstellung orientalischer Teppiche“ 1891 S. 33—35, S. 87) über Indien und Afghanistan Forbes Watson, „The textile Manufacture and Costume of the People of India“. Danach ist die Teppichfilzerei, ursprünglich ein Hausgewerbe nomadischer Stämme, in den genannten Ländern immer primitiv geblieben.

Die zur Filzbereitung dienenden Tierhaare, meist Mischungen von Schafwolle mit Kamelhaar und Ziegenhaar, werden mit den einfachsten technischen Vorrichtungen bis zur Verfilzung geschlagen, gestampft und gerollt. Auch die Muster, vorwiegend aus gefärbter Baumwolle, werden freihändig durch Pressen, Schlagen und Rollen in die Grundschicht eingewalkt.

Über die Geschichte und das Alter des asiatischen Filzgewerbes ist leider garnichts überliefert. Damit fehlen auch Andeutungen und Aufklärungsmittel über den Ursprung der ebenso schönen wie eigentümlichen Muster. Es fällt zunächst auf, daß die hier abgebildeten Teppiche weder in der Zeichnung, noch in der Farbenwirkung eine Verwandtschaft mit dem vielgestaltigen Formenschatz der vorderasiatischen Knüpfteppiche verraten; auch von den Einflüssen der ostasiatischen Kunst ist nichts zu verspüren, obwohl in Nordchina Filzteppiche hergestellt werden. Die Unabhängigkeit

von den Knüpfteppichen ist hinreichend aus der besonderen Technik der Filzteppiche zu erklären; denn diese erfordert eine flüssige, großzügige Zeichnung und vorwiegend gerundete Linienführung, sie zwingt auch zur Vermeidung von reich und fein durchgebildeten Motiven, in denen die Knüpftechnik unerreichbar ist. Die Ornamentik der letzteren ist gerade in ihren vollendetsten Formen für die Filztechnik unverwendbar.

Um Analogien und Ähnlichkeiten zu den Filzteppichmustern der Gegenwart zu finden, muß man aus dem Textilgebiet heraus und in der Kunstgeschichte weit zurückgehen. Die Cametten in den drei Mittelfeldern des Teppichs (Taf. 48 links), die Wellenranken an seinen Langseiten innerhalb der Rautenfelderumrahmung erinnern an romanische Ranken des Mittelalters und an die islamische Arabeske; die Hakenreihen an den Langseiten des Teppichs rechts unten erscheinen wie Ausläufer des antiken Wellenornamentes des „laufenden Hundes"; die nach innen auf demselben Teppich sich anschließenden Streifen zeigen kymatienartige Blattreihen. Das Mittelfeld des dritten Teppichs rechts oben erinnert in der Verteilung der Spezialmotive lebhaft an ornamentale Deckenmalereien spätägyptischer Grabkammern (vgl. Owen Jones, Grammar of Ornament Taf. 10 Fig. 18 und 24), aber, da wir lediglich moderne Filzteppiche kennen, keinerlei Vorstufen der Entwicklung, so ist es nicht möglich, von der Spätantike zu den Mustern der Gegenwart eine Brücke zu schlagen. Die bekannte Tatsache antiker Kunsteinflüsse nach Zentralasien und Ostasien, die Gandhārakunst und die nachweisbare Abhängigkeit der chinesischen Seidenweberei von spätantiken Vorbildern im 7. Jahrhundert, würden dieser Brücke keine genügende Stütze bilden. Man kann also nur vermuten, daß die islamische Arabeske in der Vergangenheit der Filztechnik Vorderasiens und Zentralasiens Ornamentmotive geboten hat, die dann durch die besonderen Bedürfnisse dieses Verfahrens zu dem eigentümlichen Stil umgebildet wurden, der noch heute fortlebt[1].

1 Ich kann mir nicht versagen, hierzu meine Meinung zu äußern: daß nämlich islamische Dinge schwerlich hier in Betracht kommen, und wir es vielmehr mit Überlebseln älterer Kunstübungen zu tun haben (A. v. L. C.).

Textabbildungen

Seite

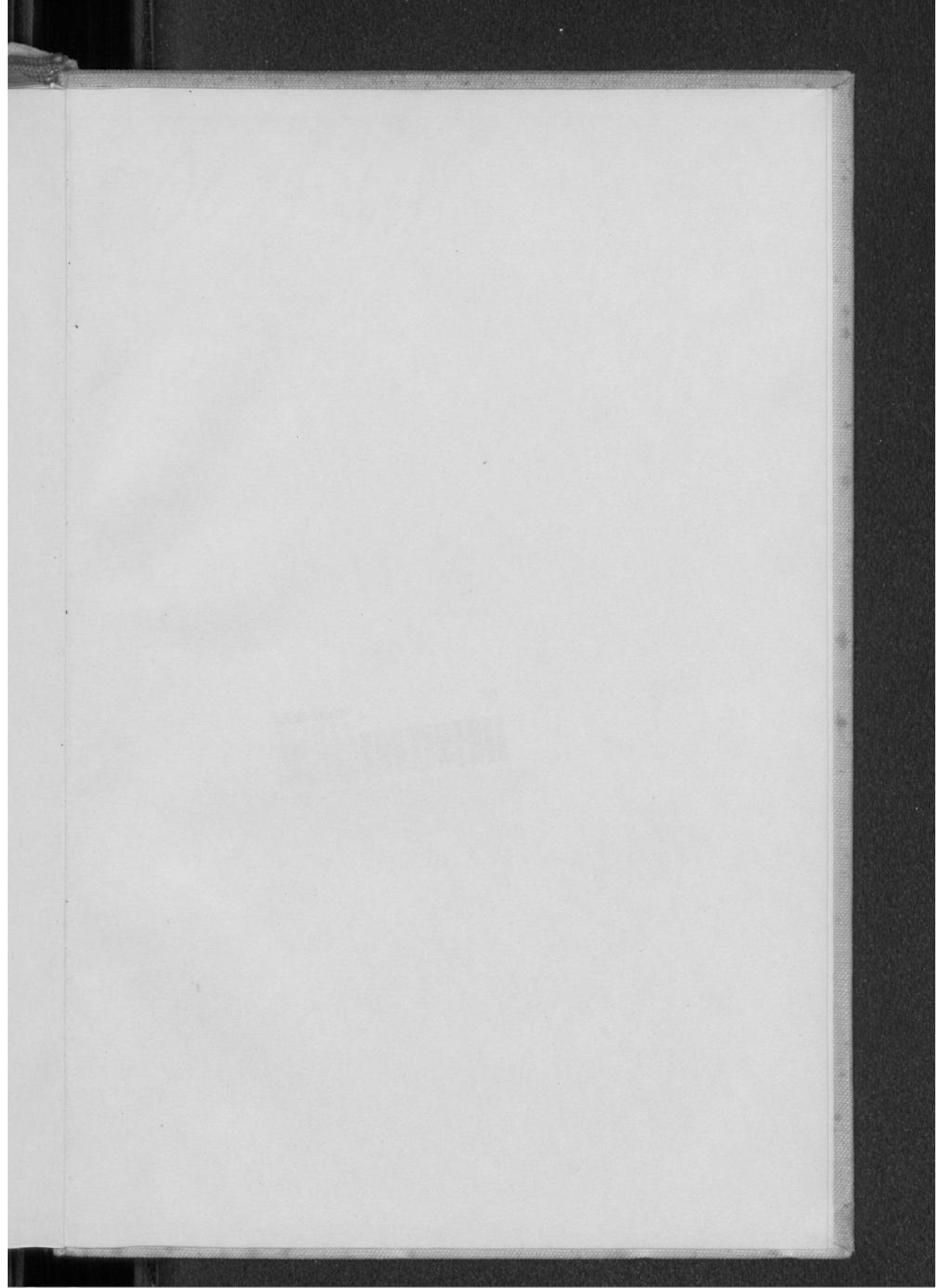
Tafelabbildungen

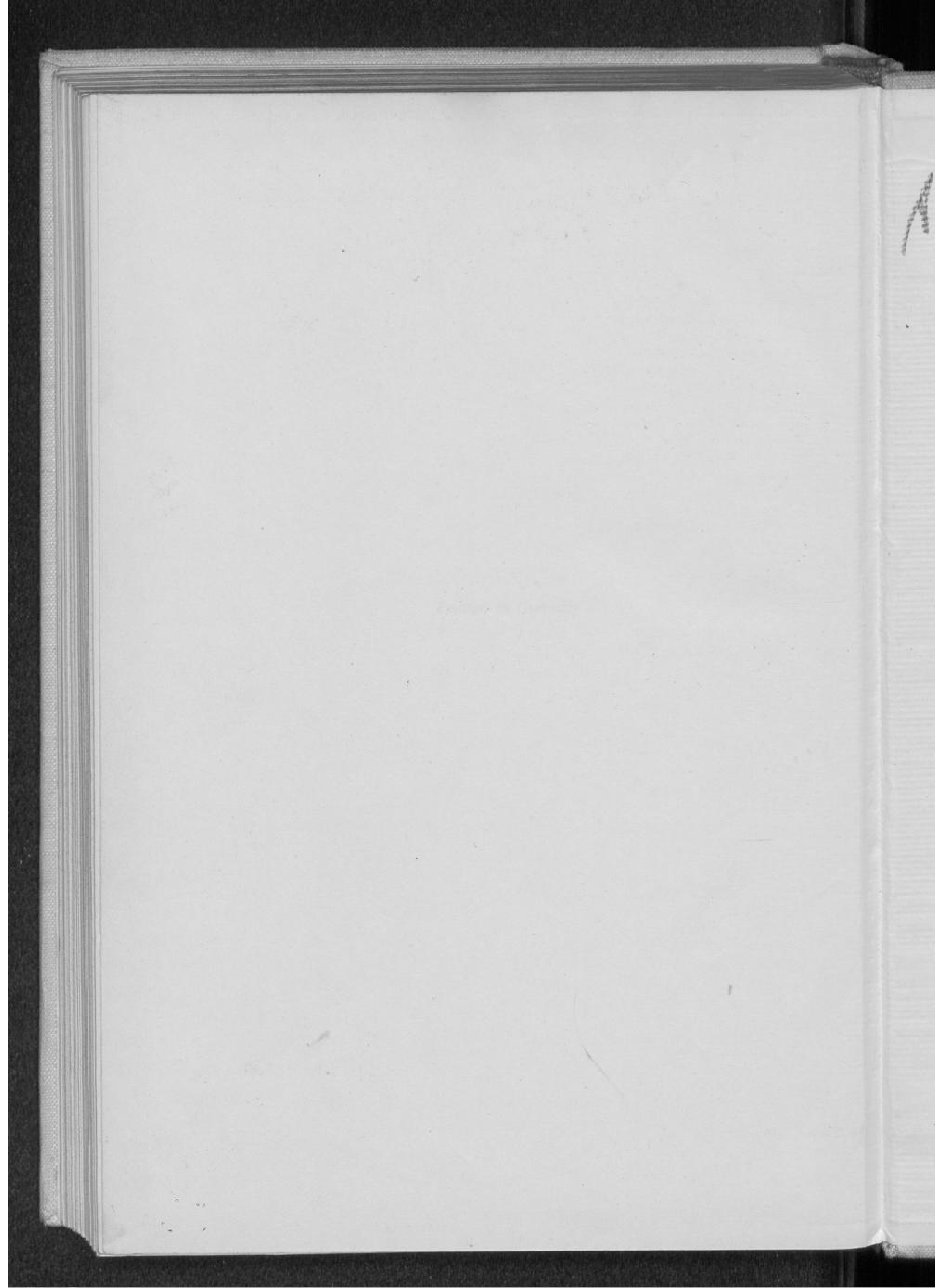
Tafel

Tafelabbildungen

Tafelabbildungen

Printed in Germany







3/1
ULB Halle
001 164 279

